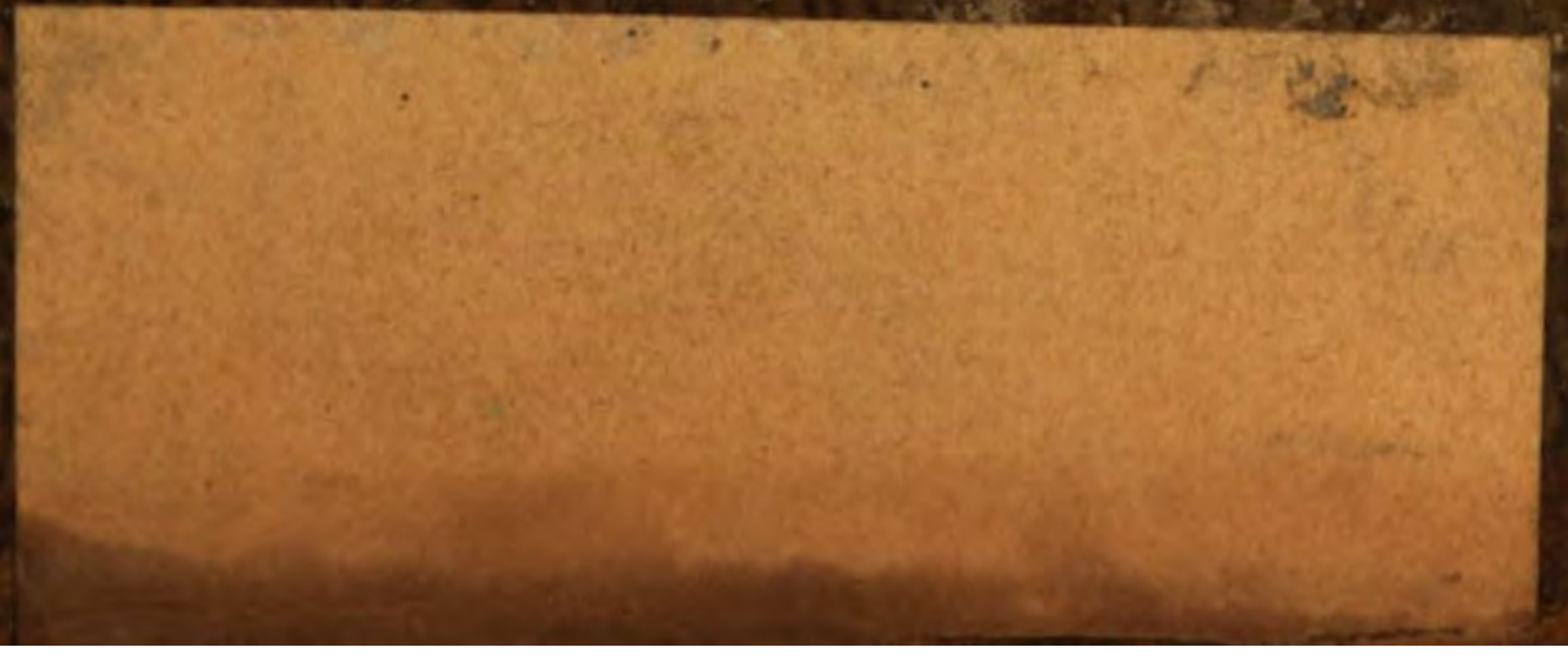

Jenn.

1933 (3 Mylius

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

25262.

Neue Pariser Mysterien.

Ein

Sittengemälde aus dem Zweiten Kaiserreich.

Herausgegeben

von

Otfrid Mylius.

Dritter Band.

Landesarchiv Bibliothek.

Stuttgart.

Verlag von A. Kröner.

1863.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Gebr. Mäntler in Stuttgart.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Der nächtliche Lauscher 1

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Ein wilder Seelenschmerz 9

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Die Flucht 23

Achtunddreißigstes Kapitel.

Das Opfer eines Wahns 42

Neununddreißigstes Kapitel.

Hart Holz zu bohren 50

Vierzigstes Kapitel.

Die Verfolgung 63

Einundvierzigstes Kapitel.

Das Befreiungs-Komplott 83

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Contremine 93

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Zephyrinens Verstimmung 108

Vierundvierzigstes Kapitel.

Die Krallen des Kätzchens 127

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Die Morgue 136

Seite

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Der Streit um zwei arme Seelen 149

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Die historischen Folgen des Attentats 162

Achtundvierzigstes Kapitel.

Herr v. Beaufort am Ziele seiner Pläne 168

Neunundvierzigstes Kapitel.

Im Staatsgefängniß 178

Fünfzigstes Kapitel.

Kerkerschauer 200

Einundfünfzigstes Kapitel.

Das friedliche Dol 211

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Die Schwestern des heiligen Vincenz von Paula . . . 218

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Ein seltsames Zusammentreffen 229

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Liebe und Mitleid im Kampf gegen die Pflicht 254

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Triumph der Liebe 274

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Vorbereitung zur Befreiung 277

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Im Treibsand 299

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Die gespannte Erwartung 310

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Kirchenbuße 325

Sechszigstes Kapitel.

Frei in England 333

Einundsechszigstes Kapitel.

Auch eine Jugendliebe 342

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Der nächtliche Lauscher.

Kehren wir wieder zu dem Gegenstand so vieler Sorgen und Unruhen zurück, zu Paul Montague, den wir am Abend jenes Frohnleichnams-Festes auf dem Schlosse Ronville verlassen hatten.

Der Baron und seine Gäste hatten kaum um den runden Tisch Platz genommen, wo ihnen der Kaffee servirt wurde, als Pierre eintrat und der Baronin einen Brief übergab, den einzigen, der mit der Abendpost gekommen sey. Die Baronin musterte die Adresse durch ihre Lorgnette, las dann laut das Postzeichen Rennes und reichte das Schreiben über den Tisch hinüber ihrer Tochter.

„Aha, Miß!" rief der Baron, „was für eine Correspondenz hast Du denn da mit Rennes?"

— „Ich? durchaus keine, Papa!"

„Ah, vermuthlich hat der Vicomte an Dich geschrieben. Er ist der einzige Bekannte, den Du in Rennes haben könntest!"

Madeleine erröthete leicht, öffnete das Couvert mit zitternder Hand und nahm aus demselben die Einlage, die sie öffnete und von allen Seiten besichtigte.

„Wie? ein weißes Blatt? Was hat denn das zu bedeuten?" riefen die Anwesenden.

Madeleine erglühte; sie wußte ebenso wenig wie die Anderen, um was es sich handle, aber sie hatte einen Argwohn. „Es muß irgend eine Mystifikation seyn," sagte sie mit unsicherer Stimme. Das weiße Blatt ward herumgereicht und geprüft und gab Anlaß zu allen möglichen Vermuthungen und Deutungen; endlich legte man es auf den Tisch, wo Madeleine es aufraffte und in die Tasche steckte.

„Wollen Sie nicht die Romanze von gestern Abend noch ein Mal singen?" fragte Paul.

„Ihnen zu Gefallen würde ich gerne alles thun," gab sie ihm leise zur Antwort: „allein dieß ist mir unmöglich, denn der Pfarrer erlaubt mir heute keine andere Musik als religiöse."

Paul verwünschte im Stillen diesen Umstand, allein es gelang ihm den ganzen Abend nicht, Madeleinen aus dem Familienkreise hinwegzulocken, und endlich gingen die anderen Gäste, und die Dienerschaft brachte die Kerzen zum Schlafengehen. Erst jetzt winkte ihm Madeleine auf die Seite und sagte: „Sie wissen, daß man mich für sehr unabhängig hält, und Sie kennen den Begriff, welchen man hier zu Lande diesem Worte beilegt. Nun müssen Sie aber nicht schlecht von mir denken, wenn ich meinen Charakter so consequent festhalte, daß ich Ihnen sogar einen Vorschlag mache, den ich eigentlich keinem Manne machen sollte." Sie hielt inne und heftete einen forschenden Blick auf Paul.

„Reden Sie ohne Scheu," sagte er warm; „ich halte Sie für so vollkommen, daß nichts, was Sie mir auch sagen werden, meine gute Meinung von Ihnen ändern kann!" — Er ahnte dabei freilich nicht, was er eigentlich versprach.

„Ich danke Ihnen," erwiderte sie, und Thränen traten ihr beinahe in's Auge; „ach, Sie sind leider beinahe die einzige Person außer meinem Vater, welche so von mir denkt; und doch bin ich jetzt genöthigt, einen Schritt zu thun, der, wie ich wohl weiß, Ihr Wohlwollen und Ihre Achtung für mich beeinträchtigen muß, Herr . . ."

„Paul," ergänzte er schüchtern.

„Ja, ich will Sie bei Ihrem Taufnamen nennen, Herr Paul, denn ich wünsche nichts sehnlicher, als daß Sie mir ein Bruder seyen, daß Sie mir Ihr Wohlwollen bewahren und mir Ihren Beistand nicht versagen!"

„Rechnen Sie ganz auf mich, koste es auch mein Leben," flüsterte er.

Sie reichte ihm verstohlen die Hand und sagte dann mit stockender Stimme: „So hören Sie denn, was ich Ihnen mittheilen wollte: morgen früh vor dem Dejeuner werde ich in jener Waldallee, der allée verte, spazieren gehen, wo — wo wir neulich mit einander ritten, — dort sollen Sie mich treffen — wollen Sie?"

Den jungen Engländer überlief es eiskalt — dieser Vorschlag von einer unverheiratheten Französin war entsetzlich, und er stammelte: „Ich will — ich werde kommen."

„Herzlichen Dank und gute Nacht! schlafen Sie wohl!"

Der letztere Wunsch war reiner Spott. Als Paul unter der Führung des alten Pierre über lange Korridore und Wendeltreppen sein Zimmer erreicht hatte, fand er in seiner Aufregung Stunden-lang keine Lust, sich zu Bette zu begeben. Von Zweifeln gepeinigt, von einem wilden Fieber durchglüht, ging er grübelnd in seinem Zimmer auf und ab und gelangte endlich zu folgenden Schlüssen: Jene Händedrücke, jene unzweideutigen

Blicke Madeleinens, und endlich gar dieses seltsame Stelldichein reimen sich gar nicht zusammen mit dem, was man mir von der gewöhnlichen Handlungsweise der französischen Mädchen erzählt hat. Also hat Madeleinens Betragen gegen mich entweder eine tiefere Bedeutung, oder es ist ganz bedeutungslos, eine Laune, ein Spiel müssiger Koketterie. In letzterem Falle ist Madeleine nicht das edle Geschöpf, wofür ich sie hielt, sondern eine blose Kokette gewöhnlichen Schlages — für mich das Verhaßteste, was es geben kann. Soll ich aber ihrem Benehmen eine Absichtlichkeit und Bedeutung beimessen dürfen, so muß ich daraus schließen: entweder daß sie mich liebt, oder daß sie — was mir ein Greuel wäre — ein Werkzeug ihrer Zwecke aus mir machen möchte. Liebt sie mich aber — und der Himmel weiß, wie glücklich mich dieß machen würde! — wie vermag ich mir dann ihr Betragen gegen jenen Antoine Legrand zu erklären, — ein Betragen, das gar kein Mißverständniß zuläßt? Wenn sie mich nur als Werkzeug benützen will, so möcht' ich wissen, zu was für Zwecken? weßhalb will sie mir den Glauben beibringen, daß sie sich für mich interessirt? das ist herzlos. Wenn sie mich also nicht liebt, so hab' ich allen Grund, sie zu hassen!

Mit diesen und ähnlichen Sophismen war es ihm vermeintlich gelungen, sich kälter zu machen; allein er täuschte sich hierin gewaltig. Er war noch immer im Fieber, und dafür bürgte, daß er jetzt an's Fenster trat und es öffnete, so daß der einströmende Windzug die Kerze auslöschte.

‚Was liegt daran?' dachte er, ‚wenn keine Zündhölzer da sind, kann ich nöthigenfalls auch im Mondschein zu Bette gehen, und obschon es ein wunderliches, altes Gebäude ist, so fürchte ich mich ja nicht vor Gespenstern.'

Der Mond war seit einer Stunde aufgegangen; die Nacht

war lind, die Luft lau und von den Düften des Gartens geschwängert, und vor dem Fenster Montague's dehnte sich der Rasenplatz hin, allseitig umgeben von dichtem Gebüsch und Lustgehölz. Weiter hinaus lag eine herrliche bewaldete Landschaft, die jetzt im Silberlichte des Mondes zu schlummern schien. Paul schaute sich um und sah zu seiner Linken den großen runden Thurm hervortreten, den er schon beim Heranreiten nach dem Schlosse bemerkt hatte. In dem Thurme war ungefähr in gleicher Höhe mit seinem eigenen Zimmer ein kleines Fenster, vielleicht ehedem eine Schießscharte für große Armbrüste. Das Zimmer, dem dieses Fensterchen bei Tage Licht gab, war nun von innen durch eine Kerze beleuchtet, und Paul konnte zufällig sogar den Leuchter mit der brennenden Kerze selbst unterscheiden, welche auf einem Tischchen, etwa in der Mitte des Zimmers, standen. Das Fenster ließ aber nicht mehr von dem Innern des Gemachs erkennen.

Paul hielt jenes Zimmer anfangs für die Stube irgend eines Dienstboten, denn es war allzu abgelegen, um jemand anderem zu gehören. Da er aber augenblicklich keinen andern interessanten Gegenstand der Betrachtung hatte, so blickte er mit einiger Neugier nach jenem offenen Fensterchen. Er hatte noch nicht lange hingesehen, so hörte er drunten in dem Lustgehölz etwas rauschen; er bemühte sich vergebens, die Ursache davon zu ermitteln — der Schatten des Schlosses warf ein undurchsichtiges Dunkel über diese Büsche. Alles war schon wieder still, als er plötzlich eine weibliche Gestalt in jenem Thurmgemach zwischen sich und das Licht treten sah — es war zu schnell geschehen, als daß er etwas hätte deutlich erkennen mögen, und er hielt sich für sehr gescheidt, als er zu der Folgerung kam, es sey irgend ein Dienstmädchen vom Schlosse, dessen Liebhaber drunten auf

ein Briefchen harre, das ihm seine Schöne in das Gebüsch hinunterwerfen werde. Wie scharfblickend doch die Männer sind! Inzwischen entrückte ihn jedoch diese kleine Episode eine Weile seinen eigenen Gedanken, und er mußte lachen, als er seine eigene Liebe mit derjenigen des Dienstmädchens verglich. — ‚Und warum,‘ dachte er, ‚sollte die meinige romantischer und reiner, oder edler oder auch nur interessanter seyn, als die ihrige? Wir sind allesammt Gottes Geschöpfe und Kinder — allesammt Thoren und Sünder!‘ Bei alledem aber interessirte er sich doch lebhaft für die Liebschaft des Dienstmädchens und ihres Verehrers und wartete darauf, daß sie ein Briefchen herauswerfen werde. Während er so harrte, sah er plötzlich eine Hand zwischen dem Fenster und dem Licht vorüber fahren, und er meinte, das sey eine sehr kleine und sehr weiße Hand für ein Dienstmädchen. Diese Hand nun hielt einen Brief vor das Licht, und zwar so dicht, als ob sie das Papier verbrennen wollte. Paul blickte mit beiden Augen hin und hätte darauf schwören mögen, der Brief sey nur ein weißes Blatt. Er griff nach seinem Reiseperspektiv und schaute mit gespannter Aufmerksamkeit hinüber, und da die Entfernung ganz unbedeutend und sein Glas sehr scharf war, so konnte er jetzt beschwören, der Brief sey anfangs ein weißes Blatt gewesen, auf welchem aber jetzt, je länger er hinblickte, desto deutlicher und dunkler einige Zeilen zum Vorschein zu kommen schienen, bis sie sich ganz bestimmt als Schrift erkennen ließen.

Montague rieb sich die Stirne und wollte seinen Augen nicht trauen. ‚Bah,‘ dachte er, ‚es war ein gewöhnlicher Brief, aber ich habe anfangs nicht deutlich gesehen, weil meine Augen nicht an das Licht gewöhnt waren, und darum habe ich die Schrift erst nachher wahrgenommen. Aber seltsam ist es dennoch, daß

der Brief so dicht an das Licht gehalten wurde; es läßt sich nur etwa damit erklären, daß das Dienstmädchen nicht sehr fertig lesen kann.'

Die Hand ward nun vom Lichte zurückgezogen und etwa zehn Minuten lang geschah nichts mehr; nur wollte es Paul bedünken, er habe drüben im Thurmzimmer ein leises Schluchzen und einen unterdrückten Schrei gehört und drunten im Gebüsch habe sich wieder etwas geregt. Mit unverwandtem Blicke schaute er noch immer hinüber. Da trat plötzlich eine dunkle Gestalt zwischen das Licht und das Fenster, eine Hand streckte sich aus dem letztern und ein kleines weißes Paket fiel in's Gebüsch hinunter. Paul bebte heftig zusammen und zitterte am ganzen Leibe. Jene Gestalt und jene Hand waren das getreue Ebenbild von Madeleinen — freilich nur den Umrissen nach, denn er konnte, da der Mond noch nicht bis an das Fenster reichte, den dunklen Gegenstand nicht genauer sehen, aber die Umrisse dieser Büste und noch mehr diese zarte Hand konnten nur Madeleinen angehören.

In furchtbarem, schmerzlichem Zweifel schlug er sich vor die Stirne und murmelte knirschend: „Entsetzlich! fürchterlich! wenn sie es ist, so bin ich verloren!" Allein er hatte keine Zeit zu Wehklagen, denn beinahe unmittelbar nachdem der Brief hinuntergefallen war, rauschte es laut drunten in dem Gebüsch und die Gestalt eines Mannes (die sich dicht unter den Büschen hielt), rannte den Rasenplatz hinab, so tief zu Boden gebeugt wie Einer, der etwas sucht, daß man ihn unmöglich erkennen konnte.

Mehre Minuten lang hörte und sah Paul nichts weiter, alsdann aber bemerkte er einen Mann, der auf der entgegengesetzten Seite des Rasenplatzes auf einer hellen Stelle stand.

Paul wollte schwindelig werden ob diesem Anblick — er konnte sich nicht täuschen: jener Mann dort drüben im Mondschein war der Sohn des Wildhüters, derselbe den er am Morgen bei der Prinzessin gesehen hatte. Paul sah, wie er einen Brief öffnete und in den Mondschein hinein hielt — sah wie er ihn dicht vor's Auge brachte, sah ihn erbeben, zittern und endlich flach auf sein Gesicht niederfallen.

Was hatte dieser Auftritt zu bedeuten?

Zwei Stunden später, als Paul noch immer in wildem Zweifel und Seelenschmerz in seinem Zimmer auf- und abgegangen war, trat er wieder an's Fenster. Das Licht drüben in dem Thurmzimmer war erloschen. Er blickte forschend auf den Rasenplatz hinunter, der noch immer still und ruhig im Mondschein dalag. Er hörte nichts als eine Fledermaus, die an seinem Fenster vorüberflatterte. Dann sah er sich weiter um und fand die Stelle wieder, wo der Mann vor zwei Stunden auf das Gesicht niedergefallen war. Er lag noch da — dieser Mann, Antoine Legrand lag noch dort. Abermals verging eine Stunde in wilder Seelenangst, und Antoine lag noch im feuchten Gras und Paul hatte sich noch nicht gerührt.

„Laß ihn liegen!" murmelte er wild vor sich hin; „stirbt er, wohlan, so ist er füglich todt; — leidet er, so laß ihn leiden! Seine Qual kann nicht größer seyn als die meinige!"

So verbrachten diese beiden Männer jeder seine Nacht in fürchterlichem Seelenkampfe; — beide um eines Frauenzimmers willen. Die Thoren! der Eine lag schluchzend mit dem Gesicht im feuchten Grase, der Andere wälzte sich rastlos auf den Kissen!

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Ein wilder Seelenschmerz.

Endlich nahte der Morgen. Die kühlere Luft weckte den jungen Engländer aus seiner Lethargie. Er stand auf und blickte in den grauenden Tag hinaus, der im Osten seinen auftauchenden Lichtstreifen immer höher emporhob, immer breiter hinlagerte. Der Mond war längst untergegangen, und die ganze Erde darunter lag noch im Dunkel. Die frische Luft erquickte ihn und er lehnte sich aus dem Fenster, bis die Sonne emporstieg und den Wetterhahn auf dem hohen Dache des runden Thurmes vergoldete. Paul konnte nun deutlich erkennen, daß das Fensterchen geschlossen und innen ein Vorhang vorgezogen war.

Wie seltsam ist es doch, daß Denjenigen, welche eine schlummerlose Nacht verbracht haben, oft erst der Tag den beruhigenden, tröstlichen Schlummer bringt — der Tag, nach dessen Anblick sie sich so sehr gesehnt haben. So erging es auch Paul Montague — er schloß das Fenster, legte sich nieder und schlief einige Stunden. Als er wieder erwachte, vermochte er die Vorgänge der letzten Nacht und des gestrigen Tages ruhig anzusehen, nur war seiner Ansicht von denselben der Eindruck der nächtlichen Seelenqual aufgeprägt. Er war zu der bestimmten Ueberzeugung gekommen, Madeleine liebe Antoine Legrand. Er tadelte sie um dieser Liebe willen nicht. ‚Wäre Antoine ein einfacher Bauernsohn gewesen, so würde ich das Mädchen dieser Liebe wegen für noch einmal so edel halten,‘ dachte er; ‚aber er ist ein Polizeispion, und sie weiß es nun, — er ist derselbe Spion, welcher Herrn v. Coucy in's Verderben gestürzt hat — ihren Freund

sowohl als den meinigen; ja, wenn er nur allein Spion wäre, so würde dieß schon genügen. Ich tadle sie nicht, aber ich verachte sie. Sie hat mich um eine Unterredung gebeten; wahrscheinlich will sie mich um Verzeihung für ihn angehen, will seine Sache führen, aber ich werde sie verachten!'

Wenn Liebe adelt, wie sehr entwürdigt Haß! Paul hatte erst jüngst hassen gelernt, aber er lernte jetzt auch noch Rachgier. Er konnte den Gedanken an Antoine nicht ertragen, an jenen Menschen, der nicht allein seine besten Freunde verrathen, sondern ihn auch um seine Liebe bestohlen hatte. — ‚Aber er soll mir dafür büßen, und ich will ihre Fürbitten mit Verachtung von mir weisen!' dachte er. ‚Sie soll erfahren, was Männer von einer Frau denken, die sich so weit vergessen kann, einen gemeinen Spion zu lieben, der nicht einmal seiner eigenen, elenden Sache treu ist. Sie soll nicht wähnen, es werde ihr Alles vergeben, weil sie schön ist.'

Paul blickte in die Landschaft hinaus; der Tag war schön und lachend, ein glorreicher Sommermorgen. Die Vögel verhöhnten ihn mit ihrem lustigen Gezwitscher; er fuhr mit der Hand über die Augen und murmelte: ‚Ich wollte, ich könnte aus diesem entsetzlichen Traum erwachen oder ihn von mir schleudern und vergessen!' Dann kleidete er sich an und ging hinunter, ruhig aber entschlossen. Diese Unterredung, welcher er am gestrigen Abend mit so viel Stolz und Freude entgegengesehen hatte, war ihm nun verhaßt. „Aber sie muß überstanden werden," sagte er zu sich selber; „das Schlimmste wird dann vorbei seyn, und ich werde fortgehen, weit fort in ein andres Land, fort aus diesem verhaßten Frankreich!"

Er gewann es kaum über sich, nach der Allée verte hinauszuschauen. Dort waren sie und er sich zum ersten Male zu Pferde

begegnet, und ihm war nun als verstünde er Alles, was sie dort zu ihm gesagt hatte. Er hielt ihre anfängliche kalte und feste Abweisung nicht mehr für das Ergebniß von Bescheidenheit und jungfräulicher Züchtigkeit, sondern wähnte, seine Gesellschaft sey ihr damals ungelegen gekommen — sie habe vielleicht in jenem Augenblicke, wo er sie so gedankenvoll über den Hals ihres Pferdes gebeugt sah, auf diesen geliebten Verräther, diesen romantischen Spion gewartet. Dieser Gedanke vergällte ihm vollends das bevorstehende Stelldichein, und ein heftiger Widerwille erfaßte ihn, als er sich der Stelle näherte, wo er Madeleinen zum ersten Male begegnet war. Jetzt blickte er auf und sah Madeleine über den Rasen herab ihm entgegenkommen; sie ging langsam, mit zu Boden gesenktem Blick; ihr Gesicht war bleich und trug noch die Spuren heftigen Weinens. Das arme Kind hatte ebenfalls eine Nacht voll solch' entsetzlichen Seelenleidens verlebt, daß Paul keine Ahnung davon hatte, — eine Nacht nicht voll selbstsüchtigen Wehklagens, wie er und der Mann, der mit dem Gesicht im feuchten Grase gelegen, sie verbracht hatten, sondern eine Nacht voll brünstigen Gebets um Führung, um Rath und Hülfe, denn sie, dieses eine schwache Mädchen, stand nun zwischen zwei Leben!

Es ist unrecht zu vermuthen, daß weil dem Gebete der Guten, und sogar ihrem Gebet in der Todesangst nicht immer willfahrt wird, es nicht erhört werde und daß die göttliche Zusage eine Lüge seye. Gott behüte! Wie oft ergibt sich gerade diejenige Sache, die wir als die schlimmste und entsetzlichste am meisten fürchten, als die höchste Weisheit des Allweisen! Wie oft bringen die größten Verbrechen der Menschheit die größten Segnungen! und doch thun wir Recht, wenn wir dagegen beten und Allem aufbieten, um sie zu verhindern.

Madeleine kam und grüßte Paul mit wehmüthigem freundlichem Blick; sie hoffte von ihm zärtlich bewillkommt zu werden, aber er verbeugte sich nur steif. Sie hielt ihn hierauf für verlegen und furchtsam, und glaubte, sie als Frauenzimmer müsse ihm entgegenkommen. Schüchtern streckte sie ihm die Hand entgegen, aber er schien es nicht zu bemerken. Dies berührte das arme Kind schmerzlich; aber sie war ja gekommen, um ein Opfer zu bringen, um einen Kampf zu wagen, und dieß war nur der Anfang davon.

„Ich will mich heute nicht entschuldigen," hub sie zaghaft an. „Ich weiß, daß Sie ein Arg an der Unterredung nahmen, um welche ich Sie bat, und ich achte Sie deßhalb; allein wenn Sie den Grund kennen, der mich zu einer solch auffallenden Bitte bewogen hat, werden Sie besser von mir denken!"

Paul antwortete nur durch eine stumme Verbeugung.

„Und doch," fuhr sie mit gesenkten Blicken fort, „und doch hat man mir gesagt, Ihre Landsmänninnen seyen in solchen Stücken nicht so gewissenhaft wie wir und wagen häufig, was ich gethan habe."

— „Manche thun dieß vielleicht," erwiderte er mit bitterem Lächeln; „aber das sind nicht diejenigen, welche ich achte."

„Ist denn so etwas Schlimmes dabei? — Jenun, dann muß ich die Unterredung so kurz wie möglich machen, nachdem das Vergehen nun doch einmal begangen ist!"

Paul verbeugte sich abermals und dachte: je kürzer, desto besser für uns Beide! aber er sprach es nicht aus.

„Gestern Abend," fuhr sie fort, „machten wir beide eine Entdeckung, Monsieur Montague, die für Sie nicht schmerzlicher seyn konnte als für mich. Sie sprachen mit mir mehrmals über einen gewissen Antoine Lefebvre, und äußerten sich über ihn mit

einem Hasse, der mir beinahe natürlich vorkam. Wir finden nun beide, daß jener Mann kein Anderer ist, als ein früherer Dienstmann meines Vaters. Noch neulich, als wir hier in dieser Allee mit einander ritten, sagten Sie mir, Sie wollten diesem Manne das Leben nehmen. Ich lachte und konnte nicht an den Ernst Ihrer Drohung glauben; aber sie war ernst gemeint. Ich bekämpfte Ihre Absicht als ein Verbrechen. Sagen Sie mir, war es Ihnen Ernst damit?"

— Wer weiß? mein Entschluß war noch nicht ganz gefaßt," erwiderte er.

„Ah, das ist schön! Ich wußte ja, daß Sie sich eines Bessern darüber besinnen würden; ich wußte, daß Sie eines Verbrechens unfähig waren. Sagen Sie mir nun, daß Sie jenem Manne verziehen haben!"

— „Wenn mein Entschluß damals noch nicht feststand, mein Fräulein, so ist es jetzt anders. Ich hasse jenen Menschen, habe gerechte Ursache ihn zu hassen — doppelt zu hassen, und ich warte nur, um meine Rache vollkommen zu machen, bevor ich sie ausführe."

„Das ist ja entsetzlich!" rief Madeleine schaudernd und prallte zurück. „Darf ich hier ruhig stehen bleiben und zuhören, wie Sie mit einem Eide geloben, einen Mord zu begehen? Darf ich zugeben, daß ein Verbrechen begangen werde und daß Sie der . . ."

— „Sie haben ja diese Unterredung gesucht, mein Fräulein," fiel er ihr in's Wort; „und wenn es Ihnen unangenehm ist, meinen festen Vorsatz zu vernehmen, so brauchen Sie ja nur der Unterhaltung ein Ende zu machen."

„Allerdings — ich weiß es. Ich weiß, es war thöricht, unschicklich, ja sogar unrecht von mir — aber mit der Furcht, daß

ein Verbrechen unter meinen Augen begangen werde, konnte ich nicht anders! — Monsieur Montague;" hub sie nach einer langen Pause an und änderte ihre Taktik — sie wagte ihn jetzt nicht mehr bei seinem Taufnamen anzureden; „ich glaubte einigen Einfluß auf Sie zu haben; Sie waren so freundlich gegen mich; und als ich Sie gestern Abend bat, zu unverdienten Kränkungen zu schweigen, so thaten Sie es, auf die Gefahr hin, für eine Memme zu gelten. Ich weiß, es ist hart für einen Mann, für einen Feigling gehalten zu werden, und ich kann daraus auch die Größe des Opfers abnehmen, welches Sie mir gebracht haben. Ich dankte Ihnen dafür und danke Ihnen noch jetzt. Ja erst neulich brachten Sie mir ein anderes Opfer und entschuldigten sich auf meine Bitte, wo Sie im Grunde gar nicht im Unrecht waren. Darum wähnte ich einigen Einfluß auf Sie zu haben: ist mir derselbe ganz verloren gegangen? O sagen Sie mir, Herr Montague, wollen Sie nicht um meinetwillen, mir zu Liebe, jene Rache aufgeben?" setzte sie hinzu und lächelte ihm mit einem zärtlichen Blicke in sein kaltes Gesicht.

— „Mein Fräulein," versetzte er ruhig, „neulich bewunderte und verehrte ich Sie; gestern Abend noch war ich thöricht genug, Sie zu lieben . . ."

Madeleine bebte zusammen und ihre Augen strahlten vor Freude, die ihr ganzes bleiches Gesicht verklärte. „Thöricht genug?" wiederholte sie; „nun ja, fahren Sie fort!" Sie wußte, es war für Männer leichter thöricht zu seyn als gut.

— „Jene Worte, deren Sie sich — erlauben Sie mir diese Bemerkung! — ungescheut zum Vortheil Ihrer eigenen Zwecke bedienten, hatten damals einiges Gewicht bei mir. Allein seither, mein Fräulein — Sie zwingen mich zu diesem Geständniß — habe ich Sie beinahe verachten gelernt!"

„Mein Herr, das ist unfreundlich!“ rief sie zusammenschreckend und rang in bitterem Schmerz die Hände. „Es ist Ihrer unwürdig und Ihnen unähnlich, sich solcher harten Ausdrücke gegen ein armes, leidendes Mädchen zu bedienen, welches geirrt hat. Ja fürwahr, ich habe gefehlt, ich habe meine Würde geopfert — aber aus dem Bestreben, Recht zu thun. O bleiben Sie, mein Herr! denken Sie darüber nach! Es muß uns Allen viel vergeben werden; auch Sie haben vielleicht — wissen kann ich es freilich nicht — manches auf dem Gewissen, wofür Sie den Himmel um Verzeihung bitten müssen. Und wenn Sie nun gar jene entsetzliche That begehen, so brauchen Sie Gebet, viel Gebet. Wissen Sie nicht, daß wir erst Anderen verzeihen müssen, ehe uns verziehen werden kann? Können Sie jene göttliche Gabe des Verzeihens nicht lernen? O glauben Sie mir, es ist eine sehr schöne Eigenschaft und steht den Starken gut an. Sie sind stark und ich bin schwach. Wollen Sie nicht Mitleid und Erbarmen mit mir haben? Zugegeben, daß ich etwas Kühnes, Unweibliches, ja sogar Unschickliches begangen habe: — je größer der Fehltritt, desto edler die Gnade, die ihn vergibt! O, so verzeihen Sie mir denn nun sogleich; und wenn Sie mir alsdann nur noch ein klein wenig gewogen bleiben wollen, so will ich gut seyn, will alles thun, was Sie mir auftragen und von mir verlangen, will Ihre Sklavin, Ihr Geschöpf seyn, und mir alle Mühe geben, vollkommen zu werden!“ Dabei brach sie in einen Strom heißer, leidenschaftlicher Thränen aus, und Montague ward gerührt.

— „Mein Fräulein!“ versetzte er minder kalt, „ich drückte mich vorhin zu hart aus, was ich auch immer von Ihnen denken mag. Ich nehme das Wort zurück und wenn Sie wünschen — obschon ich nicht absehen kann, daß es Ihnen einige Genugthuung

zu geben vermag — so will ich sogar sagen, ich verzeihe Ihnen. Allerdings habe ich eigentlich keine Kränkung zu verzeihen, denn Sie haben mir nichts gethan: Ihr Messer ist gegen die eigene Brust gezückt!" Damit schritt er rasch davon.

Madeleine eilte ihm mit erneuerter Hoffnung nach und berührte seinen Arm. Er ließ sich von ihr zum Stehen bringen, weigerte sich aber noch immer, sie anzusehen. Noch lange hernach erinnerte er sich, wie seltsam jene Bäume und Sträucher aussahen, auf welche er so stolz hinstarrte, als sie ihre inständigen Bitten in sein Ohr ausgoß. — „Bleiben Sie," sagte sie; „noch darf ich Sie nicht loslassen: Sie haben einen einzigen Schritt auf dem rechten Wege gethan. Lassen Sie sich überzeugen, und thun Sie noch Einen. Bedenken Sie, daß jeder Schritt in dieser Richtung Sie dem Himmel näher bringt. Sie haben vergeben gelernt; üben Sie diese Kunst und vergeben Sie diesem Manne ebenfalls!"

— „Nimmermehr!" grollte er wild.

„O, sagen Sie das nicht! Bedenken Sie, daß noch mancher gute Funke in jenem jungen Manne ist, welchen nur Elend und Hunger in einen niederträchtigen Dienst getrieben haben. Ich kenne ihn seit Jahren, — er hat mir das Leben gerettet . . ."

— „Ihnen das Leben gerettet?" fiel Paul ihr in's Wort, und es ging ihm plötzlich ein neues Licht auf.

„Ja, so ist es," erwiderte sie eifrig mit neubelebter Hoffnung. „Hörten Sie es nicht, wie mein Vater gestern bei der Frohnleichnams-Prozession mit ihm darüber sprach? Er rettete mir das Leben, als ich noch ein Kind war, und ich muß nun das seinige retten."

— „Heißt man dieß retten, wenn Sie ihn vor dem gerechten Lohn seiner Schurkereien bewahren?" erwiderte Montague mit

zäher Hartnäckigkeit, welcher nichts hören wollte, als ihren Haß und ihr Vorurtheil.

„Diese Vergehungen fallen nicht ihm allein zur Last," sagte Madeleine begütigend; „er ist in jene Laufbahn verlockt, getrieben, gezogen worden, und er hat nur seine Schuldigkeit gethan. Die Pflicht geht ja vor allen Dingen, wie Sie wissen."

— „Ha, Ihre spartanische Tugend wird ihn nicht schützen, mein Fräulein! Sie sprechen zwar sehr beredt für Ihren Geliebten, aber Sie verwenden sich vergeblich für ihn!" Er ging einige Schritte weiter, dann kehrte er sich wieder halb zu ihr, die in Verzweiflung dastund, und flüsterte leise, durch die festgeschlossenen Zähne knirschend: „Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß mein Leben nun ein leeres, verfehltes ist. Ich bin in Allem getäuscht worden — hintergangen in dem, was ich am innigsten hätte lieben können — in Ihnen!" Madeleine sprang vorwärts, um diesen Augenblick zu erfassen, allein er hielt sie zurück und fuhr rasch fort: „Ich habe nun gar nichts mehr auf der Welt, woran mir etwas liegt. Mein einziger wahrer Freund schmachtet in lebenswierigem Kerker, meine einzige Hoffnung auf Liebe ist mir entschwunden; alles was dieses gehässige Daseyn auch nur erträglich macht, ist mir Schritt für Schritt unter meinen Füßen entwichen. Ich habe nie ohne einen Zweck gelebt und ich habe nun einen Zweck — einen, der das einzige Gefühl befriedigen wird, das mir die Menschen gelassen haben: den Durst nach Rache! Blut, Blut allein, woran ich nie zuvor gedacht habe, kann mich nun zufrieden stellen; und dann fort nach irgend einem Lande, wo ich den Verrath der Männer und die Falschheit der Weiber vergessen kann!"

Die Menschen schwatzen in der Verstimmung durch unglückliche Liebe großen Unsinn, aber gerade dieser leidenschaftliche

Ausbruch erneuerte Madeleinens Hoffnung. Sie hatte das Eis gebrochen und einen Glutofen darunter gefunden. „Halten Sie ein, bleiben Sie!“ rief sie, als er düster fortgehen wollte; „ich kann Ihnen darin nicht beipflichten. Ich lasse Sie nicht los, bis Sie mir nachgegeben haben, wozu Sie halb und halb geneigt sind. Ich weiß, es wird meinem Flehen am Ende gelingen, Sie umzustimmen. Eine Nacht voll Gebet kann bei Gott nicht unerhört geblieben seyn, wenn auch diese Stunde flehentlicher Bitte Sie nicht rührt! — Ich habe die ganze Nacht im Gebet vor Gott gelegen . . . habe geweint und geseufzt . . .“

— „Ha ha!“ rief er und ballte die Faust vor Ingrimm, da ihre Aussage nur seinen eigenen Argwohn zu bestätigen schien. Sie aber mißverstand seine Aeußerung und fuhr ruhiger fort:

„Ich will Sie nicht kränken durch die Annahme, als könnte eine Bestechung Ihnen eine Gunst abgewinnen, welche Sie all' meinen flehentlichen Bitten versagt haben. Allein es gibt Ein Geschenk, welches ein Weib anbieten kann, welches sie allein schenken muß, weil niemand es abringen kann. Vielleicht können Sie es sogar jetzt noch annehmen! . . .“

Sie hielt inne und betrachtete ihn; er stand gesenkten Auges da und zertrat ein Maasliebchen im Grase. Er lächelte ironisch zu ihren Worten; er wußte vielleicht, was sie ihm anbieten wollte, und war entzückt über die Aussicht, daß er jetzt etwas verschmähen konnte, um was er sie (ohne das was er in der vergangenen Nacht gesehen und geargwöhnt hatte) aus freien Stücken an diesem Morgen angefleht haben würde. Madeleine bemerkte dieses Lächeln und zögerte eine Minute. Gerade in diesem Augenblick betrat Antoine, blaß und wankend, in einiger Entfernung, die Allée verte vom Walde aus. Er war die ganze Nacht nicht in das Häuschen seines Vaters zurückgekehrt, sondern in wilder

Verzweiflung im Grase liegen geblieben. Als er mit Tagesanbruch vom Boden aufstund und zur Besinnung und Selbstbestimmung kam, gährten manche verzweifelte Pläne und Entschlüsse in seiner Seele; und um jeden davon im Einzelnen nach seiner ganzen Tragweite zu prüfen und abzuwägen und den geeignetsten zu erwählen, flüchtete er sich in den dichtesten Wald, um mit sich zu Rathe zu gehen. In sich gekehrt war er die einsamsten Waldpfade gegangen und hatte das Schloß beinahe umkreist, denn er wollte nicht aus der Nachbarschaft desselben hinweggehen, damit nicht irgend etwas sich ereigne, von dem er keinen Gewinn zöge. Madeleine hatte in ihrer Seelenangst ungewöhnlich laut gesprochen, ihre Stimme war durch den stillen Wald zu ihm gedrungen und hatte ihn nach der grünen Allee gelockt, wo er sie nun bei Montague stehen sah. Die Kälte in beider Betragen, die Bläße auf des Fräuleins Wangen überraschten ihn; er schlug sich wieder in's Gebüsch und schlich sich in ihre Nähe, wo er, hinter einen Baumstamm versteckt, alles hören und sehen konnte.

„Paul," sagte Madeleine und ergriff seinen Arm; „ich bin nicht blind. Frauen haben einen scharfen Blick für solche Dinge. Seit Ihrem Hierseyn ist mir unzweifelhaft klar geworden, daß Sie nicht ganz gleichgültig gegen mich sind. Ja, lassen Sie uns offen seyn, denn wozu nützt hier die Zurückhaltung? ich habe bemerkt und glaubte noch bis heute früh zuversichtlich, daß Sie mich liebten! . . ."

Sie wartete gleichsam auf irgend eine Antwort oder wenigstens auf einen ermuthigenden Blick, aber er schlug die Augen nicht vom Boden auf. Er schien ganz erpicht darauf, die Maasliebchen im Grase in den Boden hinein zu treten. Diese Gleichgültigkeit von seiner Seite war unbegreiflich, allein Madeleine

konnte nichts von der stolzen Entrüstung ahnen, die in ihm gährte. Sie trat vor ihn, legte ihm beide Hände auf die Schultern und fuhr fort: „Paul, Paul, zwingen Sie mich nicht zu einem Bekenntniß; mißbrauchen Sie den Vortheil nicht, welchen Sie nun über mich haben!“ Sie hielt einen Augenblick inne und sah ihm begierig in's Gesicht, dann rief sie: „Sie zwingen mich also doch, Paul? Wollen Sie, Paul, wollen Sie das Einzige annehmen, was ich Ihnen anbieten kann: meine Liebe, meine Hand, mich selbst?“

— „Oho,“ entgegnete er barsch und entwand sich ihr, „Sie können mich nicht mit Ihren hohlen Versprechungen bethören! Ich weiß überhaupt nicht, warum ich noch länger hier bleiben sollte! Leben Sie wohl, mein Fräulein! ich gehe!“

Er getraute sich nicht, sie noch ein Mal anzublicken, und ging ruhig hinweg. Madeleine eilte ihm nach, berührte aber dieß Mal nicht einmal seinen Arm. Er blieb stehen, als sie ihn erreicht hatte, als ob er etwas Neues erwarte. Das arme Mädchen bebte an allen Gliedern, als es die Hände ringend und mit einem trostlosen Blicke auf seinen Tyrannen murmelte: „Sie glauben mir also nicht? Wie kann, wie soll ich mir bei Ihnen Glauben verschaffen? Muß ich Ihnen denn immer auf's neue wiederholen, Paul, daß ich Sie liebe, trotz Ihrer Unfreundlichkeit gegen mich? — daß ich Sie jetzt noch immer so liebe, wie ich Ihnen zugethan war, seit ich Sie näher kannte? Aber vielleicht schätzen Sie diese Liebe nicht, die ich Ihnen so frei, so kühn, ja kühner anbiete, als es sich für eine Frau schickt. Vielleicht — wenn ich offen sprechen darf, — hat gerade diese Kühnheit Sie verletzt, erkältet, zurückgestoßen. Vielleicht halten Sie mein Betragen für frech. Aber erinnern Sie sich, was mich hiezu getrieben hat! erinnern Sie sich, daß ein Menschenleben auf dem

Spiele . . ." Montague stampfte ungeduldig mit dem Fuß, und mit überströmenden Augen und einer vor Schmerz und Gemüthsbewegung beinahe tonlosen Stimme fuhr sie athemlos fort: „Jenun, ich weiß es nicht besser — ich kann es nicht anders verstehen, — Sie — Sie — aber ach! ich irre mich hierin gewiß nicht. Gestern Abend noch hielten Sie mich nach Ihrem eigenen Geständniß für vollkommen. Ich weiß, dieß war Uebertreibung, keine Schmeichelei! o nein! Sie können sich nicht zur Schmeichelei erniedrigen. — Jenun, ich will mich bemühen gut zu werden! Und dann bin ich reich, Paul, eine Erbin; und ha! — nun erst kommt mir ein Gedanke! Sie sind eines andern Glaubens! . . . . Aber um Ihretwillen kann ich Heimath und Verwandte und alles hingeben . . . gerne! mit Freuden! . . ."

— „Das ist abscheulich! das ist unerträglich!" murmelte Paul vor sich hin und ging nun mit raschen Schritten vollends hinweg.

Madeleine sah ihm wortlos nach, bis er, ohne sich einen Augenblick umzuwenden, die Allée verte verlassen hatte; dann sank sie, von Scham, Kummer und Angst überwältigt, auf den Boden nieder, und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

Smog, der kleine Dachshund, hatte freilich von diesem ganzen Auftritte nichts verstanden, allein er war gescheidt genug, um den Kummer zu kennen, wenn er ihn sah; deßhalb kam er herbei und leckte ihr die Hände. Allein selbst des Thierchens mitleidige Liebe nach so vieler Verachtung vermochte ihr die sänftigende Thräne nicht zu entlocken; und sie krümmte sich, darniedergeschmettert, gedemüthigt, verzweiflungsvoll am Boden.

Antoine hatte von seinem Versteck aus den ganzen Auftritt voll Entrüstung mit angesehen. Nachdem er den Engländer in der Ferne hatte seinem Hund pfeifen hören und Smog im Ge-

büsch verschwunden war, trat er hinter seinem Baume hervor und zog beinahe instinktmäßig sein Jagdmesser aus der Seitentasche. Er kannte natürlich den ursprünglichen Zweck dieses Stelldicheins nicht, er hatte nur gehört, wie Madeleine dem Engländer ihre Liebe angeboten, und mit Ueberraschung gesehen, wie dieser sie verschmäht hatte. — Vorsichtig kam er aus dem Gebüsch hervor und beugte sich über sie. Wer in dieser Minute sein Gesicht gesehen hätte, als er die Klinge zwischen seinen Fingern hindurchzog, würde gefürchtet haben, es werde nun ein Mord folgen. Madeleine aber war allzu sehr in ihren Gram versunken, um sein Herankommen zu bemerken; ihr Antlitz ruhte noch in beiden Händen.

„Ich habe Alles mit angehört," sprach er nun ruhig aber barsch.

Sie blickte zu ihm auf und starrte ihn eine Weile bewußtlos an; dann aber schien die Erinnerung an den ganzen Auftritt sich ihr plötzlich aufzudrängen, und mit einem wilden Schreckensschrei, der die Vögel von ihren Nestern und Jungen aufscheuchte, sank sie ohnmächtig auf den Rasen zurück.

Antoine war im Zweifel, ob sie nicht todt sey, so weiß war ihr Gesicht; er beugte sich zu ihr nieder und berührte ihre Hand — sie war kalt. „Eine hübsche Hand!" sagte er zu sich selbst, und während er sie so anblickte, besänftigten sich seine Züge, und der Blick des Hasses verwandelte sich in einen zärtlichen. Dann aber rief er mit einer Verwünschung: „Fluch ihr! mag sie meinethalben sterben!" und sich erinnernd, daß er noch Wichtigeres zu thun habe, als hier zu stehen, schlug er sich wieder in's Gebüsch und eilte so rasch wie möglich nach der Landstraße hinaus.

Als er die Allee kreuzte, welche die Auffahrt nach dem

Schlosse bildete, sah er Montague von dort herunter reiten. „Gut so!“ murmelte der Spion vor sich hin; „hier ist keine Minute zu verlieren!“ und er eilte aus Leibeskräften nach dem kleinen Wirthshause, das etwa zweitausend Schritte vom Schlosse entfernt lag.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Die Flucht.

Der Baron v. Ronville war schon im Garten und pflückte Rosen von denselben Bäumchen, zu denen Montague erst vor einigen Tagen Madeleinen begleitet hatte. Er trällerte sich ein lustiges Liedchen, denn dem guten Landedelmanne ward dermalen die Zeit gewaltig lang, bevor die Jagdzeit aufgegangen war, und er legte sich daher einstweilen zum Zeitvertreib auf den Gartenbau. Plötzlich hörte er Schritte in seiner Nähe, blickte auf und sah Montague den Gartenweg herunterkommen. Es wollte ihn bedünken, der Engländer sehe sehr krank und düster aus.

„Ah, guten Tag, Herr Montécu! Sie sind schon auf? Da stehen Sie wahrlich weit früher auf, als ich Ihnen zugetraut hätte! Haben Sie sich das herrliche Wetter zu nutz gemacht, wie die Damen es nennen, obschon mir für meinen Theil ein südlicher Wind und ein wolkiger Himmel weit lieber sind? Hoffentlich haben Sie sich einen tüchtigen Appetit geholt, denn es wird bald Frühstückens-Zeit seyn!“

— „Mit nichten, Herr Baron,“ erwiderte der Gast so steif, daß es den Baron ganz überraschte; „ich komme vielmehr um

mich bei Ihnen zu entschuldigen — um Sie zu bitten, daß Sie mich vom Frühstück dispensiren. Ich fühle mich sehr unwohl und habe eine schlechte Nacht verbracht; ich bin durchaus nicht im Stande, an irgend einer Unterhaltung theilzunehmen."

„Schade, sehr schade, mein Herr! es wird uns leid thun, Ihre Gesellschaft entbehren zu müssen; aber wenn jemand so verstimmt ist, als Sie auch mir zu seyn scheinen, so weiß ich wohl, welch' eine Frohne Einem alsdann der Umgang mit Damen ist. Allein können wir Ihnen nicht irgendwie helfen? Meine Frau versteht sich auf alle möglichen Hausmittelchen und ist ein wahrer Wunder-Doctor!"

— „Ich möchte mir einreden, daß mir irgend eine heftige Leibesbewegung gut bekommen würde, Herr Baron, und deßhalb wollte ich mir die Bitte erlauben, ob ich nicht für einige Stunden eines Ihrer Reitpferde benützen dürfte?"

„Parbleu, mit Vergnügen, mein Herr! der ganze Stall steht zu Ihrer Verfügung! wozu machen Sie so viele Umstände?" rief der Baron, dem Paul's steifes Benehmen nicht behagte, und wandte sich wieder summend und singend zu seinen Rosen.

Montague begab sich direkt nach dem Stalle, wo er den alten Pierre mit der Reinigung desselben beschäftigt fand. Der weißköpfige Diener war dem Engländer besonders gewogen und beeilte sich, dessen Wünschen zu gehorchen, indem er Ninon satteln wollte.

„Nicht dieses Pferd — lieber ein anderes!" bat Paul.

— „Aber es ist ja das beste im Stalle hier, nach Race und Temperament!" versetzte der Alte. „Dort steht indessen ein anderes, welches Sie wie der Wind davon tragen wird, wenn Sie einen tüchtigen Galopp lieben! Komm' her, alter Schelm! Der Gaul stammt aus Baron Rothschild's Stall in Chantilly

und war ehedem ein Renner; jetzt ist er zwar reichlich seine zwölf Jahre alt, aber noch so frisch und feurig wie an dem Tage, wo er gefohlt wurde. Aber Ninon trägt sich hübscher — ein Kapitalpferd!" fuhr er mit der gewöhnlichen Vertraulichkeit französischer Diener fort. „Haben Sie ihn schon von dem Fräulein reiten sehen? Nom d'un nom! sie hat einen festen Sitz. Ich selber habe sie reiten gelehrt, als sie noch nicht größer war als so, und doch schon voll Courage. Ha, Sie hätten sehen sollen, wie sie schon damals über jeden Ginsterstrauch setzte, als wäre sie mit den Zügeln in der Hand auf die Welt gekommen. Meiner Treu', sie ist die schmuckste junge Dame in ganz Frankreich, und ich möchte den Mann sehen, der mir das Gegentheil behaupten wollte! Hab' sie vom Wickelkissen an gekannt, und sie war ein wunderholdes Wickelkind; wie oft hab' ich sie auf den Armen getragen! Hollah, steh' ruhig, alte Ninon! Und du da, Alter! hü, hier herüber! — Ich sage Ihnen, Herr, sie hat das beste Herz im Königreich und die besten Grundsätze; sie brächte es so wenig über sich, eine Unwahrheit zu sagen, als ich, einen Menschen umzubringen! Und wie herzensgut sie ist! Sie würde für jedermann alles Mögliche thun, und ich glaube, wenn man ihr eigenes Leben verlangte, sie könnte nicht Nein sagen! Sie kann niemand etwas abschlagen, das liebe Kind, und ich bin ihr so gut als ob sie meine eigene Tochter wäre!"

Paul erwiderte kein Wort, und ließ den Alten schwatzen, bis Sattelgurt und Kinnkette in Ordnung waren und das Pferd hinausgeführt wurde, worauf er sich in den Sattel schwang.

„Beiläufig gefragt," sagte er zu dem Alten und deutete auf den runden Thurm; „wer wohnt denn in jenem Zimmer dort oben?"

— „Das ist ihr Zimmer — des gnädigen Fräuleins; sie . . . .“

— „Aha! schon gut; ich danke!“ sagte Paul und ritt hinweg.

Seine Muthmaßung, ein scharfer Trab werde ihm gut thun, hatte ihn nicht getäuscht. Er sprengte über einen Strich Waideland hin, und der Galopp erwärmte ihn und die alte Stute. Er fühlte sich bald leichter, ließ sein Thier im Schritt gehen und versank in Gedanken. Die Worte des alten Pierre waren ihm in's Herz gedrungen, wie es oft mit dem Lobe geschieht, das wir aus dem Munde einer dritten Person hören. Wir wissen, daß Paul schwach war, und einer der Charakterzüge schwacher Menschen ist es, daß sie zuweilen hart sind, und dann bereuen, wann es gerade zu spät ist. Wir sahen dieß am ersten Abend unserer Bekanntschaft mit ihm, als er nichts in der Tasche hatte, als einen Fünffrankenthaler und diesen dem armen Girardon nicht geben wollte, woraus dann alle seine anderen Verlegenheiten entsprangen. Aber diese schwachen Charaktere haben Einen Vorzug vor starken: — sie bereuen. Antoine dagegen war ein Mann von starkem entschiedenem Charakter, der alles ausführte, was er sich vorgenommen hatte, Gutes und Böses, und es systematisch und entschlossen ausführte — Antoine hatte noch keine einzige That seines Lebens bereut.

Lange ritt Paul in düstrem Sinnen dahin. ‚Wann ich mich an dem Verräther gerächt haben würde,‘ murmelte er vor sich hin, ‚so wollte ich am liebsten Frankreich verlassen und diese herzlosen Französinnen vergessen, welche einem Manne so offen und ungefragt sagen, daß sie ihn lieben, obschon dieß nicht einmal der Fall ist und sie Einen nur ausbeuten und zum Werkzeug ihrer Plane machen wollen. Mich widert diese französische Flatterhaftigkeit und Unbeständigkeit an, und ich sehne mich nach

aufrichtiger Biederkeit und Zuverläſſigkeit. Im Grunde aber kann ich mir nur gratuliren, daß es ſo gekommen iſt; was hätte ich auch mit einer Franzöſin als Gattin gethan? ich, der Proteſtant, mit einer eifrigen Katholikin? denn ich ſehe nun deutlich ein, daß ſie mich wegen des Prieſters nur begütigt hat, um dieſen vor meiner Ahndung ſicher zu ſtellen. Verwünſchter, kurzſichtiger Dummkopf, der ich war!'

So raiſonnirte er in ſeinem Unmuthe vor ſich hin. Paul war im Grunde kein ſchlechter Menſch, — nur der Schmerz machte ihn ungerecht. Je ruhiger er wurde, deſto billiger ward er, deſto richtiger fühlte und urtheilte er. — ‚Ueber den Auftritt in Madeleinens Schlafzimmer mit dem Briefe habe ich mich alſo nicht getäuſcht,' fuhr er fort. ‚Aber unbegreiflich iſt mir nur, warum der Schurke ſich ſo auf's Angeſicht niederwarf? Was mochte wohl ſein Brief enthalten und was für eine Antwort mag er erhalten haben?' Und wieder rief er ſich alle einzelnen Begebenheiten der ganzen vergangenen Nacht bis zum letzten Augenblick ſeiner Unterredung mit Madeleinen in's Gedächtniß, und ſeine Erwägungen darüber beſchwichtigten ſeine Aufregung. Er erinnerte ſich, wie flehentlich ſie ihn angeblickt, wie geduldig und ergeben ſie all' die Barſchheiten und Anklagen hingenommen, die er ihr zugeſchleudert, wie offen ſie ſich ſelber angeklagt und wie ſittig und züchtig und unaufdringlich ſie ihm ihre Liebe geſtanden hatte. ‚Ha,' ſprach er gedankenvoll, ‚wenn ich nur an die Wahrheit dieſer Verſicherung, an die Echtheit ihrer Liebe hätte glauben können, ſo wäre es ſicher zu einer Aufklärung und Verſtändigung zwiſchen uns beiden gekommen! Aber ich kann mich des Argwohns nicht erwehren, daß ſie mich nur zu einem Werkzeug ihrer Pläne hat machen wollen! Dieſe Franzöſinnen lügen alle mit einer wahren Grazie und Treu-

herzigkeit, und doch versicherte mich der alte Stallknecht, sie sey so aufrichtig und wahrheitsliebend? Und seine Aeußerung war so unvermittelt, so ohne allen Vorbedacht, so freiwillig — es steckte kein Auftrag, nichts Gemachtes dahinter. Und sie selbst, als sie mir ihre Liebe antrug, hatte so gar nichts von einem berechnenden, Ränke-schmiedenden Weibe. Der Ton, der Blick kamen so frisch aus ihrem Herzen. Wenn ich mich nur der verwünschten Zweifel hätte entschlagen können! Hätte ich ihr geglaubt, als sie mir gestand, sie liebe mich, wie schön und gesegnet würde meine Zukunft sich gestaltet haben! Ha, diese verzehrenden, zerfleischenden Zweifel!" setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu; — ‚enfin, ich war ein Thor!'

Das war nur allzu wahr; je mehr er darüber nachsann, desto inniger überzeugte er sich davon. Er kam zu dem Schlusse, es sey ein Wahnwitz, daß er nach dem Blute jenes Verräthers dürste, denn ein Mord konnte ihn selbst nicht glücklicher und seinen Freund nicht frei machen. Eine Blutschuld auf seinem Gewissen mußte sein ganzes künftiges Leben mit einem Makel belasten, von welchem er sich, wenn auch kein Mensch darum wußte, nie zu reinigen vermocht hätte; er wäre sich und Anderen ein Greuel gewesen. Und was konnte ihm daran liegen, ob ein Schurke mehr oder weniger auf Erden war! — Allmählig aber, je mehr seine eigenen trüben Gedanken und Zweifel schwanden, trat Madeleinens holde Gestalt um so deutlicher vor seine Seele, doppelt rührend in ihrem Schmerz, ihrer Demüthigung, ihrer Verzweiflung. — Und wem verdankte sie diese furchtbare Pein? Ihm, ihm allein. Er nannte sich eine Bestie, einen Wütherich, einen elenden, grausamen, herzlosen Bösewicht, weil er sie in seiner Verblendung so rauh und barsch von sich gestoßen, weil er sich nicht mehr um sie bekümmert hatte, als sie sich am Boden

krümmte in ihrem ohnmächtigen Schmerze! Die arme theure Madeleine! wie sie bat und flehte, mit welcher echten Beredtsamkeit sie ihn bestürmt hatte. Sie mußte einen unbeschreiblich innigen Beweggrund für ihre Bitten gehabt haben, sie mußte jenen Mann wirklich lieben, weil sie so für ihn flehen konnte! Oder, wer weiß? liebte sie vielleicht nicht ihn, Montague, noch weit mehr? Gestand sie ihm denn nicht, daß es ihr weit mehr am Herzen lag, ihn von der Begehung eines Verbrechens abzuhalten, als daran, daß sein Opfer beschützt ward? Sie, das schüchterne Mädchen, mußte natürlich ihrer Besorgniß eine andere Färbung geben, konnte nicht von vorneherein ihm unumwunden das Interesse gestehen, welches sie für ihn hegte! — Jetzt machte er es sich zum doppelten Vorwurf, daß er ihr dieß Versprechen erst abgedrungen und dann sie zurückgestoßen hatte. Er nannte dieß jetzt schmachvoll, niederträchtig, eines Mannes, eines Cavaliers, eines Christen unwürdig. Es war die Sündenschuld wie die Folge davon, daß er in dieser Nacht den Horcher gespielt hatte.

Er ritt nur noch eine kurze Strecke weiter, dann riß er plötzlich sein Pferd herum und sprengte mit verhängtem Zügel zurück in der Richtung des Schlosses Ronville. Es war sein fester Vorsatz, sich Madeleinen zu Füßen zu werfen und sie flehentlich um Verzeihung zu bitten! Wenn sie ihn so wahrhaft liebte, wie er es nun hoffte und glaubte, so mußte sie auch an die Aufrichtigkeit seiner Reue glauben, ihn zu Gnaden annehmen und ihm wieder gut werden. Er war überzeugt, daß sie ihn nicht so lange auf Verzeihung warten ließ, wie er *sie* hatte warten lassen. Er wollte ihr seinen ganzen unseligen Wahn, seinen unwürdigen Verdacht bekennen, und sie *mußte* ihm dann vergeben. Noch war es ja nicht zu spät! — Von diesem Entschluß begeistert und gespornt, sprengte er sein Pferd quer über

die Haide nach einem kleinen Wäldchen hin, hinter welchem, wie er wußte, die Landstraße nach dem Schlosse Ronville hinlief. Die Hoffnung schwellte seine Brust, und beflügelte seine Pulse. Aber es war zu spät! Glaubte denn der stolze, harte, selbstgerechte Mann, er werde so leichten Kaufs davon kommen, nachdem er ein armes, liebendes, hingebendes Geschöpf so tief gedemüthigt und so grausam mißhandelt hatte? Nein — jede Schuld rächt sich auf Erden, wie wir sogleich sehen werden!

Kaum war Montague um die Waldecke geritten und in die Landstraße eingebogen, so sah er Antoine Legrand mit einer Pistole in der Hand und von zwei Gensdarmen gefolgt gegen sich heransprengen, — ein höchst erfreulicher Anblick! Im Nu errieth er Alles. Sein Leben hätte er gern in die Schanze geschlagen, wenn es damit gethan gewesen wäre; allein er fürchtete die Kerkermauern und hoffte noch immer Madeleinens Verzeihung zu erlangen.

Kein Gedanke dieser Art fuhr ihm übrigens in diesem Augenblick durch den Sinn; er fühlte nur jene gemeine Nothwendigkeit der Selbsterhaltung, welche die Welt zusammenhält. Er warf sein Pferd herum und floh. Seine Stute war in der That behend und die schweren Rosse der Gensdarmen würden ihn nie eingeholt haben. Er stieß dem alten Renner die Ferse in die Seiten und befeuerte ihn durch Zuruf und Zungenschlag. Einige tausend Schritte weit floh er auf diese Weise, hörte aber noch immer Hufschlag hinter sich her, und die ganze Zeit that der treue Smog sein möglichstes, um mit seinem Herrn gleichen Schritt zu halten. Allein die Beine des armen Hundes waren kurz, und von Minute zu Minute blieb er weiter hinter dem Pferde zurück.

Antoine hatte den beiden Gensdarmen einen großen Vor-

sprung abgewonnen; seinem Scharfblick und seiner List entging es nicht, daß der Engländer den Hund liebte. Hierauf baute er seinen Plan. Er kam dem Thiere immer näher, bis er sich endlich nahe genug sah, worauf er zielte und schoß. Paul hörte den Schmerzschrei und das Winseln des Hundes, und zögerte keine Sekunde. Er warf das Pferd so scharf herum, daß er beinahe aus dem Sattel geschleudert wurde, und ritt wüthend zurück. Antoine hatte sich kaum auf eine solch rasche Bewegung gefaßt gemacht und nicht Zeit gehabt seinen hartmäuligen Gaul zu zügeln, ehe er an Paul vorübergeritten war, der sich auf diese Weise zwischen zwei Feuern befand. Vom Pferde springen, das verwundete Thier unter seinen Arm nehmen, sich wieder in den Sattel werfen, war für ihn das Werk von wenigen Sekunden, allein sie genügten, um ihm seine sämmtlichen drei Verfolger auf den Hals zu ziehen.

„Halt!“ riefen die dummen Gensdarmen, als ob ein Mann in Verzweiflung jemals auf einen derartigen Ruf hören würde.

Antoine war besonnener und spannte seine Pistole wieder; allein ehe er noch damit fertig war, ritt Paul mit seiner Stute gerade gegen den Hals des schweren Pferdes Antoine's und prallte an demselben mit einem so gewaltigen Stoße an, daß Roß und Reiter und Pistole mit einander in den Staub der Landstraße kollerten. Hierauf richtete Paul sich wieder im Sattel zurecht, denn er war beinahe aus demselben geschleudert worden, und ritt dem Walde zu, wo, wie er wußte, die Bäume die Gensdarmen am Zielen hinderten. Piff, paff! piff, paff! knallte es hinter ihm; er fühlte einen seltsamen Kitzel an seinem Haar — das war Alles. Eine Kugel war ihm gerade durch den Hut gedrungen und hatte seinen Kopf gestreift. ‚Gott sey Dank, daß es so abgelaufen ist!‘ dachte er; ‚und nun auf und davon!‘ Und

er stieß der Stute die Fersen in die Weichen, ermunterte sie durch Zuruf und flog wie eine Windsbraut dahin.

Mittlerweile hatte Antoine seinen halben Athem dazu verwendet, den Gegner zu verwünschen, und die andere Hälfte dazu, sich wieder zu erholen, und war wieder aufgesessen. Er und sein Pferd hatten einen tüchtigen Stoß ausgehalten und trabten nun hinter den Anderen her, wobei Antoine die unbedeutende Thatsache ignorirte, daß er sich bei dem Sturz die rechte Schulter ausgerenkt hatte.

Ein derartiges Rennen konnte jedoch nicht lange währen und es handelte sich bald nur noch darum, wer zuerst anhalten würde. Das alte Rennpferd des Barons war zwar unbestritten ein trefflicher Läufer und hatte wohl schon manchen Preis davongetragen; aber Antoine war auch kein Thor und hatte die Vorsicht gebraucht, sich mit einem fünfjährigen vollkräftigen Thiere beritten zu machen, welches an Ausdauer der Sehnen und Lunge mit jenem wetteifern konnte. So sprengten denn diese beiden Männer in einem förmlichen Wettrennen auf der harten Landstraße hinter einander her, als gälte es um ihr Leben zu reiten. Die schweren Thiere der Gensdarmen mit ihren schwerfälligen Reitern blieben bald weit hinten zurück, und überließen die Verfolgung Antoine allein, dem sie in mäßigem Trab folgten, so daß sie zur Stelle kommen mußten, wann der Kampf vorüber war.

Die tolle Hetze ging immer fort, die Thiere dampften vor Schweiß, und den Reitern fehlte beinahe der Athem; aber in Montague's altem Renner war das frühere Feuer wieder geweckt, und er wollte sich um keinen Preis überholen lassen. Beide Reiter jagten an etlichen Bauern vorüber, welche die Wettrenner überrascht anstierten, und denen Antoine vergeblich zurief, den Flüchtling anzuhalten. Die Bauern begriffen nicht,

um was es sich handle, und waren verwirrt über den Anblick des Blutes, das von dem gänzlich zerschmetterten Bein des Hundes heruntertriefte. Antoine kam jedoch seiner Beute allmählig näher und stieß plötzlich einen Freudenschrei aus, als er etwa fünfhundert Schritte vor sich ein kleines Dorf aus zerstreut auseinander liegenden Häusern erblickte. Er wußte, daß die Bauern ganz gewiß herauseilen und, wenn er sie in bretonischer Sprache anrief, dem Rennpferde in den Zügel fallen würden, so daß, wenn es ihnen auch nicht gelänge, das Thier anzuhalten, hiedurch doch für den Flüchtling ein Aufenthalt entstehen mußte, welcher für den Verfolger augenblicklich von sehr großem Werth war.

Paul hatte das Dörfchen ebenfalls bemerkt, hegte deßhalb Befürchtungen und sah sich ängstlich nach einem Nebenwege um, auf welchem er entkommen wollte. Es war jedoch keine Zeit zu verlieren, darum schwenkte er sein Pferd herum und trieb es in einen schmalen Pfad hinein, der hier in's dichte Gehölz gehauen war, — Antoine in geringer Entfernung hinter ihm her.

‚Warum schießt er denn nicht?' dachte Montague; ‚ich bin doch überzeugt, daß die Pistole, die ich in seiner Hand sah, ein Revolver war. Vielleicht spart er seinen Schuß für die nächste Nähe auf. — Auch gut!' — Der Grund hievon war aber einfach nur der, daß Antoine erst vor Kurzem und auf sehr unangenehme Weise entdeckt hatte, daß er sich die rechte Schulter ausgerenkt, und daß er daher mit einigem Recht bezweifelte, ob er mit der linken Hand und in vollem Galopp eben so sicher zielen könnte. Antoine holte nun seinen Gegner so schnell ein, daß er fühlte, er müsse jeden Augenblick mit diesem handgemein werden, und könne ihn alsdann unschädlich machen. Auch Paul begriff dieß, und stieß dem Rennpferde die Fersen immer schärfer in die Weichen und gewann wieder einigen Vorsprung, als ihm

plötzlich das Herz im Leibe erbebte, weil er wenige hundert Schritte vor sich eine Hürde erblickte, welche quer über den schmalen Pfad angebracht war. In diesem Moment entfuhr dem Verfolger ein Schmerzensschrei, denn seine Schulter begann ihn in diesem Augenblick stärker zu schmerzen, als sogar ein harter, kühner Waidmann ertragen konnte. Paul hielt dieß irrthümlich für ein Triumphgeschrei und ward stutzig. Er fragte sich: ob das Rennpferd über die Hürde setzen würde? Wenn das Pferd stürzte, war er verloren, denn Antoine war mit Hirschfänger und Pistolen versehen und er war wehrlos. Allein gleichviel! hier handelte es sich um Freiheit oder Kerker, um Leben oder Tod! Was hätte er aber in diesem Augenblick darum gegeben, wenn er nur eine Peitsche und Sporen gehabt hätte!

Er war dicht an der Hürde und Antoine wenige Pferdelängen hinter ihm. Er sprengte seinen Renner zum Setzen an, und hui! — war er richtig drüben? nein! das Thier war mit einem seiner Hinterhufe an der Hirnleiste der Hürde hängen geblieben, riß diese Leiste los und stürzte vorwärts auf die Schulter nieder. Paul ward abgeworfen und etwas gequetscht und erschüttert, aber nicht gefährlich verletzt. Als er wieder aufstand, war er auf einen Faustkampf mit dem Verfolger gefaßt, so ungleich dessen Chancen auch zwischen dem Bewaffneten und dem Wehrlosen waren. Aber merkwürdigerweise kam Antoine nicht über die Hürde herübergesprengt, und von Roß und Reiter war nichts zu sehen. Einige Minuten banger Erwartung vergingen, dann blickte Montague durch die Hürde und sah drüben Antoine's Pferd ruhig unter den Bäumen grasen. Er schöpfte Argwohn, dahinter stecke irgend eine Tücke, und er beschloß auf seiner Hut zu seyn. Das Rennpferd hatte sich wieder aufgerafft und stand pustend und schauernd neben ihm. Paul untersuchte das Thier,

fand seine Schulter gequetscht, aber sonst nichts, und sprang wieder in den Sattel. Kaum stand er in den Bügeln, so sah er den Bretagner dicht dabei im langen Grase liegen. Sein Pferd war ob dem Sturz des Renners auf einem so schmalen Pfade scheu geworden, hatte sich geweigert, über die Hürde zu setzen, dann sich herumgeworfen und den Kopf seines Reiters in Collision mit dem untersten Aste eines Baumes gebracht. Der Stoß ging gerade auf Antoine's Stirne und hatte ihn betäubt und vom Pferde geworfen.

Sobald Montague den breiten blutrünstigen Striemen auf der Stirne seines Verfolgers bemerkte, begriff er Alles. Einen Augenblick dachte er an Rache, sprang aus dem Sattel, riß die Hürde nieder und sprang zu dem am Boden Liegenden; allein jetzt erst kamen ihm die Scrupel eines Mannes von Ehre. Er erinnerte sich seines feierlichen Versprechens, daß er das Leben dieses Mannes zur Sühne für das Unglück seines Freundes nehmen wolle; er sah den Verräther nun in seiner Gewalt, aber ein inneres Widerstreben hielt ihn davon ab, sich an dem Bewußtlosen zu rächen. Er nahm die Pistole aus Antoine's Hand und schwankte einen Augenblick. „Ein Schuß von mir würde die Welt um einen Schurken ärmer machen und meinen Haß befriedigen!" murmelte er und zielte auf die Stirne des Bretagners; aber gerade als er Visir und Korn zusammenbrachte, fielen ihm Madeleinens inständige Bitten ein, und sein Arm sank unschlüssig nieder. Es gelüstete ihn, die Pistole und den Hirschfänger Antoine's mitzunehmen, aber auch hiegegen sträubte sich etwas in ihm. Niemand sollte ihm in Ronville zu seiner Schande nachsagen, er habe einen Hülf- und Wehrlosen geplündert. Da kam ihm ein anderer Einfall, den er sogleich ausführte.

Er holte seine Brieftasche hervor, riß ein Blatt heraus und schrieb darauf mit Bleistift:

„Ich habe Eures Lebens geschont, macht hinfort einen bessern Gebrauch davon als seither und seyd dankbar.

Paul Montague."

„So!" murmelte er; „nun ist kein Augenblick mehr zu verlieren. Die Gensdarmen werden bald hier seyn, und wenn ich mich einstweilen aus dem Staube mache und ihnen in den Kreuz- und Querwegen des Waldes ausweichen kann, so bin ich auf einige Zeit in Sicherheit. Sie werden hier anhalten und sich dieses Kerls annehmen, und dieß wird mir einen Vorsprung vor ihnen geben. Armer Smog! der letzte Sturz hätte dich beinahe das Leben gekostet!"

Er stieg auf, schaute den Pfad rückwärts hinab, sah noch nichts von den Gensdarmen, und wollte wieder weiter reiten. Da schoß ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf; er wandte sich rasch wieder zu dem Bretagner, stieg ab und durchsuchte dem Besinnungslosen die Taschen, um nach Madeleinens Antwort zu fahnden; allein er fand nichts als ein in Briefform zusammengelegtes feines Rosa-Papier, auf dessen innerer Seite eine zierliche feine Damenhand nur das einzige Wort „Nein" geschrieben hatte. Das Papier war mit demjenigen übereinstimmend, welches er auf dem Damenschreibtisch in dem kleinen Salon auf Schloß Ronville gesehen zu haben sich erinnerte. Mit einer beinahe ahnungsvollen Befriedigung steckte er das Papier zu sich, schwang sich wieder in den Sattel und ritt weiter. Dieses einzige Wort gab ihm den ganzen übrigen Tag hindurch zu denken, und beschäftigte seine Phantasie vollständig. Er grübelte und ersann alle möglichen Briefe, welche Antoine mit sympathetischer Dinte geschrieben haben mochte — nur so nämlich konnte er sich

erklären, weßhalb Madeleine jenen Brief so nahe an's Licht gehalten und die Schrift auf demselben in dieser Weise leserlich gemacht hatte. So kam er endlich zu dem tröstlichen Schlusse, Antoine habe in jenem Briefe, bei seiner Heimkehr in's Vaterhaus nach dreijähriger Abwesenheit, an Madeleinen die Frage gestellt, ob sie ihn noch liebe? und jenes apodiktische Nein sey die Antwort darauf gewesen.

Vielleicht — dachte er — hat er ihr in seinem Briefe gesagt, von dem einzigen Worte würde sein ganzes zukünftiges Leben abhängen, er erwarte daher von ihr keine andere Erklärung oder Auseinandersetzung, sondern nur ein einfaches Ja oder Nein, und werde um Mitternacht unter ihrem Fenster auf Antwort warten. Vielleicht war dieses kategorische ‚Nein' der Bescheid, den sie ihm gegeben hatte, nachdem sie, wie sie versichert, geseufzt und gerungen und im Gebet vor Gott gelegen hatte, damit Er sie leite. Sie liebte also jenen Menschen nicht mehr, wenn sie ihn überhaupt je geliebt hatte; sondern sie war ihm nur dankbar dafür, daß er ihr Leben gerettet hatte, und sie wollte daher das seinige nicht gefährdet sehen.

Wie bitter bereute er seine Thorheit, als er nun erst, und zwar zu spät, an dieß Alles dachte, — jetzt, wo die Polizei hinter ihm her war und es tollkühnste Vermessenheit gewesen wäre, sogar heimlich nach dem Schlosse zurückzukehren. Aber er gelobte sich, ihr vom ersten besten Haltpunkte aus zu schreiben.

Der Wald schien endlos, wie alle Wälder der Bretagne. Er schlug alle Nebenwege ein, welche von den beiden Richtungen, aus welcher er kam und wohin er anfangs hatte reiten wollen, abwichen, und gelangte endlich spät am Abend auf eine Landstraße, welche, so viel er beurtheilen konnte, nicht diejenige war, welche er anfangs eingeschlagen hatte. Er ritt auf ihr, wie er

meinte, gen Süden und gelangte bald an ein kleines einsames Wirthshaus, dessen Bewohner nur ihr Keltisch oder Bretonisch sprachen. Jetzt erst lernte er den Werth der wenigen bretonischen Worte kennen, die ihn Madeleine am ersten Abend seines Aufenthalts auf Schloß Ronville gelehrt hatte.

Bara ac Schistre, Brod und Cider, waren vermuthlich der einzige Imbiß, der in dieser Schenke zu finden war, und mit diesen Erfrischungen, die ihm reichlich, obschon in sehr geringer Qualität vorgesetzt wurden, erquickte er sich nun nach Möglichkeit. Die Leute wunderten sich natürlich über den armen kleinen Smog, dessen zerschmettertes Bein Paul nun wusch und mit einem Streifen seines Taschentuches verband; allein da Wirth und Gast keine gemeinsame Sprache hatten, um sich verständlich zu machen, so konnten sie wegen des Hundes keine Fragen stellen und Paul kam nicht in Versuchung, ihnen darüber Unwahres zu berichten.

Montague's größtes Anliegen war nun, seine Verkleidung zu bewerkstelligen und dem Baron sein Reitpferd zurückzustellen. Beides aber wäre ihm nicht gelungen, wenn ihm das Glück nicht günstigerweise einen wettergebräunten Seemann zugeführt hätte, der auf der Wanderung nach der Hafenstadt Lorient begriffen, in dem besagten Wirthshause einsprach, um sich mit einem Krug Cider zu laben. Dieser Matrose verstand Französisch und etwas Englisch; er hatte eine sehr alte blaue Jacke auf dem Leibe, aber unter derselben ein sehr gutes Herz, und war überdieß einem Trinkgelde nicht abhold, was bekanntermaßen eine gute Eigenschaft der meisten Matrosen seyn soll. Als daher Paul ihn mit einigen Gläsern sehr schlechten Branntweins regalirte, den die Wirthin vorgesetzt hatte, so ward er nicht allein sehr zutraulich, sondern auf Anfragen auch sehr gerne erbötig,

Montague's Kleider vom besten englischen Stoff gegen seine alte Jacke, seine Zwilchhosen und seinen Hut zu vertauschen.

Sobald Paul fand, daß der Matrose in der gehörigen Stimmung war, um seine vertraulichen Mittheilungen zu empfangen und sie bis zum andern Morgen wieder zu vergessen, vertraute er ihm an, daß er der Polizei entlaufe, von welcher der Matrose eben auch kein Freund zu seyn schien, da er sie mit allerhand unschmeichelhaften Ausdrücken beehrte. Hierauf erkundigte sich Paul bei dem Seemann nach irgend einem abgelegenen, kleinen Hafen, wo er möglicherweise ein mit England handelndes Fahrzeug finden oder sich ein solches miethen und ohne Paß an Bord desselben kommen könne. Der Matrose schwor bei allen Donnern von Brest — was dort zu Lande eine sehr bedeutsame Betheuerung ist, — der geeignetste Ort zu diesem Zwecke sey das Hafenstädtchen La Trinité, das beinahe vorzugsweise oder ausschließlich nur von Schmugglerschiffen besucht werde. Endlich erfuhr er von dem Seemann, er sey hier nur eine kleine Wegstunde von einem Flecken entfernt, worin sich ein Postamt befinde, wo er einen Brief mit der Gewißheit aufgeben könne, daß derselbe den andern Tag nach Ronville gelange.

Montague schrieb daher mit Bleistift an den Baron:

„Mein Herr! bis diese Zeilen Ihnen zukommen, werden Sie ohne Zweifel schon die seltsamen Umstände erfahren haben, die mich zu einem solch' jähen Abschied von Ihrem gastlichen Hause und Ihrer liebenswürdigen Familie zwangen. Lassen Sie mich Ihnen zunächst für das herzliche Wohlwollen danken, welches ich in Ihrem Hause gefunden habe. Ich will mich jetzt nicht gegen die Anschuldigungen vertheidigen, welche wahrscheinlich inzwischen bei Ihnen gegen mich erhoben wurden

und welche ohne Zweifel Sie in große Bestürzung versetzt haben. Ich bezwecke hiemit nur, denjenigen Personen, die ich so liebgewonnen und so hochachten gelernt habe, die Versicherung zu geben, daß weder ich noch mein Freund de C—y an der fraglichen Verschwörung theilgenommen, sondern vielmehr unser Möglichstes gethan haben, um den Zweck derselben zu vereiteln. Ich weiß, daß Ihnen ein Revolutionnär ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung ist. Allein ein Revolutionnär war ich niemals und bin es nicht, sondern ich bin blos Republikaner, nehme aber keinen Anstand einzugestehen, daß meine jüngsten Bekanntschaften unter dem echten alten Adel Frankreichs, von welchem Sie nach meinem Dafürhalten einer der würdigsten Vertreter sind, manche meiner politischen Ansichten und Vorurtheile wesentlich modificirt haben. Ich hoffe in einigen Tagen die Küsten dieses Landes für immer zu verlassen, allein mein Herz wird stets in der Bretagne seyn. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Gastfreundschaft, und melde Ihnen, daß Ihr Pferd in der Schenke zum heiligen Cardic bei P. steht. Betheuerungen meiner Liebe und Hochachtung wage ich nicht anzufügen, denn Sie würden dieselben unter den obwaltenden Umständen für eine Impertinenz ansehen; wohl aber ersuche ich Sie recht inständig, die anliegenden Zeilen an Fräulein Madeleine von Ronville zu behändigen. Vergeben Sie mir, daß ich kein anderes Mittel habe, um Ihnen Ihr Pferd wieder sicher zuzustellen, als diese Benachrichtigung.

Ihr ergebener

Paul Montague."

An Madeleine aber schrieb er:

„Ich weiß nun, mein Fräulein, wie edel Sie gehandelt

und wie sehr ich Ihnen Unrecht gethan habe. Ich habe kein Recht mehr, Sie um Verzeihung anzuflehen, denn es ist eine ganze Lebenszeit voll Leiden und Reue kaum hinreichend, um mich Ihrer Vergebung würdig zu machen; allein ich bin überzeugt, wenn Sie Alles wüßten, würde mir Ihr edles, großmüthiges Herz verzeihen. Ich wage daher nur diese eine Bitte: falls je mein Name und meine Person den Spiegel Ihrer Erinnerung ein Mal trüben, so gedenken Sie meiner im Besten und nicht so wie Sie mich in meinem Wahnwitz und meiner Verstocktheit gesehen haben."

Es war Paul ganz leicht und wohl zu Muthe, als er dieser Pflicht genügt hatte, und er steckte die beschriebenen Blättchen zu sich. Hierauf untersuchte er den Stand seiner Finanzen, die sich nur noch auf zwei Fünffrankenthaler beliefen, womit er jedoch bis nach La Trinité zu kommen hoffte; dort, meinte er, werde die Vorsehung dann schon weiter helfen, und außerdem hatte er noch seine werthvolle Uhr und einige andere Pretiosen bei sich. Er borgte sich nun von der Wirthin eine Scheere, schnitt sich damit entschlossen den dichten englischen Backenbart und den Schnurrbart ab, und war nun mit seiner Vermummung ganz zufrieden. Nachdem er dem Wirthe durch den dolmetschenden Seemann noch die nöthigen Weisungen gegeben hatte, verabschiedete er sich von dem Matrosen, nahm Smog unter den Arm und wanderte zu Fuße nach dem nächsten Dorfe.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Das Opfer eines Wahns.

Der Gärtner hatte Fräulein Madeleine v. Ronville in tiefer Ohnmacht in der grünen Allee am Boden liegend gefunden. Die Strahlen der Mittagssonne senkten sich tanzend durch die wallenden Zweige einer lichten nickenden Hänge-Esche auf ihr blasses Gesicht. Die großen Maasliebchen, die Geschwister von jenen, welche Paul Montague mit der Ferse niedergetreten hatte, reckten ihre unschuldigen Gesichter in die Höhe, um ihr in's Antlitz zu schauen, und senkten sich dann beschämt, wenn sie sie betrachtet hatten. Die langen schwanken Grashalme fächelten die Ohnmächtige freundlich, und kleine Käferchen kletterten an ihnen wie an grünen Leitern empor, als wollten sie sehen was es gebe. Endlich flatterten auch glänzend weiße Schmetterlinge herbei und ließen sich einen Augenblick auf ihrer bleichen Stirne nieder. Fiel es nicht am Ende auch einer Biene bei, sie könnte von diesen Lippen Honig saugen? wir wissen es nicht, aber gewiß ist, daß die Bienen keinen Stachel darin zurückließen, weil sie blaß und regungslos waren.

Der Gärtner also fand Madeleinen. Er warf die Hacke von sich, murmelte ein Vaterunser, schlang dann seine Arme um die Ohnmächtige, ja nach seiner Ansicht schon Todte, und trug sie nach dem Schlosse, von woher man ihm entgegeneilte. Die sämmtlichen Hausgenossen schaarten sich um das Fräulein, als man es im Speisesaale auf den Divan gelegt hatte. Der alte Baron schämte sich seiner Thränen nicht, als er neben seinem

Kinde niederkniete, seine Hand auf Madeleinens Herz legte und mit Entsetzen ausrief: „Es stockt!“

„Nein, der Puls schlägt noch, wiewohl sehr schwach,“ erwiderte Frau v. Ronville, welche Madeleinens Handgelenk erfaßt hatte.

Man brachte Stärkungsmittel herbei und rief sie mühsam wieder in's Bewußtseyn. Mit einem tiefen Seufzer schlug Madeleine die Augen auf und blickte ihren Eltern in's Gesicht. Etienne hatte schon Ninon bestiegen, um nach Baud zu sprengen und den Arzt herbeizurufen. Madeleine bat ihren Vater mit so schwacher Stimme, daß er sein Ohr ganz zu ihren Lippen neigen mußte um ihr Flüstern zu verstehen, er möge sie auf ihr eigenes Zimmer bringen lassen. Er fragte die Baronin, ob man die Kranke wegtragen dürfe, und sie bejahte es; es sey nur eine Ohnmacht gewesen und das Kind werde sich bald wieder erholen. Man brachte also Madeleine auf ihr Zimmer und zu Bette. Nun erst bat sie ihre Eltern, namentlich den ganz bestürzten Vater, man möge das Gesinde hinwegschicken und ruhiger seyn um ihretwillen.

„Wie ist Dir nun, mein Kind?“ fragte die Mutter, als die Mägde fort waren; „hast Du Schmerzen?“

— „Ja, hier,“ erwiderte sie und drückte ihre Hand auf die linke Seite.

„Hast Du Dich verletzt oder ist Dir etwas zugestoßen?“

— „Frage nicht, liebe Mutter! Davon ein andermal!“ Sie stieß wieder einen tiefen Seufzer aus und schnappte dann wie nach Luft. Frau v. Ronville goß ihr einige Tropfen flüssiges Riechsalz zwischen die Lippen, und auf einige Minuten wurde sie wieder ruhiger. Endlich fragte sie: „Sag' mir, liebe Mutter, haben sie sich geschlagen?“

„Sie? — Wer denn, mein Kind?“

— „Ist er geblieben?"

Frau v. Ronville glaubte, Madeleine rede noch irre und erwiderte daher unbefangen: „Nicht doch, liebes Kind; niemand hat sich geschlagen, und es ist auch keiner geblieben!" Allein diese Auskunft genügte dem Fräulein nicht; das arme Kind wollte noch eine Menge anderer Fragen stellen, allein seine Angst und Erschöpfung führte nur einen Anfall von hysterischem Schluchzen herbei, und als dieser vorüber war, verbot die Mutter ihr jeden Versuch zum Sprechen. Der herbeigeeilte Doctor bestätigte dieses Verbot und versicherte die betrübten Eltern, der Zustand der Kranken sey bedenklich, sie habe ein nervöses Fieber. „Die Nerven," sagte er, denn die französischen Aerzte schreiben gerne jeden Anfall den Nerven zu, — „die Nerven sind durch irgend eine große Aufregung erschüttert und entsetzlich angegriffen worden; die Veranlassung dazu kann schon einige Tage alt seyn, aber das Fräulein, das dieselbe hat verheimlichen wollen, ist ihr endlich doch unterlegen." Und nun erlaubte er sich seine Ansicht dahin zu äußern: der Aufenthalt in Paris mit seinen Aufregungen durch Tanz, Theater, Concerte, durchwachte Nächte u. s. w. könnte schon den Keim zu dieser Krankheit gelegt haben, — eine Vermuthung, welcher der Baron unbedingt beitrat. Die seltsamen Aeußerungen des Fräuleins maß der Arzt einem Anfall von Hysterie bei, der zwar noch nicht gefährlich sey, aber große Sorgfalt und die zarteste Behandlung in der Pflege heische; er ließ daher das Zimmer verdunkeln und jedes Geräusch von demselben fern halten, und einstweilen ging er hinunter, um sein Recept zu schreiben und eine Flasche von dem besten Burgunder des Barons zu trinken.

Der Arzt behielt theilweise Recht. Madeleine lag viele Wochen lang im Fieber darnieder; aber ob es ein nervöses, ein

schleichendes oder irgend ein anderes war, vermögen wir aus Mangel an ärztlichen Kenntnissen nicht zu entscheiden.

Der Doctor hatte drunten kaum seinen Imbiß eingenommen und seine Flasche Burgunder ausgestochen, als Etienne auf den Zehen hereinkam und ihm winkte.

„Was gibt es?" fragte der Arzt.

— „Kann der Herr Doctor nicht auf einen Augenblick in's Dorf hinunterkommen? Man hat einen Mann hereingebracht, der den Kopf zerschlagen und die Schulter ausgerenkt hat."

„Wer ist es denn?" fragte der Jünger Aesculap's, der die ganze Nachbarschaft kannte.

— „Je nun, Herr Doctor, es ist der Sohn vom alten Legrand — Antoine, der früher hier Jäger auf dem Schlosse war."

„Der? Und wie kommt der Bursche plötzlich wieder hieher und zu seinem Unfalle? Ist ihm etwas auf der Jagd begegnet?"

— „Behüte, Herr Doctor! die Jagdzeit ist ja noch nicht auf. Der Herr Doctor wissen vielleicht schon, daß Antoine unter der Polizei in Paris war? . . .

„Parbleu, nein! davon weiß ich kein Wort!"

— „Ei, der Bursche ist erst vor einigen Tagen hieher zurückgekehrt. Da war aber ein Herr auf dem Schlosse, ein vornehmer fremder Herr, der im Verdacht stand, er habe an einer Verschwörung gegen das Leben des Kaisers theilgenommen . . . ."

„Oh, oh! die Sache wird ernst — weiter! weiter!"

„Heute früh ist dieser Herr plötzlich davongeritten und hat dazu noch ein Pferd von unserem gnädigen Herrn entlehnt.

Antoine ist ihm nachgeritten, die beiden sind handgemein geworden und der Flüchtling hat Legrand mit einer englischen Reitpeitsche mit einem Bleiknopf über den Kopf geschlagen, daß er zu Boden gestürzt ist. — So sagen wenigstens die Leute im Dorfe, während der alte Pierre darauf schwören will, daß der Engländer beim Wegreiten vom Schlosse nicht die Spur von einer Reitpeitsche gehabt habe. Doch der Herr Doctor wird dieß ja selber beurtheilen können."

Der Doctor trank sein Glas aus und begab sich nach dem Häuschen des alten Legrand. — Für Antoine wäre es vielleicht ein Glück gewesen, wenn er sich in demselben Zustand befunden hätte, wie Madeleine. Allein derartige Dinge bringen bei Männern eine ganz andere Wirkung hervor, als bei Frauen. Der Doctor fand Antoine ganz wüthend darüber, daß der Engländer entwischt und er selbst — seiner Wunden wegen — außer Standes war, ihn zu verfolgen. Mit fürchterlichen Flüchen und Eiden schwur Antoine hoch und theuer, er wolle den schuftigen Ausländer doch noch in seine Gewalt bekommen; da niemand errathen konnte, was für ein Interesse er an der Gefangennehmung des Engländers habe, so maß man dieses wüthende Betragen seinem Delirium bei. Endlich verlangte Antoine nach seinem Rocke, um dessen Taschen zu leeren; anstatt Madeleinens Brief mit dem einzigen Worte zog er aber aus seiner Tasche Paul's beide Zeilen. Diese übten eine augenblickliche Wirkung auf ihn aus, und stundenlang lag er ganz ruhig und versuchte über die volle Bedeutung dieser Worte in's Klare zu kommen. Am andern Morgen aber sandte er einen Boten an den Sektions-Chef der Criminal-Polizei in Rennes ab mit Instruktionen, welche nichts weniger als Dank verriethen für Paul's Schonung. — — —

Wochen vergingen und mit ihnen Madeleinen's Krankheit.

Eines Tages war sie aufgestanden, saß am Fenster und starrte in die ziehenden Wolken. Frau von Ronville saß ihr gegenüber in der andern Ecke des Fensters. Die Krankheit war allerdings bei dem Fräulein gewichen, aber ihre Spuren waren noch immer vorhanden: Der Geist hatte sein rechtes Gleichgewicht noch nicht wieder erlangt; der Körper war entsetzlich abgemagert und hinfällig geworden. Es war das erste Mal, daß Madeleine aus dem Bette war, und es kam ihr vor, als ob sie, die so lange zwischen Himmel und Erde geschwebt, in ihren Fieberphantasieen wieder in die alte Welt der Wirklichkeit zurückversetzt sey. Sie legte ihre hagere Hand, die so abgemagert und blutlos geworden war, daß man den Schatten durch sie hindurch zu sehen glaubte, auf der Mutter Stuhl und blickte ihr in's Gesicht.

„Beste Mutter," fragte sie schüchtern, „willst Du mir eine Frage beantworten? — Was ist aus Antoine Legrand geworden?"

Frau v. Ronville bebte zusammen; sie hatte immer geahnt, daß Antoine irgendwie in diese Sache verwickelt gewesen seyn müsse. „Er hat Ronville verlassen," erwiderte sie mit möglichster Gelassenheit; „er soll eine Anstellung in einem der Staatsgefängnisse erhalten haben."

„Ah!" sagte Madeleine, und blickte auf die trüben grauen Wolken hinaus, wobei zum ersten Mal ein Lächeln um ihre Lippen zuckte. — „Liebe Mutter," fuhr sie dann nach einer Weile fort, „was ist aus Herrn Montague geworden?"

Frau v. Ronville konnte sich eines leisen Schauders nicht erwehren; sie hatte ihre Tochter während des Deliriums so oft

Paul's Namen nennen hören. — „Er hat Frankreich verlassen, mein Kind," entgegnete sie ernst.

„Wirklich?" sagte Madeleine, und eine abermalige lange Pause trat ein.

Als Madeleine kräftiger wurde, führte man sie in den Garten unter die Rosen, wie sie es sich gewünscht hatte. Eines Tages kam der alte Baron, setzte sich zu ihr und plauderte freundlich mit ihr. Sie sprachen von alten Bekannten — von dem Vicomte de la Fosse, denn der alte Baron hielt dieses Thema wenigstens für ein unverfängliches. Er erzählte, der Vicomte habe ungefähr vierzehn Tage nach ihrem Erkranken das Schloß Trénoc zum Verkauf ausgeboten, aber keinen Käufer gefunden, sey dann abgereist und habe seither nichts mehr von sich hören lassen. Da wandte sich Madeleine plötzlich zu ihm um und fragte: „Sind während meiner Krankheit keine Briefe für mich eingegangen?"

„Ah!" rief der Baron lustig und glaubte ihr damit ein Lächeln abzulocken, „Du hoffst wohl, der Vicomte habe an Dich geschrieben! Aber Du irrst. Beiläufig kann ich Dir jedoch sagen, daß ich schon seit dem Tage nach Deinem Unfall einen Brief für Dich bei mir trage. Er kommt zwar von einem Manne, den wir niemals wieder achten können, allein er war an Dich adressirt, und darum habe ich ihn seither uneröffnet gelassen. Glaubst Du Dich stark genug, um ihn lesen zu können?"

Madeleine bejahte, und ihr Vater, der die Frauen ziemlich gleich wie die Männer behandelte, brachte Montague's Brief zum Vorschein. Er war in englischer Sprache geschrieben, und Madeleine, welche in ihrer Krankheit ihr Bißchen Englisch beinahe verlernt hatte, mußte lang daran herumbuchstabiren, bevor sie ihn verstand.

„Dieser Brief ist von Mr. Montague, lieber Vater," sagte sie endlich; „glaubst Du, er werde jemals wieder nach Frankreich zurückkehren?"

Der Baron lächelte. Er konnte sich allfällig zu einer Nothlüge bequemen, allein seinem Kinde gegenüber war er keiner Unwahrheit fähig. Er wußte sehr gut, was aus Paul geworden war, aber er mochte es ihr nicht sagen. Er verneinte ihr einfach ihre Frage.

„Nun denn," fuhr Madeleine ganz ruhig fort, „mein Entschluß ist gefaßt; ich will bald . . ."

— „Nun, mein Kind! was willst Du denn?" fragte der Baron und wartete gespannt, daß sie ihren Satz vollende.

„Nichts, lieber Vater!" erwiderte sie mit einem Seufzer; „ich werde es mir noch ein Mal überlegen und Dir alsdann mittheilen."

Noch am selben Abend theilte der Baron diese Unterhaltung seiner Gattin mit und sagte: „Offenbar hat sie ein tiefes Interesse an jenem miserablen Engländer!"

„Armes Kind!" sagte die Baronin, „das wundert mich gar nicht von ihr, denn ich muß gestehen, ich hatte selber eine gewisse Zuneigung zu ihm. Es war etwas so Ehrliches, Biederes, echt Männliches an ihm — so ganz und gar anders, wie unsere jungen Franzosen!"

„Ja, gottlob, etwas ganz andres," sagte der Baron; „aber was in aller Welt hat sie nur vor?"

„Ich weiß es nicht; vielleicht hat sie den Entschluß gefaßt, in's Kloster zu gehen, und in der That, nach all' dem Gerede, das über diese unselige Geschichte in Umlauf gekommen ist, hat sie so wenig Aussicht mehr auf eine passende Heirath, daß . . ."

— „Wie, Madame? ich sollte meine Tochter, mein einziges Kind, von mir lassen? Nein, dazu gebe ich nie, niemals meine Einwilligung!"

„Es wäre allerdings für uns ein großer, ein entsetzlicher Verlust: allein wir müssen uns in Gottes Willen ergeben," meinte die Baronin.

— „Je nun, wir wollen sehen."

Neununddreißigstes Kapitel.

Hart Holz zu bohren.

Es war gerade acht Tage nach Paul's Flucht von Schloß Ronville, als er Vormittags mit den zu Markte ziehenden Landleuten in die bretagnische Stadt Vannes einzog. Dieß ist ein köstlicher alter Ort, einst zu Cäsar's Zeiten die Hauptstadt der Veneter, eines von Druiden beherrschten keltischen Stammes, der in Booten aus Thierhäuten lebte und zu welchem Julius Cäsar auf seinem gallischen Eroberungszuge nicht gelangte. Heutzutage ist es der Hauptort eines sehr armen und sehr dünn bevölkerten Bezirks, welchen noch ein Ueberrest von Nachkommen jener alten Veneter bewohnen, die beinahe ausschließlich nur ihr unverständliches Keltisch sprechen. Als Stadt ist es nur für den Touristen und Alterthumsforscher interessant. Da ich aber hier kein Reisehandbuch schreibe, so enthalte ich mich der Schilderung des Thurms des Connétable, welcher in einer Ecke der Stadt steht, und derjenigen der schmalen Straßen, der seltsamen altväterischen Häuser von rohem Stein und dunklem Eichenholz mit überhän-

genden hohen Stockwerken, deren Giebel sich beinahe über die unebenen krummen Gassen hinüber küssen. Ich ziehe daher vor, meine holden Leserinnen sogleich auf den Marktplatz zu versetzen, wo unsere Geschichte sich weiter entwickelt.

Es war Markttag, und die Landleute in ihrer seltsamen, alterthümlichen, bunten Tracht strömten von allen Seiten her dem länglichten, unregelmäßigen, mit Bäumen bepflanzten Viereck zu, welches von den wenigen stattlicheren Häusern dieser alten bretonischen Stadt umgeben ist. Die alte Kathedrale mit ihrem reich behauenen doppelten Portal von Sandstein steht in der einen Ecke, und dorthin wenden sich so eben Züge von alten Weibern mit Rosenkränzen in der Hand, und von Bäurinnen jedes Alters, welche vor dem Markte noch ihre Messe hören wollen. Die Männer aber, welche mit ihren Waaren zu Markte kommen, bleiben an der Ecke der Kathedrale stehen und buchstabiren erst die gelben, grünen, rothen oder blauen Anschlagzettel, welche dort an die Mauer geklebt sind, ehe sie in die benachbarten Schenken gehen, um ihr Glas Cider oder Branntwein zum Frühstück zu nehmen.

Paul war müde und hungrig; sein Geld war verzehrt bis auf wenige Sous, und er hatte darauf gerechnet, hier in Vannes seine Uhr oder einen seiner Ringe verkaufen zu können, um sich weitere Reisemittel zu verschaffen. Auf dem platten Lande, welches er seither zu Fuße in verschiedenen Richtungen durchmessen hatte, war keine Gelegenheit gewesen, sich einer dieser Kostbarkeiten zu entledigen; aber in Vannes war ja ein Leihhaus, wo er ohne Aufsehen eines seiner Juwelen aufgeben konnte. In der Absicht, nach dem Leihhause zu fragen, mengte er sich unter den Trupp junger Bauern und Knechte, mit welchen er in die Stadt eingezogen war, und wollte mit denselben nach ihrem Absteige-

quartier in der Schenke. Als er an die Ecke kam, wo die Zettel angeklebt waren, fand er schon eine Gruppe Bauern und Bauernmädchen davor und Einer davon las mühsam von einer gelben Affiche herunter:

„Departement Morbihan. Zweihundert Franken Belohnung . . . ."

„Ah!" sagte ein hübsches Bauernmädchen mit frischen blühenden Wangen und sanften Zügen gespannt; „zweihundert Livres Belohnung? Hat jemand etwas verloren? Ach heilige Martha! wenn ich es nur finden möchte!"

„Hollah," sagte einer der jungen Burschen, „was ist das? Da ist ja ein Vermögen zu machen! Lies weiter, Servan, und laß hören, auf welche Art die zweihundert Livres zu verdienen sind!"

Der Angeredete stützte beide Arme auf seinen langen Stock und las von vorne an:

„Departement Morbihan.

„Zweihundert Franken Belohnung.

„Da ein gewisser Paul Montague, von Geburt ein Engländer, und erwiesenermaßen im Verein mit einigen bereits in Haft befindlichen Personen an einem niederträchtigen, hochverrätherischen Komplott betheiligt, sich der polizeilichen Verfolgung entzogen hat und sich in diesem Departement einen Versteck gesucht haben soll, so wird hiemit bekannt gegeben, daß die obige Belohnung an diejenige Person oder diejenigen Personen bezahlt werden wird, welche Mittheilungen über den Aufenthalt des Angeschuldigten zu machen oder sonst irgendwie zu seiner Habhaftwerdung mitzuwirken im Stande seyn werden. Zugleich wird jedermänniglich gewarnt, den oben genannten Verbrecher zu beherbergen und zu verstecken, oder ihm auf irgend eine an-

dere Weise Vorschub zu leisten, bei Androhung strenger Bestrafung als Hehler und Mitschuldige. Der Angeschuldigte wurde zuletzt in der Gegend von Baud gesehen, und ist nach folgender Personalbeschreibung zu erkennen: — Alter: 25—26 Jahre; — Größe: 1 Meter 78 Centimetres; — Wuchs: schlank aber symmetrisch: — Haare: sehr hell; — Bart: kleiner Schnurr- und großer englischer Backenbart; — Augen: blau, groß; — Nase: gerade, von griechischem Schnitt; — Hände: klein, weiß. Kleidung: ein Reitfrack mit runden Schößen, weites Beinkleid und Weste mit Shawlkragen aus hellgraubraunem, mit Roth melirtem englischem Sommerstoffe; Hemd mit steifem spitzem Kragen; seidene Cravatte mit goldener Busennadel.

„Er war begleitet von einer kleinen, aber sehr wilden Bulldogge von schottischer Race, von grauer Farbe und mit langem, über die Augen herabhängendem Haar. Der Hund soll angeblich bei der Verfolgung durch die Polizei verwundet worden seyn."

„Auskunft über ihn ist zu geben auf der Mairie jedes Arrondissements oder auf der Präfektur zu Rennes.

Gez. d'Antin, Präfekt."

Paul hatte diesen Steckbrief aufmerksam Zeile für Zeile mitgelesen, während ihn der junge Bauer vorlas, und konnte eine tiefe Bewegung nicht unterdrücken. Nachdem er noch einen Blick auf das hübsche Bauernmädchen geworfen hatte, welches die Worte begierig von des Vorlesers Munde abzulesen schien, wandte er der Kathedrale und den Bauern den Rücken, kaufte sich für ein paar Sous ein Stück Brod an einem Brodladen und wanderte in der Richtung, die ihm der Bäcker als die Straße nach La Trinité bezeichnet hatte, wieder zur Stadt hinaus, denn er wußte wohl, daß hier unter den civilisirten Städtern

und unter den Augen der Polizei keine Sicherheit mehr für ihn sey, und daß der Versuch, als Matrose eine so werthvolle Uhr, eine Brillantnadel oder einen Ring mit Opal und Rosetten zu verkaufen oder zu verpfänden, unfehlbar zu seiner Entdeckung führen würde.

‚So!‘ dachte er, als er, den in einen alten Shawl eingewickelten Hund unter dem Arme, auf die Landstraße hinauswanderte; ‚sie schlagen also mich und Smog mit einander auf zweihundert Franken an? Und was werden sie mit mir beginnen, wenn sie mich in ihre Gewalt bekommen? Mich auf Lebenszeit in eine enge Zelle einsperren? Erfreuliche Aussichten! Was für einen Nutzen kann denn mein armseliges nacktes Leben alsdann noch für die Menschheit haben? Aber es ist einmal so und scheint so seyn zu müssen; die Sicherheit des Staates erheischt, daß unsere Leben fruchtlos und unnütz gemacht werden, und eine enge Zelle in Belle-Isle ist am Ende noch besser, als ein gelbes Fieber in Cayenne! — Es ist einmal der Welt Lauf so, und mir geschieht Recht. Ich habe mit scharfen Messern spielen wollen und kann mich nun nicht beklagen, wenn ich mich in die Finger schneide. Aber jedenfalls will ich mir meine Freiheit erhalten, so lange ich nur kann! Allein, in Einzelnhaft und Unthätigkeit eingesperrt zu seyn, das ist kein Leben mehr, das ist lebendiger Tod. Und ich mit meinen gesunden Gliedern und freiem Geiste, mit meinen fünfundzwanzig Jahren, mit meiner Welt- und Menschenkenntniß, ich der freie Weltbürger, frei von allen Vorurtheilen, habe die Pflicht der Selbsterhaltung und darf mich nicht wie einen Hänfling in einen Käfig von sechs auf sieben Fuß einsperren lassen! Frei will ich seyn, um jeden Preis! Ich habe nicht gegen Gott gesündigt, und darum

will ich auch die Freiheit nicht aufgeben, die ich vielleicht noch zum Nutzen meiner Mitmenschen anwenden kann!'

Damit wanderte er weiter, die staubige Landstraße entlang, und fütterte den armen Hund, der von Zeit zu Zeit mühsam neben ihm her hinkte. Montague's Füße waren wund von dem ungewohnten Gehen auf ungebahnten Feldwegen, welche die Sohlen seiner Stiefeln längst zerrissen hatten. Müdigkeit drückte auf alle Glieder seines seit mehreren Tagen schlechtgenährten Körpers, und er war kaum etwas über eine Wegstunde weit gegangen, so fühlte er sich so erschöpft, daß er nicht mehr weiter konnte, und sich genöthigt sah, in einem Walde in der Nähe der Straße sich zu verkriechen, wo er kaum sich auf den Boden niedergestreckt hatte, als er in einen tiefen Schlaf verfiel.

Es mochte etwa sieben Uhr Abends seyn, als ihn der frische kühle Seewind wieder weckte. Er fühlte sich zwar erfrischt und ein neuer Mensch, aber gleichzeitig gewaltig hungrig. Ein leichtes Athmen dicht neben seinem Ohr lenkte seine Aufmerksamkeit auf den kleinen Hund, welcher noch fest schlief. Paul's Glieder waren ganz steif, und obwohl er sich augenblicklich munterer und etwas gestärkt fühlte, konnte er sich doch jetzt nicht verbergen, wie schwach er geworden war. Aber der Gedanke an seine gefährliche Lage, die Sehnsucht nach Freiheit, das Verlangen sicher zu seyn vor Gefahr, vor Verfolgung, vor Verdacht, trieben ihn weiter. Er raffte sich auf, nahm den Hund wieder unter den Arm und marschirte weiter, und im Gehen gewann er seine frühere Elastizität wieder. Er kam nach Auray, fürchtete sich aber, die Stadt zu betreten. Als er jedoch nach dem Wege sich erkundigte, fand er, daß er die Stadt nicht umgehen konnte, sondern passiren mußte, und so ergab er sich denn darein

und kaufte sich für seine letzten zwei Sou ein Stück schwarzes Brod.

Aber er durfte dieses Brod noch nicht essen; sein Gewissen sagte ihm, er habe es noch nicht verdient — er sey noch nicht in Sicherheit. Sein Plan war noch immer, den kleinen Hafen La Trinité zu erreichen, den kleinsten von allen Hafenorten der Bretagne. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß dort gerade ein englisches Kohlenschiff vor Anker liege, das in den nächsten Tagen wieder in See gehen werde, nachdem es seine Ladung gelöscht hatte. Dieß traf sich für ihn ganz erwünscht, denn er wußte, daß der Schiffer keinen bedrängten Landsmann im Stich lassen würde. La Trinité war nur vier Lieues oder Wegstunden von Auray entfernt; er konnte es also während der Nacht erreichen. Er beschloß auf halbem Wege sein Abendbrod mit dem Stücke Schwarzbrod zu halten, und dann erst vollends nach dem Hafen zu wandern.

Gesagt, gethan! Er schlenderte durch die Vorstadt. Der Körper hat ohne Zweifel eine große Macht über den Geist. Paul ging über die Brücke und lehnte sich über die Brustwehr, um die Sonne zu betrachten, welche langsam am Ende des langen waldigen Thales niedersank. Während er noch so da lehnte, kam ein Reisewagen herangefahren. Ein Reisekurier saß auf dem Kutschbock, ein breitschultriger englischer Lakai auf dem Hintersitze; im Reisewagen selbst aber waren vier unverkennbar britische Gestalten, nämlich ein Herr in mittleren Jahren mit dichtem eckigem Backenbart und einem Halskragen so steif wie sein Benehmen; ferner zwei dicke Wulstpuppen in Reisehüten von Bast und ein einfaches, unschönes aber freundlich aussehendes Mädchen von etwa 21 Jahren. Diese bildeten die Reisegesellschaft, die auf einer Vergnügungsreise durch Frankreich begriffen

dieses Land abscheulich fand, weil die Wirthshäuser der Bretagne nicht so behaglich und elegant eingerichtet waren, wie ihre eigene städtische Wohnung.

Der Reisewagen fuhr vor der Thüre des Pavillon d'en bas, gerade am jenseitigen Ende der Brücke, dem besten Gasthofe des Städtchens an, der freilich gegen die Londoner und Pariser Hotels nur ein wahres Karawanserai war. Als Paul herzu kam, hörte er jemand im Wagen ärgerlich schelten und zanken, und sah den Reisekurier in einer Haltung von respektvoller Verzweiflung am Wagenschlag stehen.

„Ich sag' Euch," rief der würdige Ochsenfleischfresser im Innern des Wagens, „daß dieß kein Ort ist, wohin eine Dame nur den Fuß setzen, geschweige denn worin sie übernachten kann."

— „Aber ich kann Monsieur versichern, daß es kein besseres Hotel in der Stadt gibt," erwiderte der Kurier. „Es gibt nur noch Ein andres Gasthaus hier, das aber weit unter diesem hier steht."

„Und ich sage Euch, daß ich es nicht glaube!" rief der dicke Brite. „Ich kenne diese Schliche der Kuriere schon. Ihr habt ein besonderes Interesse, daß wir hier übernachten, aber wir wollen uns dieß nicht gefallen lassen!"

Der Hunger quälte Paul in diesem Augenblick und er wußte, daß er keinen rothen Centime mehr in der Tasche hatte; da kam ihm der Einfall, einmal zu betteln, wozu er ja doch bald genöthigt seyn würde, und er wollte hier den Anfang machen. — ‚Ich weiß,' dachte er, ‚daß diese Engländer da, dieser feist und reich gewordene Talghändler oder Mützenmacher mit seinen Weibsleuten, mir nichts geben werden, aber ich möchte einmal wieder meine Muttersprache hören und mir die fetten

Gesichter von jenseit des Kanals betrachten.' — Er trat daher zum Wagenschlage heran und nahm seine Mütze ab, was seinerseits keine Komödie war, denn Armuth, Hunger und Obdachlosigkeit demüthigen bald und zwingen uns, unseren eigenen Theorieen zum Trotz, die Welt mit dem gemeinen Maßstab der Menschheit zu messen. Es war ihm zu Muthe, als ob diese Leute mit ihren Taschen voll Banknoten in der That himmelweit über ihm ständen, und er begann nun das zu begreifen, was er so oft an den unteren Klassen für Speichelleckerei angesehen hatte.

„Meine Damen," hub er in englischer Sprache an, „wollten sie nicht einem halbverhungerten Engländer eine kleine Unterstützung reichen?"

Die Damen wandten einfach den Kopf ab, allein als der Kurier wegging, um verschiedene Erkundigungen in dem Gasthofe einzuziehen, warf der Engländer dem Bettler einen Blick düstrer wilder Drohung zu und rief in sehr schlechtem Französisch: „Packt Euch!"

„Ach Herr, wenn Sie wüßten, wie sehr ich unter Hunger und Ermüdung leide!"

— „Fort! packt Euch hinweg!" brummte der Brite barsch.

„Er ist ein Engländer, Papa!" wandte die Tochter mit bescheidenem Fürwort ein.

— „Nicht im mindesten! Diese Franzosenbettler sind solch gewandte Betrüger, daß sie jede Sprache unter der Sonne reden können, wenn es ihren Zwecken dient."

„Um Vergebung, Sir!" sagte Paul, „ich bin in Wirklichkeit ein Engländer, einer von Ihrer großen Nation und für den Augenblick ganz unbemittelt — ich kann Sie versichern..."

— „Ei, seht doch den unverschämten Burschen!" rief der

Brite; „behauptet da, er sey am Verhungern und doch sieht ihm hier ein großes Stück Brod aus der Tasche."

„Und doch ist Beides wahr, Sir," entgegnete Paul, ohne auf das kränkende Beiwort zu achten. „Dieses Stück Brod, die herrliche Mahlzeit für einen Mann, der heute seine acht Wegstunden zurückgelegt und noch vier weitere zu machen hat, wurde um mein letztes Stück Kupfergeld gekauft. Es wird gerade hinreichen, um mich und meinen Hund heute Nacht vor dem Hungertod zu bewahren; allein was soll alsdann aus uns Beiden werden?"

— „Guter Freund," bemerkte hier eine von den Wulstpuppen in Crinoline und Seide; „wir geben nie ein Almosen an Bettler — wir haben uns dieß zum Grundsatz gemacht!"

Und vermuthlich auch sonst Niemanden, ausgenommen bei einer Bettelpredigt oder wenn die Liste der Unterzeichner in den ‚Times' veröffentlicht wird! dachte Paul mit mehr Wahrheit als Milde, und erwiderte dann laut: „Ach, Madame, als ich noch ein reicher Mann war, hielt ich diesen Grundsatz ebenfalls für einen sehr weisen; allein nun habe ich durch Erfahrung ermittelt, daß wenn man neun unwürdigen, nur vom Bettel lebenden Müssiggängern gibt, der zehnte ein Mann oder ein Weib seyn kann, den einige Pfennige vom Hungertod oder sogar vom Verbrechen gerettet haben würden. Bedenken Sie, daß derjenige, welcher seinen Bruder in Bedrängniß sieht — denn von seiner Achtbarkeit sagt die Bibel nichts — und sein Herz dem Mitleiden verschließt..."

„Heda, guter Freund," rief nun der dicke Brite, der nicht länger an sich halten konnte, „wenn Ihr Euch nicht sogleich packt, so werde ich genöthigt seyn, die Polizei zu Hülfe zu rufen!"

Paul konnte der Versuchung nicht länger widerstehen, diesen gemeinen Emporkömmlingen die Augen zu öffnen, und sagte stolz: „Wenn Sie mich in der Pariser guten Gesellschaft träfen, z. B. bei Lord Cowley oder Lady Plantagenet, so würden Sie mich anders behandeln. Sie würden mir fünf Pfund leihen und mich zu Tische laden; aber nun ..."

„Gendarme!" rief der wüthende Brite einem stämmigen dumm aussehenden Handlanger des Gesetzes zu, den Paul nicht bemerkt hatte; „removy cet homme, il disturbe moi, et ma famille!"

Obschon der tapfere Wächter des Landfriedens die Worte nicht verstand, so war doch die Geberde voll Entrüstung von Seiten des Sohnes Albion's nicht zu mißkennen.

„Allons!" rief der Gendarme mit einer herrischen Handbewegung; „ah mais bigre, wenn Ihr nicht geht, muß ich Euch mitnehmen. Kommt her und zeigt Euren Paß, junger Mann!"

— „Paß?" wiederholte Paul; „den hab' ich natürlich nicht — ein englischer Matrose, der von einem Hafen zum andern reist, braucht keinen Paß!"

„Und wohin wollt Ihr?"

— „Nach Lorient," versetzte Paul mit einer Nothlüge, denn die Wahrheit zu sagen, wäre sicheres Verderben für ihn gewesen.

„Und was habt Ihr hier?"

— „Meinen Hund."

„Wie? dieß soll ein Hund seyn? Ich habe all mein Lebtage noch keinen solchen gesehen."

— „Nun denn, würdiger Bengel," erwiderte Paul auf Englisch, „so nimm die Gelegenheit wahr und erweitere Deine beschränkten naturwissenschaftlichen Kenntnisse!"

Der barsche, sauertöpfische Gendarme, welcher, wie seinesgleichen alle, nichts so sehr liebte, als Andere auszufragen, begann mit ziemlicher Neugier an dem armen Smog herumzutasten, da rauhhaarige Dachshunde noch etwas Nagelneues in der Bretagne zu seyn schienen; aber in seiner barschen plumpen Weise stieß er zufällig an Smog's verwundetes Bein und dieser, der nicht mit sich spaßen ließ, fuhr herum und schnappte nach den Fingern des Haltefest.

„Au weh!" rief der Gendarme und schüttelte die Hand schmerzlich. „Ich werde Euch zum Maire bringen, weil Ihr einen Hund ohne Beißkorb bei Euch habt und Ihr sollt mir..."

Allein abermals begünstigte das Glück unsern Helden. Die Straße von Auray bildet einen entsetzlich steilen Abhang und ist schlecht gepflastert. Während die Beiden sich mit einander herumstritten, kam ein von Stieren gezogener Bauernkarren die Straße herunter gefahren. Bei einer scharfen Wendung scheuten die beiden Zugthiere an dem schwerfälligen Reisewagen des Briten und bogen seitwärts aus, wodurch der Karren einen Stoß erlitt, aus dem hölzernen Radschuh gerieth, und nun durch sein Gewicht die Ochsen rasch vollends den Abhang herunterschob und gegen den Reisewagen schleuderte, daß der eine Stier mit dem ganzen Kopf zum Wagenschlag hinein kam. Zetergeschrei der Damen im Wagen, das Schimpfen des vornehmthuenden britischen Schuhmachers oder Bierbrauers, und die französischen und bretonischen Flüche des Postillons und der Zuschauer heischten laut das Einschreiten des Gendarmen, der hier einen ernsteren Fall vor sich sah und sich schnell nach dieser Seite wandte. Paul aber mochte längeres Verweilen für gefährlich halten, machte sich daher die Gelegenheit zu nutze und entwischte unbemerkt während des Auflaufes.

Als er die Stadt ein Stück weit hinter sich hatte, kam er an eine Stelle, wo die Landstraße sich theilt. Welche von beiden Straßen sollte er nun einschlagen? Wegzeiger waren nicht da und vergebens wartete er lange auf jemand der des Weges daher käme, um sich zurecht weisen zu lassen. Endlich kam ein bretagnischer Bauer mit breitrandigem Schlapphut und langem, über den ganzen Rücken hinunterhängendem Haar daher und sang eine wilde bretonische Melodie; allein als der Engländer eine Frage an ihn richtete, gab er kopfschüttelnd auf Bretonisch zu verstehen, daß er des Französischen nicht mächtig sey. Endlich schlug Montague in der Verzweiflung den Weg zur Rechten ein. Die Gegend war wild und sehr öde, und die große Atlantis sandte ihre Winde in's Land herein, die in ungestümen Stößen über das Land hinfegten. Auf der einen Seite der Straße lief dichter Wald von kleinen dunklen Kiefern an einem langen Höhenzuge von zackigen Hügeln hinan; auf der andern erstreckten sich kleine buckelige Anhöhen kahl und unfruchtbar bis zum Strande des Oceans hinab. Von Zeit zu Zeit kam der Wanderer an einem gewaltigen unbehauenen Stein vorüber, der auf seiner Spitze stand, und der nächtliche Wanderer wußte, daß die alten Kelten denselben noch aufgestellt hatten; — aber zu welchem Zweck? Um die letzte Ruhestätte eines Druiden zu bezeichnen? Um die letzten Strahlen der untergehenden Sonne aufzufangen, welche die alten Kelten in ihrem blinden engherzigen Materialismus als die Spenderin alles Lebens verehrten? Wer kann dieß heutzutage sagen? Die Druiden sind ausgestorben, ohne ein schriftliches Denkmal ihres Glaubens und ihrer Lehre zu hinterlassen. Der Kelte der Gegenwart ist der arme bretonische Bauer, der von der Größe seiner Urväter nichts geerbt hat, als ihre Sprache und ihren Aberglauben. Was ist er

gegenüber von jenen Männern, welche einst Vercingetorix um sich versammelte, um sein Land zu vertheidigen und sogar einen Julius Cäsar davon zurückzutreiben? — gegenüber von jenen Männern, denen Cervorix der Barde einst zur dreisaitigen Harfe sang? Nur diese Steine stehen noch; zweitausend Jahre voll Sturm und Wind, tausend Jahre des Christenthums haben diese Steine nicht beseitigt. Als stumme Zeugen einer fernen Vorzeit erzählen sie noch von einem mächtigen Geschlechte, das Gott in irgend einer unbekannten Form anbetete und jene Steinblöcke auf unbekannte Weise und zu unerklärlichen Zwecken aufstellte, — aber vermuthlich als Symbole ihres Glaubens, als Zeugen ihrer Anerkennung des Daseyns eines mächtigern Wesens als der Mensch ist, — als stumme und doch gewaltige Denkmäler von der Vergänglichkeit alles irdischen Glanzes und Stolzes!

Neununddreißigstes Kapitel.

Die Verfolgung.

Paul Montague hatte sich mühsam einige Stunden weit fortgeschleppt und sah sich gerade nach einem Obdache für die Nacht um, wo er sein Stück Schwarzbrod mit seinem treuen Smog theilen konnte, als ihm ein Bauer in einer Jacke von Schaffell, mit langem bis über den Rücken hinunterhängendem Haare begegnete, den er um den Weg befragte. Der Bauer war ein junger Mann und hatte die Schule des Pfarrers besucht, woher er auch einige Worte Französisch verstand.

„Ihr seyd nicht auf dem richtigen Wege nach La Trinité,“

sagte er, zu Paul's großer Entmuthigung. „Ihr kommt wohl von Auray? Da hättet Ihr die Straße linker Hand einschlagen sollen. Ihr könnt zwar auch auf diesem Wege nach La Trinité kommen, aber über Carnac, und das ist ein Umweg von zwei starken Stunden!"

— „Du lieber Himmel, zwei Stunden? Und wie weit bin ich denn noch von dem Hafenstädtchen entfernt?"

„Vier tüchtige Wegstunden — eher mehr!"

Paul verwünschte sein Mißgeschick, was im Grunde Unrecht war, denn dem Umstande, daß er den unrichtigen Weg eingeschlagen hatte, verdankte er einstweilen noch seine Rettung und eine Nachtruhe, die er im andern Falle nicht gehabt haben würde.

Dieß ging nämlich so zu: etwa eine halbe Stunde, nachdem Montague die Stadt Auray verlassen hatte, kam ein Reiter in dunkelviolettblauer Uniform, auf deren Brust zwei Reihen Knöpfe von der Schulter bis zur Taille herunter in einem spitzen Winkel zusammenliefen, auf einem raschen feurigen Pferde gegen das Städtchen hingesprengt und begegnete dem Gendarmen, welcher dem Auftritte vor dem Gasthause in Auray angewohnt und den vermeintlichen Matrosen nach seinem Paß gefragt hatte. Der Gendarm war soeben im Begriff, seine abendliche Streife anzutreten. Sobald er aber in dem Reiter einen Beamten der Polizei erkannte, machte er Fronte und salutirte militärisch.

Der Reiter hielt sein Pferd an und sagte: „Guten Tag, mein Braver! Habt Ihr keinen Mann gesehen, der als Matrose gekleidet war und einen kleinen grauen zottigen Hund trug? Einen Engländer mit einer verwegenen Miene?"

„Ah parbleu! das ist mein Bursche vom Pavillon d'en bas!"

rief der Gendarm. „Meiner Treu! den Kerl hab' ich gesehen — in Auray, — kaum vor einer Stunde!"

— „Ah big-r-re, das ist gut! Und Ihr habt ihn schon arretirt?"

„Nein, Herr, er ist mir wieder entwischt; aber er kann nicht weit gekommen seyn, denn er war sehr schlecht zu Fuße!"

— „So sputet Euch, mir den Kerl zur Stelle zu schaffen, wenn Ihr die 200 Livres verdienen wollt, die auf die Beifahung dieses gefährlichen Menschen ausgesetzt sind!"

Der Gendarm war mit Einem Male ganz Feuer und Flammen, seit er hörte, daß es eine Möglichkeit galt, zehn Napoleons zu verdienen, und er folgte sogleich dem Polizeiagenten, nachdem er ihm noch mitgetheilt, daß der vermeintliche Matrose die Absicht, nach Lorient zu gehen, kundgegeben habe. „Sucht mich beim Maire in Auray auf! ich will voranreiten!" sagte er und gab seinem Pferde die Sporen. Bis der Gendarm ihn wieder traf, war die ganze Polizei von Auray schon auf den Beinen: ein zweiter Gendarm und zwei Individuen, welche sich bei außerordentlichen Gelegenheiten zum Polizeidienste gebrauchen ließen. Der Polizeiagent hatte richtig geschlossen, daß wenn der Verfolgte angegeben, er wolle nach Lorient gehen, er sicherlich die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen haben und sich nach La Trinité begeben haben werde. Er befahl daher dem einen Gendarmen und dem einen Gehülfen, ihn auf dem Wege nach La Trinité zu begleiten, während der andere Gendarm und sein Gehülfe sich beritten machen und sogleich nach Lorient aufbrechen sollten, wohin er ihnen einen Verhaftsbefehl gegen den Engländer und eine schriftliche Weisung an die dortige Polizeibehörde mitgab. — —

Aber wir kehren zurück zur Flucht und Verfolgung unseres

Freundes. Die verzehrende innere Unruhe trieb ihn noch trotz der Ermüdung vorwärts, nachdem er schon erfahren, daß er den richtigen Weg verfehlt hatte. Vor ihm winkten ihm ja La Trinité, Freiheit und England, wo seiner wieder Wohlstand und Wohlleben, ein Elternhaus und eine Heimath warteten. Hinter ihm drohten die Polizei, eine Kerkerzelle, eine vieljährige enge Haft. Eine Strecke von vier Wegstunden trennte ihn blos noch von dem Ziele, wo ihm Rettung gewiß war, aber seine Beine vermochten ihn kaum mehr zu tragen, und jeder Schritt verursachte ihm wilden Schmerz. Eine volle Woche war er schon umhergewandert, wie ein verfolgtes Stück Wild. Die Strecke zwischen Baud und Auray ist nicht sehr groß, aber für Paul war sie ungeheuer gewesen. Er hatte nämlich vorausgesetzt, Antoine werde sich durch das Fehlschlagen des ersten Planes nicht von der Verfolgung desselben abhalten lassen, und war daher von Anbeginn seiner Flucht jedem Dorfe sorgfältig ausgewichen, hatte aus Furcht vor der Polizei ebenso die große Heerstraße und die Landstraßen vermieden und sich hauptsächlich an die Nebenwege durch die Wälder gehalten. Hier verirrte er sich beständig, und da die Bauern, denen er begegnete, selten Französisch sprachen, so mußte er oft nach einer Wanderung von acht bis zehn Wegstunden am Abend finden, daß er in nördlicher Richtung zurückgegangen war, während er in südlicher hatte vorwärts kommen wollen. Auch sein Geld war trotz aller Sparsamkeit und der bretagnischen Gastlichkeit nahe zusammengeschmolzen, und den einen Franc, den er am Ende noch besaß, hatte er lange gehütet und aufbewahrt als letzte Hülfe. Darum hatte er mehrmals unter freiem Himmel übernachtet oder sich in Heufeimen verkrochen, und seine Mahlzeit von Schwarzbrod und etwas Speck bei Tage unter irgend einem jungen Eichbaum ge-

halten. Auf diese Weise konnten wenigstens die Wirthe der Herbergen und Gasthäuser keine Auskunft über ihn geben, falls ihn die Polizei aufsuchte. Da Montague aber von Jugend auf an reichliche Nahrung und behagliche Wohnung mit weichem Bett gewöhnt gewesen war, so kam er bei dieser Lebensweise sehr herunter, und bedauerte oft, daß er nicht schon früher die nüchterne Kost und das harte Lager seines Freundes de Coucy sich angewöhnt hatte. Dazu kam noch, daß seine eleganten Stiefeln nicht auf eine Fußwanderung eingerichtet und ihre Sohlen bald durchgelaufen waren, so daß er mit den wunden geschwollenen Füßen auf dem nackten Erdboden ging. Hiedurch ward die Fußreise zuletzt eine Pein, ein verzweifelter Kampf mit dem Daseyn um das Daseyn, und namentlich an diesem Abend nach der Flucht aus Auray sehnte er sich namenlos, irgend einem Bauernwagen oder einem berittenen Bauern auf seinem zottigen bretonischen Klepper zu begegnen, den er veranlassen könnte, ihn etwas aufsitzen zu lassen. Allein jene Gegend war sehr kahl und dünn bevölkert, und weder Roß noch Wagen stieß ihm auf.

Endlich fand er, daß der Weg westwärts abbog, und er wußte, daß La Trinité gegen Südwesten hin lag. Er war überzeugt, es müsse hier irgend einen Querpfad geben, der in der Diagonale verlaufe, und er irrte sich nicht, denn nach einiger Zeit fand er das Geleise von einem rohen Bauernwagen und folgte demselben kühn, wobei er sich mit dem Gedanken tröstete, er werde auf diesem Nebenpfade jedenfalls sicherer seyn, als auf der Vicinalstraße.

Die Nacht war eingebrochen, und die Wolken, welche vom atlantischen Ocean heraufzogen, bedeckten bald das Firmament mit einem undurchsichtigen Schleier, verhüllten die Gestirne und hingen schwarz und niedrig über der Erde. Es war stockfinster,

und dennoch wankte der Flüchtling vorwärts, schleppte aber bereits die Füße, als ob er Kanonenkugeln daran nachzöge.

Endlich überkam ihn noch das unheimliche Gefühl des Alpdrückens und gesellte zur physischen Erschöpfung auch geistiges Unbehagen. Er konnte jetzt in der That nicht mehr weiter, und war gerade im Begriff, zusammenzubrechen und zu Boden zu sinken, zu müde, um sich nach einem Obdach gegen den frischen kühlen Seewind umzusehen, als er plötzlich in dem düstern Dunkel vor sich die Gestalt eines Mannes zu erblicken wähnte. Er stand still und forschte aufmerksam und angestrengt in die Dunkelheit hin. Es war eine Gestalt, aber ob die eines Mannes war nicht deutlich zu unterscheiden. Ein Baumstumpf war es nicht, und dennoch ein unbeweglicher Gegenstand. Eine leise Hoffnung flüsterte ihm zu, es könnte möglicherweise ein Bauer seyn, der sich unterwegs verspätet habe und von dem er nun ein Nachtquartier oder wenigstens Auskunft über den Weg erhalten könnte.

Paul ging einige Schritte vorwärts, und die Gestalt ward immer größer; endlich streckte er zweifelnd seine Hand aus und berührte damit eine kalte Steinmasse. Er merkte nun, daß es ein bloser Menhir war, einer jener aufrecht in die Erde gestellten langen Steinblöcke aus der Druidenzeit, welche in der ganzen Bretagne und im übrigen keltischen Theile von Frankreich so häufig sind. Als er sich jedoch umsah, bemerkte er noch andere derartige Steine, die in regelmäßiger Entfernung von einander reihenweise aufgestellt und alle etwa von gleicher Höhe waren. „Sonderbar!“ murmelte er, „dieß muß irgend eine Ruine seyn, und doch stehen diese Steine alle aufrecht!“ Bei dem nächsten Schritte stolperte er bereits über einen am Boden liegenden Steinblock, fiel selbst zu Boden und war zu müde, um wieder

aufzustehen. „Jenun, in Gottes Namen denn!“ murmelte er; „ich will hier liegen bleiben, denn der Stein schützt mich wenigstens einigermaßen vor dem Winde.“ Er zog der Kälte wegen seine Füße an sich, der kleine Smog schmiegte sich dicht an seinen Herrn, und nach wenigen Minuten lag Paul in einem tiefen lethargischen Schlafe.

Als er aus seinem Schlafe voll wilder fieberischer Träume erwachte, fand er, daß er mit dem Kopf auf einem kalten harten Steine lag. Die Sonne war bereits aufgegangen, der Thau glänzte um ihn her im kurzen Grase, dunkle purpurne Wolken zogen über ihm hin dem Meere zu, und im Osten stand die Sonnenscheibe schon über dem Horizont und leuchtete in voller Glorie. Ein neuer Tag war heraufgegangen, freundlich und schön, jung und hoffnungsvoll, und doch fragte der Flüchtling sich zweifelnd: was wird dieser Tag wohl für mich in seinem Schoose bergen? Wenig erquickt von seiner Nachtruhe, richtete Paul sich auf und sah sich neugierig um. Rings um ihn her standen Hunderte von gewaltigen rohen Steinblöcken, unregelmäßig, grau und bemoost, uud fingen die Sonnenstrahlen auf den gelben Flechten ihrer Flächen auf. Es waren zehn bis zwölf derartige lange Reihen solcher Steine, und Paul erkannte nun, daß er sich unter den räthselhaften Ruinen von Carnac befand, deren Zweck ebenso unbekannt ist, wie die Zeit und die Person ihrer Erbauer. Er sah sich angesichts eines der sprechendsten und großartigsten Denkmale von der Vergänglichkeit irdischer Größe, und ward ja hieran durch sein eigenes Schicksal noch mehr erinnert, so daß er, da seine Ermüdung und seine steifen Glieder ihm noch immer das Weiterwandern verboten, sich zu einem höchst melancholischen Gedankenzuge augeregt fühlte, welcher ihn an die Nichtigkeit seiner eigenen Bestrebungen, auf die er sich so viel zu

gute gethan hatte, und an die Vergänglichkeit seines vermeintlich so wohl begründeten Glücks und Wohlstandes, auf die er so stolz gewesen war, ernst gemahnt sah.

Aus diesem stillen Gedankenzuge störte ihn zunächst das Gebimmel einer fernen Heerdenglocke, das Blöcken von Rindern und bald darauf auch ein lauter wilder Gesang von einem Bauernmädchen auf, das offenbar seine Kühe zur Waide austrieb. Eigenthümlich eindrucksvoll schollen diese Töne durch die feierliche Morgenfrühe der stillen Haide und der gespenstigen Steinalleen von Carnac. Sie erinnerten den Flüchtling, daß auch er sich jetzt aufmachen müsse, um seine Flucht fortzusetzen, und doch versagten die starren Glieder des hungernden abgeschwächten Körpers ihm beinahe den Dienst. Die physische Unmöglichkeit, dem natürlichen Drange der Selbsterhaltung zu folgen, bereitete ihm eine neue geistige Qual, und steigerte jene bange Aufregung, die seine schaurigen düsteren Träume erzeugt hatte.

Der Gesang kam immer näher; es war wirklich ein bretonisches Mädchen, welches das Vieh hütete; die Melodie war wild, wie alle bretonischen, aber wohlklingend, und die Stimme, welche das Liedchen sang, tönte weich und kräftig durch die freie Haide. — Jetzt sang das Mädchen noch lauter, und gleich darauf kamen die braunen Kühe langsam herunter bis unter die Steine, blieben von Zeit zu Zeit stehen, um das Haidekraut abzufressen, schwangen ihre langen Schweife und leckten sich schnalzend die Schnauze mit ihren fetten dicken weißen Zungen.

Erwartungsvoll lag Montague da und beschwichtigte den kleinen Smog, der sich argwöhnisch halb aufgerichtet und die Ohren gespitzt hatte und mit funkelnden Augen in die Haide hinein lauschte. Eben jetzt kam die Sängerin die lange Allee

von Steinen herunter, hinter ihren Kühen her. Sie hatte ein hübsches heitres Gesicht und trug einen kurzen bunten Rock von dickem Wollenstoffe. Unter dem linken Arm hielt sie einen langen Spinnrocken, und während sie langsam so einherschlenderte und sich selber und den Kühen und Steinen vorsang, ahnungslos daß sie noch einen andern bewundernden Zuhörer habe, zog sie mechanisch ihre Fäden aus dem Hanfbündel am Ende des Spinnrockens und ließ die große hölzerne Spindel hinter sich tanzen. Sie bemerkte Paul nicht, und er konnte sie beobachten, während er ihr zuhörte. Plötzlich schwieg sie, blieb stehen, besann sich einen Augenblick und stieß dann ein lautes gellendes Jahu-hu-hu aus, welches die Kühe alsbald verstanden, als eine Warnung, sich nicht weiter zu verlaufen.

Dicht unter einem der großen Steine lag ein kleinerer auf der Kante und bildete so eine natürliche Bank, auf welche sich das Mädchen setzte und seine nackten Beine von sich streckte.

Paul beobachtete sie nun ganz aus der Nähe. Sie schien arm und war hübsch, aber doch zufrieden. Er beneidete sie beinahe um dieses stille Glück der Genügsamkeit, obschon er fühlte, daß er für ein derartiges halbes Pflanzenleben nicht passen würde. Nachdem das Mädchen eine Weile ruhig gesponnen hatte, legte es Spinnrocken und Spindel beiseite, nahm ein kleines Buch aus der Tasche und las darin. Es schien ein Gebetbuch zu seyn, und einige Minuten lang ward des Mädchens Aufmerksamkeit davon auf das Tiefste gefesselt. Dann aber legte sie mit einer höchst ausdrucksvollen Miene inneren Glückes auch das Buch hinweg, zog ein großes dickes Halstuch, ein weißes Taschentuch und eine Scheere aus der Tasche, nahm die weiße Haube ab, die ihren Kopfputz bildete, und schüttelte ihr reiches braunes Haar, welches sich nun auflöste und lang und dicht wie

ein Schleier bis über ihre Hüften herunterfiel und sie umwallte. Montague sah verwundert und erwartungsvoll diesem Treiben zu, dessen Zweck er sich nicht erklären konnte.

Das Bauernmädchen erfaßte eine Handvoll dieses langen schönen Haares und betrachtete es wehmüthig, als es so golden in der Sonne glänzte. Dann wetzte es seine Scheere an dem rauhen Stein, schüttelte das Haar zurück, so daß es sich ganz von seiner Kleidung losmachte, und schob den nackten Arm unter dasselbe, worauf es seine Scheere sorgfältig ergriff und in entschlossenem Schnitt das Haar ganz nahe an den Wurzeln abschnitt, während Paul, verwundert und entrüstet zugleich, sich beinahe versucht fühlte, dieser Verstümmelung ein Ziel zu stecken.

Als alles Haar abgeschnitten war, band sie hastig ein weißes Tuch um ihren geschorenen Kopf und setzte die Haube darüber auf. Sie sah nun nicht mehr so hübsch aus, aber es lag ein Strahl von Zufriedenheit in ihrem Blicke, als sie die langen Strähne ihres schönen Haares über die Kniee legte, sie glatt strich und dann mit der Spanne ihrer runden Hand maß.

Paul konnte sich ihr Treiben nicht erklären und versuchte daher aufzustehen, um zu ihr hinüberzugehen und sie zu befragen. Als er sich jedoch vom Boden erheben wollte, fuhr ihm ein jäher rheumatischer Schmerz durch den Rücken und er konnte einen Schrei nicht unterdrücken, welcher das Bauernmädchen erschreckte.

Als die Kleine den Fremden erblickte, wickelte sie hastig das Haar in einen Knäuel zusammen, schlang es in ihr Halstuch, das sie wieder in ihre geräumige Tasche schob, und begann nun emsig weiter zu spinnen.

Paul schleppte sich mühsam zu dem Mädchen hinüber und grüßte es: „Guten Tag, meine hübsche Kleine!“

„Schön' guten Tag, Herr!“ versetzte sie schüchtern.

Paul wußte nicht recht, wie er beginnen sollte; er wollte sie nicht noch mehr einschüchtern, und fragte daher: „Könnt Ihr mir den kürzesten Weg von hier nach La Trinité sagen?“

Die Kleine besann sich eine Weile und sagte dann: „Ich glaube es liegt dorthin, aber Ihr werdet besser thun, wenn Ihr durch das Dorf geht und Euch dort erkundigt!“

„Ist es denn weit von hier?“

— „Ungefähr drei Wegstunden, Herr!“

„Noch drei Wegstunden?“ murmelte er auf Englisch vor sich hin; „entschwindet mir denn jener verwünschte Ort immer unter den Händen wie ein Irrwisch?“ Und ein krampfhafter Schmerz und Aerger zuckte über sein Gesicht hin. Das Mädchen blickte verwundert zu ihm auf und errieth seine Gedanken.

— „Es ist jedenfalls ein weiter Weg,“ sagte sie, „aber vielleicht weiß ich es auch nicht recht. Ich selbst bin gestern noch einen weitern Weg gegangen — bis nach Vannes — und ward nicht müde!“

„Ah, Ihr wart gestern in Vannes, mein Kind?“

— „Zu Befehl, Herr! es war Markt in Vannes, und ich wollte sehen, ob ich mich dort als Bauernmagd verdingen könne!“

„Ach ja, ich erinnere mich, es war Markt daselbst; — nun, und ist Euch Euer Vorhaben geglückt?“

Das Mädchen verneinte wehmüthig. In diesem Augenblick kam Smog heran, der seither in der Nähe herumreviert hatte, schnüffelte an des Mädchens Unterrock und bellte. „Oh! was für ein sonderbarer Hund!“ rief das Mädchen; „hab all' mein Lebtage keinen solchen gesehen mit solch langem Haar bis über die Augen herunter. Du lieber Himmel! da fällt mir etwas ein!

Denkt Euch, Herr, gestern sah ich auf dem Marktplatze in Vannes einen Anschlagzettel, worin zweihundert Franken Belohnung für denjenigen versprochen werden, welcher der Polizei einen entsprungenen Gefangenen angeben könnte, der eben einen solchen zottigen Hund mit langem grauem Haar bei sich haben soll. Der Hund mit dem zottigen Haar, das ihm auf die Augen hereinhing, war so wunderlich beschrieben, daß ich ihn nicht vergessen konnte. — O Herr, wenn ich jenem Mann begegnen und die zweihundert Franken verdienen könnte!"

„Würdet Ihr ihn denn der Polizei anzeigen?" fragte Paul trübsinnig, weil es ihn entrüstete, sogar bei einem Bauernmädchen eine solche Habsucht zu finden.

„Je nach Umständen, o ja, Herr. Zweihundert Franken sind eine große Summe; wir könnten über ein Jahr davon leben und meiner armen kranken Mutter so viel Gutes erweisen."

Paul wandte sich angewidert ab und dachte: O weh! hier ist auch keine Zufriedenheit. Die Liebe zum Mammon ist sogar bis in diesen fernen Winkel und zu diesen schlichten Bauern gedrungen, die ich vorhin noch um ihre genügsame Sinnesart beneidete. — Das Mädchen beobachtete seine Züge. So sehr sein Gesicht abgehärmt uud durch den ungeschorenen Bart entstellt war, so war es doch noch hübsch und trug seinen alten edlen Ausdruck. Es schien in der Kleinen einen neuen Gedanken zu wecken, denn sie sagte: „Wenn es irgend ein böser schlechter Mensch wäre, ein Mörder oder dergleichen, so würde ich ihn ganz gewiß anzeigen. Wenn er mir dagegen gefallen und ich ihn für brav aber unglücklich halten würde, so würde ich ihm sogar Vorschub leisten!" Paul schwieg, und darum setzte sie schüchtern hinzu: „Nichts für ungut, Herr, aber mich dünkt,

die Beschreibung des entsprungenen Gefangenen paßt ganz auf Euch."

„Ihr habt Recht — ich bin es," versetzte Paul ruhig und schaute sie dabei scharf an, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten; sie erglühte verlegen und blickte zweifelnd zu ihm auf. „Wollt Ihr mich nun der Polizei angeben?" fragte er in demselben gleichgültigen Tone.

— „O Herr, wie könnt Ihr mir etwas Derartiges zutrauen? Ich bin überzeugt, Ihr habt nichts Schlimmes gethan; Ihr seht mir gar nicht darnach aus!"

Paul ward hievon nicht sehr getröstet, denn er hatte berechnet, daß im schlimmsten Falle die Angeberei des Mädchens der Polizei nicht eher zukommen würde, als bis er Frankreich schon verlassen hätte; allein die freundlichen Worte des Bauernmädchens rührten ihn doch, denn er hatte in der jüngsten Zeit der freundlichen Worte entbehren müssen. Er setzte sich zu ihr auf den Stein und sagte: „Ihr seyd ein gutes Kind!"

Das Mädchen erglühte wie eine Burgunderrose und schlug die Augen nieder. Sein Blick fiel auf die zerrissenen Stiefeln und wunden Füße des Fremden, und seine Schmerzens- und Müdigkeitsseufzer schlugen an ein mitleidiges Ohr. „Ihr kommet wohl weit her und seyd schon lange auf der Reise?" fragte sie.

„Allerdings, ich bin schon neun Tage unterwegs, und nun greift mich das Gehen an. Ich bin müde — todesmüde. Aber ich habe noch drei Stunden Weges vor mir, und muß sogleich aufbrechen."

— „Nicht doch, Herr; geht noch nicht, wenn Ihr so müde seyd! Bleibt noch eine Weile und ruht Euch in unsern Häus-

chen aus, das ganz hier in der Nähe ist und wo Ihr vollkommen sicher seyd."

„Schön'n Dank, liebes Kind! Es ist allerdings nicht zu fürchten, daß die Polizei jetzt schon hieher kommt, und ich möchte wohl ausruhen; aber ich darf nicht. Wenn ich nur etwas zu essen hätte, könnt' ich schon nach einiger Zeit wieder weiter wandern!"

— „Habt Ihr denn nicht gefrühstückt?" fragte sie mitleidig. „Ach, wie schade, daß ich mein Frühstück schon aufgegessen habe. Aber kommt, Herr!" fuhr sie lebhaft fort; „Ihr müßt mitkommen in unser Häuschen — es ist zwar nur ein armseliges Ding," setzte sie hinzu, da sie wohl sah, daß er nicht war, was er scheinen sollte, — „aber Milch und Schwarzbrod haben wir genug und auch eine Schnitte Speck zu dem harten Brod. Kommt, Herr! mit leerem Magen dürft Ihr mir den langen Weg nach La Trinité nicht antreten, denn Geld habt Ihr wohl doch auch keines!"

„Fürwahr, ich habe keinen Sou mehr," sagte er.

Sie war aufgesprungen und hatte bereits ihre Kühe herbeigerufen. Paul war noch unschlüssig; er schämte sich, diesen armen Leuten das Brod wegzuessen; aber vielleicht war es gut, der Wittwe Gelegenheit zu geben, daß auch sie ihr Scherflein in den Schatzkasten werfe. ‚Der Himmel wird es ihnen vergelten, und ich bin hungrig,' dachte er. Mühsam raffte er sich auf und hinkte anfangs, denn er spürte eine Art rheumatischer Lähmung im Rücken; aber Rose kam ihm sogleich zu Hilfe, hieß ihn sich auf ihre Schulter stützen und sagte: „Heute erreicht ihr auf keinen Fall mehr La Trinité. Ihr seht krank und ganz erschöpft und heruntergekommen aus. Wollt Ihr nicht bei uns bleiben? Wir haben genug für uns Alle!"

Paul stützte sich leicht auf ihre Schulter und die kleine Rose war glücklich, denn sein hübsches edles Gesicht hatte bereits einen Eindruck auf sie gemacht. — Mögen auch die Puritaner die Schönheit herunterſetzen, sie ist doch immer ein großer Segen, und Aristoteles hatte Recht mit seiner Behauptung, ein Mensch könne nicht vollkommen seyn ohne sie! — Smog hinkte auf drei Beinen dicht dahinter her, und die braunen Kühe kamen waidend und kauend zwischen den Steinen hervor. Paul fühlte sich nun glücklich; er hatte eine gute Freundin gefunden und gewonnen — eine hübsche Freundin.

„Sagt mir, mein schmuckes Kind," fragte er das Mädchen unterwegs, „was hat Euch denn vorhin veranlaßt, Euer ganzes schönes Haar abzuschneiden?"

Rose erglühte tief und sagte schüchtern: „Habt Ihr es denn gesehen, Herr?"

„Ei freilich; ich lag dort unter jenem Stein, als Ihr es abschnittet. Es ist recht schade darum."

— „Wie viel meint Ihr wohl, Herr, daß ich dafür bekommen werde?" fragte Rose.

„Ah! Ihr wollt es also verkaufen?"

— „Ei natürlich, denn zu welchem andern Zwecke hätt' ich es sonst abgeschnitten?"

Paul erinnerte sich nun, gehört zu haben, daß die bretonischen Frauen sogar ihr Haar verkaufen, wenn sie in Noth sind. Und dieß waren also die Leute, deren Brod er essen wollte! Er vermochte dieß nicht über sich und darum blieb er stehen und sagte: „Ich kann nicht mit Dir in Dein Häuschen gehen, mein Kind."

„Seyd Ihr denn so ermüdet, Herr? Nun denn, so will ich schnell hinlaufen und Euch etwas Brod und Milch holen."

— „Nein, Kind; dieß ist es nicht; aber es wäre eine Schande, wenn ich Euch Euer Brod aufessen sollte. Ihr habt wenig genug für Euch selbst!“

„O Herr, behandelt mich doch nicht so!“ versetzte Rose etwas beschämt. „Wir haben jetzt Ueberfluß, und aus meinem Haare erlöse ich wenigstens vierzig oder fünfzig Livres, und wir werden dann ganz reich seyn. Hört, Herr, ich will Euch etwas sagen: gestern war ich ganz muthlos, weil meine arme Mutter krank ist und ich gerne einen guten Platz erlangt hätte, wo ich mir fünfzig oder sechzig Franken verdienen und meiner Mutter nach Hause schicken könnte. Aber ich mußte davon wieder abkommen, und als ich heimkehrte und meine alte Mutter wieder sah, da sagt' ich ihr, ich wolle mein Haar verkaufen, das mir doch zu nichts nütze ist; allein sie wollte es nicht zugeben. Seht, Herr, deßwegen nahm ich heute früh, als ich von Hause wegging, meine Scheere mit und schnitt mir mein Haar ab, ohne daß sie es sehen konnte. Und wenn ich nun heimkomme, so ist es schon geschehen und wird sie überraschen und sie wird mich zanken; aber ich ergebe mich darein und morgen gehe ich nach Auray und verkaufe mein Haar, und dann werden wir wieder ganz reich seyn. Darum kümmert Euch nicht um uns; auf zwei oder drei Tage haben wir Brod genug, und werden bald noch weit mehr haben, als wir bedürfen!“

„Armes Kind!“ flüsterte Paul, und das Herz ging ihm auf für das einfache Mädchen, welches ihm wieder Vertrauen in die Menschheit einflößte, und er wünschte ihr im Stillen den reichsten Lohn, den sie verdiente.

Sie erreichten bald mit einander das Häuschen — es war eigentlich nur eine Hütte, aber im Innern sehr reinlich. Rose's jüngere Schwester war fort im Tagelohn, und die kranke Mutter

lag allein und hülflos auf einem armseligen Bett. Als sie Rose's Stimme hörte, rief sie neckisch: „Was hat denn Dich wieder heimgeführt, Kind? hast Du etwas vergessen?"

„Nein, Mutter; ich bringe Dir nur einen armen, müden Reisenden, um ihn mit einem Stück Brod und einem Kruge Milch zu bewirthen."

Die Gastfreundschaft des alten keltischen Volksstammes ist genugsam bekannt; einem bedürftigen Wanderer steht jede Hütte in der Bretagne, in Irland oder den schottischen Hochlanden offen. — „Seyd uns willkommen, Herr," sprach die Mutter und wandte sich zu dem ungerne eintretenden Gast; „wir können Euch nur wenig bieten, aber was wir haben, ist Euer!"

Als jedoch Paul seinen Matrosenhut abnahm und sich auf den dreibeinigen Stuhl niederließ, blickte sie verwundert von ihrer Tochter auf zu dem Fremden, enthielt sich aber aus Artigkeit jeder Bemerkung. Plötzlich bemerkte sie Rose's geschornen Kopf, als diese sich am Herd zu schaffen machte, um dem Gast den besten Teller und das schärfste Messer vorzusetzen, und sie sagte: „Ei ei, Rose! nun hast Du es also doch gethan? Ach, das war recht böse von Dir, Kind! Bedenke nur, Du hättest doch vielleicht irgendwo einen Mann finden können, der Dich geheirathet hätte, aber wer wird Dich nun noch ansehen?"

Rose setzte dem Gast den Teller vor, trat dann zu ihrer Mutter, zog die schönen Flechten aus der Tasche und sagte: „Sieh' nur, Mutter! ist das Haar nicht recht schön und lang? und mindestens seine sieben oder acht harte Thaler werth? Gleich morgen geh' ich nach Auray und hole mir das Geld, und wir werden dann ganz reich seyn, Mütterchen!"

Die arme Mutter zog ihre wackere Tochter mit beiden

Armen an sich, küßte sie und sagte: „Du bist ein gutes Kind, Rose."

Paul merkte sich diesen Namen und bewahrte ihn unter denjenigen, die ihm auf Erden theuer waren; und diese Zahl war nicht groß. Er ließ sich das schwarze Brod und die fette Milch trefflich munden; als aber Smog herbeikam, seinen zottigen Kopf bescheiden auf seines Herrn Kniee legte und um einen Imbiß bettelte, schüttelte Paul den Kopf und sagte auf Englisch: „Nein, Smog; Du bist nicht eingeladen. Menschen müssen ernährt werden, aber man muß das Brod der Armen nicht den Hunden geben, wenn diese auch unsere besten Freunde sind!"

Rose's rascher Blick bemerkte dieß, und im Nu hatte sie von dem langen schwarzen Laib ein Stück abgeschnitten und fütterte eigenhändig den Hund. — ‚Ha!' dachte Paul; ‚das gäbe in der That eine wackere Gattin! Bei einem solchen Herzen bedarf man keiner Erziehung!' — So saß er denn glücklicher, als er sich seit Wochen gefühlt hatte, hier und plauderte freundlich mit der kranken Mutter und der guten Tochter. Plötzlich hörten sie draußen den Hufschlag galoppirender Pferde, und Smog, der seither Rose's wackere rothe Hand geleckt und sich hier, wo er gefüttert worden war, ganz heimisch gefühlt hatte, rannte zur Hütte hinaus und erhob ein wüthendes Gebell.

Es waren drei Reiter. Der Eine, Vorderste, trug einen dunkelblauen Uniformsrock mit zwei Reihen blanker Knöpfe, die an der Taille ganz eng zusammenliefen; die beiden Anderen waren Gendarmen. Das behende Auge des Polizeibeamten fiel auf Smog.

„Gefunden!" rief er seinen Begleitern zu, legte den Finger auf den Mund, um ihnen Stillschweigen anzuempfehlen und

deutete den Einen auf die Rückseite der Hütte zu treten, während er mit dem Andern vor die Thüre ritt und abstieg. Hier ward er von Rose empfangen, welche sogleich errieth, um was es sich handelte, und ihn nach seinem Begehren fragte. Die erschrockene Mutter rief aus dem Bette heraus: „Wer sind denn diese Herren? Laß sie hereintreten, Rose!“

Allein Rose war ein wackeres, muthiges Mädchen; sie stellte sich auf die Schwelle, stemmte ihre beiden kräftigen Arme gegen die Thürpfosten und versperrte den Eingang. Dann wandte sie den Kopf, so weit sie konnte, gegen Paul und sagte: „Flieht!“

Montague hielt die Freiheit sehr hoch, so hoch als das Leben. Er wäre gerne entflohen, wenn es nur möglich gewesen wäre; allein das Häuschen hatte nur eine einzige Thüre und das Fenster befand sich auf derselben Seite, wie jene, so daß an ein Entkommen nicht zu denken war. Der Polizeibeamte ward mittlerweile zornig und rief barsch: „Macht Platz, Mademoiselle!“

Rose verzog keine Miene und sah ihn trotzig an. — „Platz, Mademoiselle! im Namen des Kaisers!“ rief er.

„Laß ihn herein!“ rief die Mutter. „Du lieber Himmel, was gibt es denn?“

Rose wich kein Haarbreit.

„Ah, fichtre!“ rief der Polizeimann; „wir müssen also den Eintritt erzwingen?“ Und er begann Rose's Arme beiseite zu schieben. Paul wollte dieß nicht zugeben und hinkte der Thüre zu, während Smog, von seinem Instinkte geleitet, dem Polizeimann an die Waden fuhr, der vergebens mit den Füßen gegen ihn ausschlug.

— „Geht zurück, Herr!“ rief Rose ihrem Gaste zu; „sie haben

kein Recht, in unser Häuschen einzudringen, und Ihr seyd hier sicher; tretet zurück!"

Der wüthend gewordene Polizeibeamte erfaßte Rose'n um die Taille und wollte sie zurückschleudern; da rief Paul: „Halt, Ungethüm, und wage es nicht, Dich an einem Frauenzimmer zu vergreifen! So schwach ich auch bin, so kann ich Dich bestrafen! Laß mich hinaus, Rose! Ich bin Euer Gefangener, aber laßt sie unbehelligt!"

Aber nun entspann sich erst der Kampf. Das wackere Mädchen wollte ihn nicht gefangen nehmen lassen und wehrte ihm eben so hartnäckig den Austritt, wie sie dem Polizeimann den Eintritt versagt hatte. Sie stemmte die Füße fest gegen die Schwelle, und legte die größtmögliche Kraft in ihre stämmigen Arme, und so stand sie zwischen den beiden Männern und hielt kühn ihr Frauenrecht auf Erbarmen aufrecht.

Der Polizeibeamte wollte sie hinwegreißen. Paul schlug ihn mit geballter Faust über Rose's Arm hinweg auf den Magen, daß er erschrocken vor diesem englischen Boxerstoß zurückprallte und einen Augenblick wankte.

„Holla, Sergeant," rief der Polizeibeamte dem Gendarmen zu, „haut ihr einen Arm vom Leibe!"

Paul hörte dieß mit Entsetzen, er faßte Rose am Handgelenke und versuchte sie zurückzureißen: aber das Mädchen ließ sich nicht einschüchtern und blieb fest auf seinem Posten.

Der Gendarm sprang vom Pferde, zog den Säbel und trat barsch vor. Paul bückte sich, schlüpfte behend unter Rose's Arm hindurch und kam eben rechtzeitig, um dem Gendarm in den Arm zu fallen und ihn zurückzuschleudern, worauf er den Polizeibeamten mit der Faust zu Boden schlug, und dann davonrannte, um sich zu retten, wobei die Verzweiflung seinen müden Gliedern

frische Kräfte zu leihen schien. Er floh wie ein angeschossener Hirsch; allein der Gendarm, der an solche Auftritte gewöhnt seyn mochte, hatte sich kaum von seinem Sturz erholt, so schwang er sich in den Sattel und sprengte mit geschwungenem Säbel hinter ihm her.

Paul floh nach den Steinen von Carnac; der Gendarm folgte ihm und holte ihn rasch ein. Paul's einzige Hoffnung beruhte noch darauf, ihm unter den Steinen entwischen zu können: allein selbst dort war nur geringe Aussicht vorhanden, den drei berittenen Verfolgern entgehen zu können, welche nun hinter ihm her waren. Er schlüpfte hinter einen Pfeiler um den andern und entwischte dem ersten Reiter glücklich; allein die beiden andern kamen rasch nach einander zur Stelle, und es entspann sich jetzt ein Spiel, welches des Circus eines Franconi würdig gewesen wäre. Behend sprang Paul hin und her, und der treue kleine Smog folgte ihm auf der Ferse. Aber seine Kräfte verließen Paul rasch, als die drei Reiter gleichzeitig ihm nachsetzten. Er machte eine letzte verzweifelte Anstrengung, sprang um einen größern Steinblock herum, und erhielt einen Säbelhieb auf die Schulter, der ihn zu Boden stürzte.

Im nächsten Augenblick war Paul gefangen genommen.

Einundvierzigstes Kapitel.

Das Befreiungs-Komplott.

Die Ehrenwerthe Mrs. Montague saß in ihrem Salon vor dem Kamin, und ihr Gesicht wie die unruhig zuckenden Finger

der kleinen schönen Hand, welche mit einem Billet spielten, verriethen eine gewaltige innere Aufregung, all zu mächtig, als daß selbst die kalte vornehme Dame sie bergen konnte. Ihr Fuß trippelte nervös auf dem schönen indischen Binsenteppich, der vor dem Sopha lag, und ihre Blicke wandten sich fragend der Pendule auf dem Kaminsims zu.

„Drei Uhr vorüber und er kommt nicht!“ murmelte sie und strich die Falten ihrer schweren Robe von Moire antique glatt, denn sie trug bereits Trauer um ihren Sohn, von dem sie seit sechs Wochen auch nicht das mindeste mehr erfahren hatte, obschon sie kein Opfer dafür gescheut. „Mein unglücklicher, armer Sohn, mein theurer herrlicher Paul!“ setzte sie mit einem Seufzer hinzu, der ihre Brust zu sprengen drohte; „der Doctor verspricht mir Nachrichten von ihm, aber welcher Art werden sie seyn? Ist er dem Bereich des Tyrannen entflohen oder ist er wirklich in den Händen seiner Schergen?“

Sie sollte nicht lange im Zweifel bleiben, denn in diesem Augenblick rauschte die Portière. Der stämmige englische Diener meldete die Gräfin Posselin und einen fremden Gentleman, und unmittelbar darauf trat die genannte Dame am Arm des Doctor Kahn in den Salon.

Kahn hatte die Mrs. Montague schon seit etwa zehn Tagen nicht mehr gesehen; er erschrack über ihre Blässe, über den fieberischen Blitz ihrer tiefliegenden, von dunklen Ringen umgebenen Augen, den Verräther schlummerloser kummervoller Nächte. Er sah seine Bekannte krank, er ahnte den Kampf in dieser geraden stolzen Seele, sich von dem Mißgeschick äußerlich nicht niederbeugen zu lassen, während das Mutterherz beinahe verblutete. Sein deutsches Gemüth vermochte nach den ersten Grüßen eine theilnehmende Frage nach ihrem Befinden nicht zu unterdrücken;

aber sie versicherte ihn mit einer Marmormiene, daß sie sich wohl befinde und nur durch die Spannung und Neugier wegen seiner verheißenen Mittheilungen aufgeregt sey.

„Ich fürchte, Madame, Sie sind nicht in der Lage, meine Nachrichten aufzunehmen," sagte Kahn. „Ich bringe keine gute Botschaft. Mr. Paul Montague ist gefangen, im Gefängnisse Mazas."

— „Also doch?" erwiderte die Engländerin beinahe tonlos. „Ich danke Ihnen, Sir, es liegt ein Trost darin, daß er noch lebt, daß er hier ist, daß ich für ihn noch wirken kann, daß ich in seiner Nähe bin. Ich bitte Sie, sagen Sie mir Alles; woher haben Sie diese Nachricht?"

„Aus dem Gefängniß Mazas selbst," erwiderte Kahn. „Dank Ihrem Golde haben wir dort einige Verbindungen angeknüpft, und von Herrn v. Coucy und Fortuné einige Mittheilungen erhalten. Nun bekomme ich heute früh von Fortuné einige Zeilen, worin er mir meldet, daß er seinen ehemaligen Herrn erkannt zu haben glaube, als er neulich wegen einer Brandwunde in der Infirmerie des Gefängnisses war, um sich verbinden zu lassen. Er sah nämlich dort einen Gefangenen mit verbundenem Kopf in einem Bette sich erheben, der nach Farbe des Haares und Backenbarts und nach seiner ganzen Haltung ihn lebhaft an seinen Herrn erinnerte. Ich begab mich sogleich zu einem der Beamten, welcher für glänzende Sovereigns und knisternde Banknoten nicht unempfindlich ist, um etwas Näheres zu erfahren, und dieses Nähere, obschon wenig genug, ist hinreichend um mich hoffen zu lassen, daß Fortuné sich nicht geirrt hat. Der fragliche Gefangene läuft in den Listen als John Brown, ward von St. Malo aus eingeliefert, wo er in dem Augenblick verhaftet worden war, als er nächtlicher Weile mit

einem leichten Fischerboote sich nach Guernsey übersetzen lassen wollte. Er ist verwundet, hat einen Streifschuß am Kopfe, weil er, um seinen Verfolgern zu entgehen, in die See sprang, von wo er wieder aufgefangen wurde."

Mrs. Montague hatte die Hand fest auf die Brust gepreßt, und ein tiefer Seufzer entschlüpfte ihr unwillkürlich. „Weiter, weiter!" bat sie; „ist die Wunde gefährlich?"

„Keineswegs, sie ist schon in der Heilung begriffen," entgegnete Kahn. „Die Vernehmung des Verwundeten hat in der Infirmerie stattgefunden, und scheint geschlossen zu seyn, woraus ich entnehme, daß auch sein Urtheil schon gefällt ist, denn aus einem Winke, den mir jener Beamte gab, mußmaße ich, daß der Angeschuldigte John Brown in den nächsten Tagen von hier fortgeschafft werden soll, um . . . um eine längere Seereise anzutreten."

— „Nach Cayenne?" fragte Mrs. Montague.

„Sehr wahrscheinlich!" entgegnete Kahn achselzuckend.

Einen Moment rang die stolze Dame mit einer Ohnmacht; die Gräfin Posselin sprang ihr besorgt bei; aber schon nach einer Minute gewann die Selbstbeherrschung und die Thatkraft der Mutter die Oberhand, und sie sagte: „Nun beginnt meine Pflicht, ihn zu befreien! Ich werde die Kaiserin, den Kaiser, die Prinzessin Mathilde aufsuchen; ich werde zum Minister der Justiz, der Polizei gehen, ich werde mein ganzes Vermögen anbieten, um ihn loszukaufen! Ich werde nicht ruhen, bis ich ihn befreit habe."

Die Gräfin uud Kahn betrachteten sie schweigend, und erst nach einer Pause sagte Kahn: „Die Zeit drängt, Madame; in wenigen Tagen geht ein Schub Verurtheilter ab. Der fragliche John Brown leugnet beharrlich jede Theilnahme an einer

Verschwörung und beharrt auf seinem Namen und Stand als Civil-Ingenieur."

„Daran erkenne ich mein Blut," sagte Mrs. Montague. „Er will keinen Schimpf auf unsern Namen bringen; er verzichtet lieber auf die Wohlthaten, die das Gesetz dem reuigen Geständniß vielleicht einräumen würde. Er ist ein Gentleman."

— „Madame," sagte Kahn, „erlauben Sie mir eine Bemerkung: die Schritte, welche Sie thun wollen, sind meines Erachtens von zweifelhaftem Erfolg. Es gibt einen andern Weg, welcher mir rascher und sicherer zum Ziele zu führen scheint, und den auch meine verehrte Freundin, die Frau Gräfin hier, billigt."

„Und dieser wäre?"

— „Im Departement für die öffentliche Sicherheit ist ein Vicomte de Mareuil, ein Emporkömmling des zweiten Decembers, ein Roué, der mehr Liebhabereien hat, als Mittel zu deren Befriedigung, und ein sehr elastisches Gewissen. Ich hoffe, daß er käuflich seyn wird!" sagte Kahn.

„So erkaufen Sie ihn, bieten Sie ihm, was er verlangt!" rief Mrs. Montague entschieden.

— „Ich werde ihm ein räsonables Gebot machen," versetzte Kahn. „Allein ich wünschte eher, daß Sie sich bequemten, den ersten Schritt zu thun, welcher die Verhandlung mit ihm einleiten muß."

„Gehen wir sogleich zu ihm, Sir!" sagte sie aufstehend.

— „Nicht doch, Madame, nicht zu ihm, dieß wäre zu gefährlich und zu plump," entgegnete Kahn. „Wir bedürfen einer Mittelsperson und diese ist gefunden. Herr v. Mareuil hat eine — eine Freundin, der er nichts abschlagen wird. Sie ist eine Person aus jener Kaste, die kein Mittel verschmäht, um Geld

zu verdienen, damit sie einen fabelhaften Luxus machen kann. Wenn wir ihr dreißigtausend Franken bieten, falls sie uns die Mittel verschafft, den Gefangenen auf der Reise zu befreien, und durch sie dem Vicomte de Mareuil ebensoviel bieten lassen, und wenn Sie, Madame, sich selbst bequemen, diesen Vorschlag der... der Freundin de Mareuil's persönlich zu machen und an ihr gutes Herz zu appelliren..."

„Niemals!" entgegnete Mrs. Montague kurz und entschieden. „Es verträgt sich nicht mit meinem Stande und Charakter, mit einem solchen — Geschöpf zu verkehren. Bieten Sie ihr das Doppelte in meinem Namen, aber unter der Bedingung, daß ich sie nicht sehen und ihr nicht schreiben soll!"...

— „Aber, Madame!" . . . rief die Gräfin Posselin verwundert.

„Ich habe meine Meinung ausgesprochen, Madame," fiel ihr die Engländerin kalt und entschlossen in die Rede. „Ich billige Ihren Vorschlag und werde an meinen Geschäftsmann, einen der ersten Advokaten der City, telegraphiren. Morgen Abend kann er hier seyn, und übermorgen kann alles eingeleitet werden. Einstweilen aber thue ich meine Schritte!"

Hievon war sie nicht abzubringen. Sie gab Herrn Kahn eine Anweisung über eine große Summe auf ein Pariser Bankhaus ersten Ranges, bei welchem sie accreditirt war, und dankte ihm mit Wärme für seine werkthätige Theilnahme; sie bat ihn inständig, die Verhandlung mit der Freundin des Herrn v. Mareuil einzuleiten; aber sie verweigerte jede Betheiligung an der Unterhandlung mit einem solchen Geschöpf.

„Ich sehe schon, hier muß ich selber Hand anlegen, wenn ein Erfolg erzielt werden soll?" sagte Doctor Kahn zu seiner

Begleiterin, als sie sich von der Honourable Mrs. Montague verabschiedet hatten und die Treppe hinuntergingen.

— „Wie eigenthümlich diese Engländerinnen doch sind!“ sagte die Gräfin Possellin. „Welcher Stolz, welcher schroffe Eigensinn, daß sie die Freundin des Herrn v. Mareuil nicht sehen will! Meiner Treu, eine französische Mutter würde vor diesem Weibe einen Fußfall thun, wenn sie ihren Sohn dadurch befreien könnte! Aber diese Engländerinnen! Der Stolz ist in ihnen mächtiger, als die Mutterliebe!“

„Nicht doch, aber es ist der Kastengeist, das Bewußtseyn der eigenen Tugend und der starre Conventionalismus, der diese Dame abhält, persönlich mit der Lorette zu verkehren!“ sagte Kahn. „Als ob nicht auch solche gesunkenen Weiber noch Gefühl hätten für die Aengsten und Schmerzen einer Mutter! Als ob nicht jene Dame der Demi-Monde, von der es sich handelt, schon um des Ruhmes willen, von einer so vornehmen englischen Dame besucht worden zu seyn, ihren ganzen Einfluß aufgeboten hätte!“

— „Mais c'est bête!“ sagte die legitimistische Gräfin erstaunt und achselzuckend. „Sie weigert sich, der Freundin des Herrn v. Mareuil einen Besuch zu machen, aber sie will vor Madame Bonaparte einen Fußfall thun! — Uebrigens, glauben Sie wirklich, daß jene Person die Befriedigung ihrer Eitelkeit durch den Besuch einer solchen Dame mit einer solchen Gefälligkeit bezahlen würde?“

„Offen gestanden, Frau Gräfin, als blose Gefälligkeit würde die Baronin von Eichenhorst die Sache nicht in die Hand nehmen,“ erwiderte Doctor Kahn. „Blose Sympathie allein besticht solche Frauen nicht; allein einige Thränen der bekümmerten Mutter, einige freundliche Bitten einer vornehmen Frau, die sich

selbst zu ihr bemühte, und ein Päckchen Banknoten würden diese femme entretenue sicher zu unseren Gunsten gestimmt haben. Sie sind gar nicht ohne Gefühl, diese Damen der Demi-Monde; trotz ihres zügellosen Luxus sehen sie am liebsten rührende Dramen."

— „Und wo wohnt diese Camelliendame? Im Quartier de Breda natürlich?"

„Keineswegs, — sie wohnt ganz in der Nähe, in einem wunderhübschen Entresol am Ende der Rue Rivoli. Soll ich Sie hinführen, Frau Gräfin? Wollen Sie thun, was eine englische Mutter aus Vorurtheil nicht thun will?"

— „Ich, Doctor? Wo denken Sie hin?"

„Es ist ein Werk der Barmherzigkeit, Frau Gräfin! Wir sind nun schon einmal unterwegs, und jene Dame wohnt nicht allein in jenem Haus. Niemand erräth, daß Sie zu ihr wollen, wenn Ihr Wagen vor dem Hause anhält! Vielmehr wohnt, soviel ich weiß, noch ein alter Ludwigsritter in jenem Hause."

— „Nicht doch, es geht nicht, Doctor!..."

„Ah, Sie malen sich den Teufel zu schwarz, Frau Gräfin," sagte Kahn eindringlich. „Sie kennen diese Klasse von Frauen nur dem Namen nach. Sie haben sicher noch nie das Interieur einer Schauspielerin, oder gar einer Lorette gesehen! Es ist eine Curiosität. Sie würden ja auch eine Exposition von Chinesen oder Siamesen sehen, wenn eine solche hier zu haben wäre — just dasselbe Interesse kann Sie auch zu einem solchen Weibe führen, ohne daß Sie sich etwas vergeben, und Sie sind meiner Discretion zum Voraus sicher. Soll ich die Schnur ziehen?"

— „Noch nicht, Doctor, Sie sind ein böser Geist!" . . . sagte

die Gräfin schon halb gewonnen; und Kahn gelang es, ihre Neugier noch so sehr zu stacheln, daß sie endlich einwilligte.

Die beiden Visitenkarten, welche der galonirte Lakai hinauftrug, verschafften der Gräfin und ihrem Begleiter sogleich Zutritt in jenem Entresol. Die Baronin von Eichenhorst empfing sie in einem kleinen aber reizenden Salon, der mit einem fabelhaften Luxus möblirt war. Diese angebliche Baronin war eine blonde Lothringerin von ungewöhnlicher Größe, schlanker Taille, voller Büste, einem runden Arm und einer großen aber schöngerundeten Hand. Trotz aller Künste der Toilette sah man ihr doch an, daß sie schon in den Dreißigen stand — alle Loretten und andere Damen von der Demi-Monde sind in diesem Alter, — und ein bewegtes Leben hinter sich hatte. Aber trotzdem war sie à l'enfant frisirt, was zu ihrem naiven Gesicht mit dem Stumpfnäschen und den schmalen Lippen sehr gut paßte.

Kahn kannte sie sehr gut, denn sie war eine seiner emsigsten Clientinnen, aber sie dankte es ihm, daß er ganz ceremoniös fragte: ob er die Ehre habe, Madame la Baronne d'Eichenhorst vor sich zu sehen? Sie lächelte geschmeichelt, als er ihr die Gräfin Posselin vorstellte, in welcher Nini Gutschwyler, wie die Lorette eigentlich mit ihrem väterlichen Namen hieß, sogleich eine echte Gräfin aus dem Faubourg St. Germain erkannte.

Kahn ging ohne langes Vorspiel direkt auf seinen Zweck los, und die Baronin schien ihm ob dieser Kürze und Geschäftsmäßigkeit gar nicht böse zu seyn. „Madame, wir sind versichert worden, daß Sie gewichtige Connexionen im Departement für die öffentliche Sicherheit haben. Wenn Sie einer unglücklichen Mutter u. s. w. u. s. w., so würde man gerne erbötig seyn, Ihnen eine Summe von etwa zwanzigtausend Franken für Ihre Armen einzuhändigen, und das betreffende Personal der Polizei 2c. 2c.

sollte fürstlich belohnt werden. Der Gefangene ist ein Mr. Paul Montague, gegenwärtig im Gefängniß Mazas unter dem Namen John Brown. Wenn es der Mutter gelingt, ihren Sohn zu sehen oder einen Brief von ihm zu erhalten und wenn er auf dem Transport nach dem Seeplatze entspringen kann, alsdann, Madame, sollen Sie diese Betheiligung an einem solchen Werke der Barmherzigkeit nicht bereuen! Wenn Sie erlauben, komme ich morgen oder übermorgen, um zu hören, welchen Erfolg Ihre Schritte gehabt haben, und welche Bedingungen Sie stellen."

Die Baronin versicherte, daß sie den armen Verschwörer sehr bedaure, und sich gern für ihn interessiren werde. Zuvor aber, ehe sie sich zu irgend etwas verpflichte, müsse sie Erkundigungen anstellen, über deren Ergebniß sie dann morgen mit Kahn sich bereden werde.

Die Gräfin richtete nun auch noch einige Worte der Fürbitte an die Lorette, sagte ihr einige Artigkeiten über ihre elegante Wohnung und den allerliebsten Geschmack derselben, und verließ dann mit ihrem Begleiter diese kostbaren Appartements, welche genau zu mustern sie während der Unterredung des Doctors mit de Mareuil's Freundin Gelegenheit genug gehabt hatte.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Contremine.

Am selben Abend trat der Vicomte de Mareuil in das Privatcabinet des Polizeiministers um die Stunde, wo derselbe die Handschuhe anzulegen pflegte, um sich in irgend einen Salon, in's Theater oder zu einer Freundin zu begeben.

„Excellenz haben geruht mich rufen zu lassen," sagte der Souschef.

„Ah, Sie da, de Mareuil! Haben Sie die Liste der Verschworenen von der ‚Hütte der jungen Freimaurer' mitgebracht? — Wohlan, suchen Sie mir den Engländer Paul Montague auf, und lesen Sie mir vor, was über ihn vorgemerkt ist!"

„Montague?" fragte die Mareuil verwundert und ein gelinder Schreck durchzuckte ihn, denn das war ja just derselbe Mensch, zu dessen Gunsten heute die Baronin Corinne d'Eichenhorst, alias Nini Gutschwyler, Ex-Dame-du-Comptoir des Café Feydeau, sich heute bei ihm verwendet hatte. Ein Souschef im Polizeiministerium ist jedoch nicht leicht aus der Fassung zu bringen, und bis er in dem zierlich gebundenen Buche die betreffenden Namen gefunden hatte, war seine Stimme wieder ganz gelassen und unbefangen und mit lächelnder Miene las er:

„Montague, Paul, Rentier aus London, 25 Jahre alt, jüngerer Bruder des Earl of Drymere, früher Rue St. Honoré Nr. 491, in das Attentat vom — — verwickelt, Logenmeister der Großhütte der ‚jungen Freimaurer', hat seine Wohnung zu den Zusaminenkünften derselben hergegeben und die Korrespon-

denz der einzelnen Hütten mit der Großloge vermittelt. Vertrauter Freund von de Coucy und de Ludowski, schlau, gewandt, kühn, höchst gefährlich, weil reich, und im Besitz einflußreicher Verbindungen. Entkam bei der Verhaftung des erstern, trieb sich in der Bretagne herum, ward verrathen durch den Agenten Legrand, speciell verfolgt. Bei einem Fluchtversuch in der Nähe von Treport verhaftet; in Untersuchungshaft zu Rennes. Akten erwartet . . ."

„Genug!" sagte der Minister. „Also nicht in Mazas? Suchen Sie nach dem Personale von John Brown."

„Ganz gut, Excellenz! — John Brown, angeblich Ingenieur aus Bristol, 28 Jahre alt, Familienverhältnisse unbekannt, früher in der Maschinenwerkstätte von Lebouet, Francotte und Comp. zu Ivry, Mitglied der geheimen Gesellschaft l'Etoile qui file, angeschuldigt Waffen ausgetheilt, aufrührerische Reden gehalten und den Eid auf den Umsturz des Kaiserreichs geleistet zu haben, entging im Mai der Verhaftung, am Himmelfahrtstage bei St. Malo aufgegriffen über einem Fluchtversuch nach Guernsey und durch eine Flintenkugel am Kopf verwundet. Leugnet alles, obschon überwiesen. Sehr gefährlicher, wilder, trotziger Mensch, bärenstark und kühn, zur Deportation nach Cayenne vorgemerkt, seit Pfingsten im Zellengefängniß von Mazas . . ."

„Also zweierlei Personen?" fiel ihm der Minister in's Wort; „schon gut, de Mareuil. Die Sache ist nämlich die: Eine Engländerin von Stande, die Mutter jenes Angeschuldigten Montague, war heute selbst bei mir, und bat um Begnadigung für ihren Sohn, den sie unter dem Namen John Brown in Mazas glaubt. Sie will zur Kaiserin, zu den allerhöchsten Personen vordringen, um die Verbannung des Angeschuldigten nach Cayenne zu hintertreiben, was ihr zwar nicht gelingen wird,

denn Seine Majestät ist fest entschlossen, aus Veranlassung des letzten Attentats ein Exempel zu statuiren. Auch ein angesehener Russe hat ein Fürwort für diesen Engländer eingelegt. Indessen ist mir unbegreiflich, wie diese Leute zu der Notiz kommen, daß ein sicherer John Brown im Gefängniß Mazas sitze, zur Deportation bestimmt, und ich möchte beinahe glauben, daß wirklich der Gefangene von Mazas und der von Rennes eine und dieselbe Person sind ..."

„Dann wäre mein Register unrichtig, Excellenz," erwiderte der Souschef. „Indessen gibt es ein einfaches Mittel, hierüber Gewißheit zu erhalten: Eine telegraphische Anfrage in Rennes nämlich, die ich für dringend nothwendig erachte, zumal offenbar alle Mittel versucht werden, den fraglichen Paul Montague zu befreien."

„Alle Mittel? Wie soll ich das verstehen, de Mareuil? Welche Mittel meinen Sie?"

„Ich meine: Bestechung, Betrug, eventuell sogar Gewalt, Excellenz," entgegnete der Souschef. „Hätten Excellenz nicht die Gnade gehabt mich rufen zu lassen, so würde ich morgen beim Rapport die Ehre gehabt haben, Eurer Excellenz eine Mittheilung hierüber zu machen ... Nur wäre ich zuvor genöthigt gewesen, der Identität des Gefangenen von Mazas mich genau zu versichern, was jedoch noch einfacher durch den Telegraphen nach Rennes geschehen kann. Es ist ein Komplott im Gange, jenen Montague um jeden Preis zu befreien."

Der Minister stutzte. „Ah, also darum das Antichambriren, von dessen Vergeblichkeit man doch überzeugt seyn konnte, um unterdessen desto leichter zu konspiriren?" sagte er: „kommen Sie, de Mareuil! Telegraphiren wir!" Und er öffnete die Thüre eines Nebenkabinets, worin ein Telegraphen-Apparat aufgestellt war und einer der vertrauten Sekretäre des Ministers der Be-

fehle desselben gewärtig war. Die Excellenz dictirte demselben ein Telegramm in die Feder, das die Maschine in der nächsten Minute weiter beförderte. Hierauf kehrten beide in das Privatkabinet zurück, und der Minister setzte sich in einen Lehnstuhl am Fenster, spielte mit der Quaste eines Vorhangs und lauschte den Berichten des Souschef, die er mit einer Handbewegung gefordert hatte.

Der Vicomte de Mareuil berichtete, was ihm seine Freundin mitgetheilt hatte, obschon er weder deren Namen noch die Art seiner Beziehungen zu der ihm nahestehenden Dame, welcher jene Anerbietungen gemacht worden seyn sollten, der Wahrheit gemäß bezeichnete. Dann fragte die Excellenz nach dem Namen der beiden Personen, welche den Vorschlag gemacht haben sollten.

„Ah, die Posselin?“ rief er; „meiner Treu! Das sieht ihr ähnlich. Sie ist zu alt, um sich in galanten Abenteuern vergessen zu können, und zu leidenschaftlich, um ohne Aufregungen zu seyn, darum sucht sie ihre Emotionen in der Politik und in Conspirationen. Sehr gut, Madame, daß wir sie endlich einmal ertappt haben. Und der Doctor Kahn? Das ist wohl der Schönheitsarzt?“

„Derselbe, Excellenz! Ein kühner und verschmitzter Mann, der schon lange politisch anrüchig ist, obschon ihm noch nie etwas nachzuweisen war; aber von jeher prädicirt als Social-Demokrat.“

„Lassen Sie mich morgen mehr von ihm hören, de Mareuil! Diese beiden Personen und die Mrs. Montague müssen genau beobachtet werden, jedoch ohne alles Aufsehen. Man muß wissen, mit wem sie verkehren. Auch soll das etwaige Komplott nur einstweilen überwacht werden, damit es ausreife und wir die ganze Hecke ausnehmen können.“

„Excellenz sollen mit meinen Anordnungen zufrieden seyn," sagte der Souschef. „Wenn mir jedoch die Ehre vergönnt wäre, dem Urtheil Eurer Excellenz eine unmaßgebliche Bemerkung unterbreiten zu dürfen..."

„Reden Sie, de Mareuil!"

„Wäre es nicht sehr zweckmäßig, den Engländer auf dessen Befreiung oder Begnadigung so viel Werth gelegt wird, so rasch und spurlos als möglich verschwinden zu machen?"

„Allerdings; aber wie? Cayenne?"

„Nicht doch; die Gefängnisse des Mont St. Michel in Bretagne sind näher bei Rennes und beherbergen noch andere der Verschworenen. Die Urheber des neuen Komplotts aber können, wenn anders die Identität des Gefangenen von Rennes hergestellt und derselbe wirklich nicht Eine und dieselbe Person mit dem Gefangenen von Mazas ist, in der Täuschung gelassen werden, als sey der letztere kein Anderer als der echte Montague."

„Gut, sehr gut, de Mareuil," sagte der Minister. „Erwarten wir die Antwort von Rennes!"

„Es gibt noch ein andres Mittel, Excellenz! Antoine Legrand oder der nunmehrige Vicomte de la Fosse wohnt hier, Boulevard Bonne-Nouvelle, und steht noch in den Diensten der geheimen Polizei. Excellenz beauftragen ihn, sich den Gefangenen John Brown in Mazas anzusehen, und zu berichten, ob er identisch mit dem Angeschuldigten Montague ist."

„Sehr wahr, lassen Sie die betreffende Weisung an den Vicomte de la Fosse ausfertigen!" sagte der Minister; „und noch eines, de Mareuil, fertigen Sie auch zugleich die nöthigen Weisungen wegen der Verbringung des Montague nach dem Mont St. Michel aus, die Sie mir morgen beim Rapport mit den

Bayerische Staatsbibliothek München

anderen Papieren und weiteren Berichten vorlegen werden. Noch bin ich zwar nicht mit mir im Klaren, ob es nicht gerathener wäre, ihn irgendwo im Süden in einem Staatsgefängniß unterzubringen, wo er weniger leicht zu finden wäre, denn da er in Rennes in Untersuchungshaft war, was am Ende zu ermitteln seyn wird, so würden ihn seine Angehörigen wohl am ehesten auf dem Mont St. Michel vermuthen. Aber kommt Zeit, kommt Rath — wir werden ja sehen!... Ich übertrage inzwischen die ganze Angelegenheit Ihrer gewandten Hand, de Mareuil; es ist eine Gelegenheit, Sie dem speciellen Interesse Sr. Majestät zu empfehlen... Erwarten Sie noch die Antwort von Rennes, und handeln Sie dann im Uebrigen nach Gutdünken, — ich gebe Ihnen freie Hand." —

„Meine liebe Corinne," sagte de Mareuil am späten Abend noch zu seiner Freundin, bei der er soupirte, „Du magst morgen früh dem Doctor Kahn sagen, daß der Gefangene in Mazas schon auf den Listen der Deportirten steht, und seine Begnadigung unmöglich ist. Die englische Dame kann ihn daher nicht sehen, aber sie wird Briefe von ihm erhalten. Du sollst dreißigtausend Franken dabei verdienen, mein Kind, daß der Gefangene frei wird, und da ich gerade eine neue Equipage brauche und ein neues Mobiliar, so bin ich nicht abgeneigt, auch mindestens eben so viel für meine Mühwaltung zu beanspruchen. Es soll dann alles so eingeleitet werden, daß auf einer Eisenbahnstation der Gefangene aus dem Zellenwagen entweichen kann und der Zug weiter fährt, ohne ihn zu vermissen. Das Weitere sey Sache derer, welche ihn befreien wollen."

* * *

Es war eine dunkle Juninacht, regnerisch und kühl, als um ein Uhr nach Mitternacht eine Abtheilung Reiterei und einige

Dutzend Gendarmen in aller Stille vor dem Portal des Zellengefängnisses Mazas sich aufstellten. Ein gedämpfter Trommelwirbel erscholl aus dem innern Hofe, dann hörte man ein Gerumpel von Karren oder hohlen Wagen, das Thor öffnete sich, und aus demselben fuhren, von einer starken Infanterie-Bedeckung umgeben, fünf Zellenwagen und setzten sich in Bewegung nach dem Bahnhof der Nordwestbahn. Dort stand ein kleiner Extrazug, bestehend aus einer Reihe von Zellen- und Personenwagen, die in einer bunten Reihe etwas entfernt von der Einsteighalle aufgestellt waren. In den Personenwägen sah man keine Laternen brennen, aber im matten Licht einer entfernten Gaslampe gewahrte man ab und zu dunkle blitzende Augen, ernste bärtige Gesichter und das Blitzen von Waffen. Als die Zellenwagen mit ihrer Bedeckung angekommen waren, ritten die Reiter zu beiden Seiten des Bahnzuges auf, die Infanterie bildete ein doppeltes Spalier bis zu den Eisenbahnwaggons, und einige Gendarmen und Polizeisoldaten nebst Beamten begannen die Zellenwagen aufzuschließen, aus denen immer je zwei Gefangene an einander gekettet in kurzen Zwischenräumen herausgelassen und dann je unter einer Bedeckung von vier Mann zu den Zellenwagen des Bahnzugs geleitet wurden. Sämmtliche Gefangene trugen eine schwarzgraue Kapotte von militärischem Schnitt, und über dem Kopf eine Kapuze von grauem Zeuch, welche das Gesicht bedeckte bis auf die Augen, die aus der Tiefe zweier Löcher unheimlich herausblitzten. Keiner der Gefangenen mochte wissen, was ihm bevorstehe, keiner ahnen, wohin die Reise gehe. Achtzehn waren schon vorausgeschickt worden, da kam ein hochgewachsener Mann von ungewöhnlicher Körpergröße aus dem Kasten eines Zellenwagens herausgekrochen und schritt dem Bahnzuge zu.

„Das ist Ihr Mann, mein Freund," raunte einer der Beamten einem Manne zu, der in dem Fiaker der Beamten mitgekommen war und die Kapotte und Mütze eines Polizeisergeanten trug. „Merken Sie sich genau den Wagen und die Abtheilung und versichern Sie sich des Schlüssels!"

Kahn nickte, drückte dem Beamten etwas in die Hand und folgte dem Gefangenen bis an die Thüre der Zelle. „Albion and Liberty!" flüsterte er ihm zu, so leise daß es nur der Gefangene hören konnte.

„All right," erwiderte dieser ebenso leise, und empfing ein kleines Päckchen aus Kahn's Hand, dann fiel die Thüre hinter ihm in's Schloß, und der Gefangene sah sich allein in der engen finstern Zelle, die kaum drei Fuß breit und vier Fuß tief war und nichts enthielt als eine Holzbank.

Als alle Gefangenen eingestiegen waren, wurden die Kabinette vor den Thüren mit Wachen besetzt. Vorn und hinten und in der Mitte jedes Wagens waren nämlich Kabinette angebracht, in denen drei Männer auf Klappbänken sitzen konnten — im vorliegenden Fall je zwei Gendarmen und ein Polizeisergeant. Die Lampen in diesen Kabinetten wurden angezündet, der Zug vorwärts geschoben und mit einem halben Dutzend anderer ähnlicher Wagen zusammengekoppelt, die Locomotive prasselte bereits vor demselben, zwei Inspektoren von der Polizei untersuchten noch einmal den ganzen Zug, dann ertönte ein Signal und der gespenstige Zug setzte sich in Bewegung und verließ den Bahnhof von Asnières.

Beim Pfiff der Lokomotive bebte Kahn unwillkürlich zusammen, und ein Schauder durchrieselte sein Gebein. — ‚Wenn ich verrathen wäre?' Dieser Gedanke fuhr ihm jählings durch den Kopf. ‚Wenn sie mich nach Cayenne brächten, mit den Anderen?'

dachte er. ‚Doch nein! de Mareuil und die Eichenhorst haben ja ihren Lohn noch nicht, und ich war schlau genug, ihnen denselben erst in dem Augenblick zu versprechen, wo ich den Gefangenen frei sähe und den Paß für ihn erhielte. Ich habe nicht mehr Geld bei mir, als ich zur Rückkehr nach Paris mit dem Morgenzuge brauchen würde. Der gemeinsame Vortheil zwingt de Mareuil zu einem ehrlichen Spiel! Und doch ist am Ende mehr Verläßlichkeit auf das Wort eines Banditen, als auf dasjenige eines Polizeimanns!‘ Er sah seine beiden Begleiter an: es waren finstere stumpfe Soldaten-Physiognomien mit lauernden dunklen Augen und eisernen Zügen. Er bot ihnen Cigarren an. „Danke, man raucht hier nicht!“ sagte der Eine. — Kahn versuchte eine Bemerkung. „Pardon! man plaudert hier nicht!“ sagte der Andere.

Beinahe zwei Stunden vergingen, der Zug brauste unaufhaltsam weiter durch die Nacht; da und dort zeigten brennende Gaslampen einen Bahnhof, eine Brücke oder einen Einschnitt an; sonst war draußen alles grau und düster, drinnen still und unheimlich, beengend durch Luftmangel, Ausdünstung nasser Kapotten und schwehlender Oellampen. An Kahn zogen diese Stunden mit bleierner Schwere vorüber, dehnten sich zu Ewigkeiten aus, und erfüllten seine Seele mit namenlosen Martern von Zweifeln, vagen Befürchtungen, unheimlichen Ahnungen. Tausendmal überkam es ihn wie Reue, daß er sich auf diese gefährliche Unternehmung eingelassen hatte, und nur mit Aufbietung aller Willenskraft vermochte er sich gefaßt zu halten, und jene Reue niederzukämpfen.

Jetzt verminderte sich die Geschwindigkeit des Zuges — man näherte sich der Haltstation, wo die Befreiung ausgeführt werden sollte. Sein Herz pochte laut, und seine überreizten Nerven

drohten jählings nachzulassen. Einige Lichter in der Ferne bezeichneten den Bahnhof; dann hielt der Zug: das erste Morgengrauen rang mit der schwindenden Nacht; dunkelgrau zeichneten sich die Schuppen und Gebäude des Bahnhofs von der düsteren Nacht ab. Die Lokomotive nahm Wasser und Kohlen ein; ein Inspektor machte die Runde in den Zellenwagen, und die militärische Bedeckung der Zellen in den Kabinetten ward abgelöst. Als der Inspektor die drei Thüren der Zellen aufgeschlossen und sich von dem Nochvorhandenseyn der Gefangenen überzeugt hatte, hieß er die beiden Gendarmen abtreten und ihren Nachfolgern Platz machen. „Das ist der Moment," flüsterte er Kahn zu und deutete auf den Schlüssel im Schlosse. Kaum hatten die beiden Gendarmen die Zellen verlassen, so schloß Kahn die Thüre auf und ließ den Gefangenen heraus, der die Eisen abgelegt hatte und nun in der Kapotte eines Polizeisergeanten und einem Bonnet-de-Police auf dem Kopfe heraustrat.

„Eilen Sie!" flüsterte der Inspektor; „dort drüben links erwartet man Sie!" Kahn ergriff die Hand des Gefangenen und beide sprangen vom Wagen herunter, wo ein Herr sie erwartete und mit ihnen auf das Bahnhofgebäude zuging, das militärisch besetzt war. Er gab das Paßwort und sie traten in's Freie. Etwa fünfzig Schritte hinter dem Bahnhof war eine kleine Restauration, auf welche der Fremde sie zuführte. „Folgen Sie mir, meine Herren, wir haben keine Zeit zu verlieren!" drängte der Unbekannte.

„Aber wo sind die beiden anderen Gefangenen: De Coucy und Fortuné?"

„Dort vor uns, — eilen wir, ehe der Zug abfährt und die militärische Besetzung des Bahnhofs abmarschirt!" sagte der Fremde.

„Aber ich wünschte die beiden Gefangenen zu sehen, ehe ich mich zufrieden gebe!“ flüsterte Kahn.

„Dort, dort sollen Sie sie sehen, in einem Kabinet des Restaurants!“

Mit flüchtigen Schritten eilten sie dorthin. Das Kabinet lag auf der, der Bahn entgegengesetzten Rückseite des Hauses, und war von einer verschleierten Dame eingenommen, in welcher Kahn die Baronin Eichenhorst erkannte. „Sie sehen, ich habe Wort gehalten,“ erwiderte sie und öffnete eine Nebenthüre; „hier sind die drei Gefangenen. Mr. John Brown ist bei Ihnen; hier sind die beiden Andern!“ Es war de Coucy, der jetzt an Kahn's Hals flog, und ihn als seinen Befreier begrüßte. „Hier sind Kleider für die Herren!“ fuhr die Baronin fort; „sputen Sie sich, hier ist kein Augenblick zu verlieren. Und nun, Doctor! zu uns beiden! Sie haben doch alles mitgebracht?“

„Gewiß, Madame! Das Geld erwartet Sie in jenem Landhause!“

„Gut, gehen wir!“ erwiderte sie mit fieberischer Hast, und ergriff die beiden Männer am Arme. „Ich werde Mr. Brown seiner Mutter zuführen!“

„Meiner Mutter?“ murmelte dieser erstaunt, und schien zu stutzen.

„Vorwärts!“ drängte Kahn. — Die Baronin führte die Männer durch den kleinen Hofraum und einen Garten, an dessen Ende ein Wagen hielt. Alle drei stiegen ein und der Wagen fuhr weiter.

„Und was wird aus de Coucy und dem Andern?“ fragte Kahn mißtrauisch.

„Mein Begleiter wird sie verbergen,“ flüsterte die Baronin;

„Sie begreifen, daß jeder der drei Gefangenen seinen eigenen Weg gehen muß."

Nach wenigen Minuten bog der Wagen in eine Allee ein, wo weicher Sand und Kies den Lärm der Hufe und Räder dämpfte. Hinter den Gardinen des Erdgeschosses bemerkte man ein mattes Licht und einige dunkle Gestalten. Man stieg aus, die Thüre des Landhauses ward von dem Lakai der Mrs. Montague geöffnet; in der Halle stand ein Armleuchter mit drei brennenden Kerzen.

„Sie sind Mr. John Brown oder vielmehr Mr. Paul Montague?" fragte Kahn den Gefangenen.

„In der That, mein Name ist John Brown," erwiderte der Gefangene und schlug die Kapuze seines Wachtrockes zurück. Eine Binde über der Stirne beschattete die Augen, aber der gelbe blonde wirre Bart und die Aehnlichkeit von Statur und Haltung gab Kahn die Ueberzeugung, daß er nicht hintergangen worden sey.

„Hier ist der Paß für den Flüchtling!" sagte die Baronin; „er soll ihn haben, sobald ich die bedungene Summe empfangen."

„Rufen Sie die Gräfin Posselin!" flüsterte Kahn dem Diener zu und im nächsten Augenblick trat die bezeichnete Dame unter die Thüre des Zimmers und reichte dem Doctor ein Taschenbuch. „Eilen Sie!" sagte sie; „Mrs. Montague hat vor Aufregung und Spannung Krämpfe; sie bedarf Ihrer ärztlichen Hülfe!"

Mittlerweile war in den Hausflur auch der fremde Herr eingetreten, welcher Kahn und Brown auf dem Bahnhof in Empfang, genommen hatte, und stand wie eine Schildwache an der angelehnten Hausthüre. Er hatte den Hut tief in die Stirne gedrückt und ein dunkles Cache-nez verhüllte den untern Theil

seines Gesichts. Der Gefangene, von einem Instinkt der Selbsterhaltung geleitet, hatte die Kapotte und Mütze und die weiten Uniformsbeinkleider abgelegt, und stand in anständiger bürgerlicher Kleidung abseits, während der Doctor mit fieberisch-zitternden Händen der Baronin einen Haufen Banknoten vorzählte. Die Gräfin Posselin stand unter der Zimmerthüre und harrte auf die beiden Männer; der junge Engländer wollte sich ihr nähern, aber der Fremde hielt ihn durch eine herrische Handbewegung zurück; und der Diener reichte dem Flüchtling ein Glas Wein, welches derselbe gierig hinunterstürzte.

„Richtig!" flüsterte die Baronin, „hunderttausend Francs! Und die Noten sind echt?"

„Was denken Sie, Madame? wir sind ja in Ihren Händen!" sagte Kahn; „aber nun den Paß!"

„Hier ist er — glückliche Reise!" und wie ein Gespenst verschwand sie aus der Halle mit ihrem geheimnißvollen Begleiter.

Kahn und Brown folgten nun der Gräfin in das Zimmer, wo sie die große englische Dame auf einem Sopha liegend fanden. „Raffen Sie sich auf, Madame!" sagte die Gräfin Posselin und legte ihren Arm auf die Schulter der Mrs. Montague. „Alles ist geordnet — Ihr Sohn steht vor Ihnen!"

„Mein Paul, mein theurer Sohn!" rief sie aufspringend und eilte den beiden Männern entgegen; dann hielt sie plötzlich inne, betrachtete den Einen um den Andern und rief: „Wo ist er? wo ist Paul?"

„Hier, Madame," sagte Kahn und deutete auf den Befreiten.

„Der?... Oh, ich bin betrogen!" schrie sie und brach zusammen.

„Was ist das? Sie sind nicht Montague, mein Herr?"

„Nein, mein Name ist John Everett Brown!"

Kahn stieß eine wilde Verwünschung aus. „Also doch hintergangen?" murmelte er tonlos. Der Schlag warf auch ihn beinahe nieder.

„Helfen Sie, Doctor! sie stirbt!" rief die Gräfin.

„Hier ist alle Hülfe zu spät, sie ist todt!" sagte er als er sie auf das Sopha getragen und ihr den Puls an Hand und Schläfen gefühlt und auf den Herzschlag vergebens gelauscht hatte. Dann stürzte er hinaus, der Baronin nach, deren Wagen er noch in der Ferne davonrollen hörte. Aber noch hatte er nicht zwanzig Schritte gemacht, so hörte er Galopp von Pferden, Geschrei, Flintenschüsse und im nächsten Augenblicke sprangen einige dunkle Soldatengestalten auf ihn zu, und umringten ihn. „Ergib Dich!" hieß es. „Es ist einer der Entsprungenen!"

„Laßt mich! Ihr seyd im Irrthum, ich will jenem Wagen nach!" rief Kahn in Seelenangst und zog einen Life-Preserver, mit dem er den nächsten besten niederschlug, dann sprang er aus dem Kreise und wollte weiter, aber plötzlich fühlte er einen Stoß auf die Brust, einen stechenden Schmerz, und stürzte nieder. Er war in ein Bajonett gerannt, das ihm die Brust durchbohrt hatte. Er raffte sich auf und wollte weiter, aber nach zwei Schritten brach er wieder zusammen. Die Soldaten rissen ihn empor und schleppten ihn nach dem Landhause. Hier sah er nur eben so viel, daß John Brown verschwunden war und der Diener und die Gräfin mit einigen Frauen sich um die todte Mrs. Montague beschäftigten. Dann ward alles Nacht vor seinen Blicken, und er fiel zu Boden. — —

De Coucy und Fortuné waren noch keine Viertelstunde vom Bahnhof entfernt, als sie von Reitern verfolgt, eingeholt und

wieder nach der Eisenbahnstation zurückgeschleppt wurden, wohin der Zug zurückgefahren war, da man alsbald nach seinem Abgang von dort bemerkt hatte, daß drei der Deportirten fehlten. Ob dieß aus Zufall geschah, ob durch Verrath von Seiten de Mareuil's, lassen wir dahingestellt, obschon einiger Grund zu letzterem Verdacht vorliegt, denn der Souschef hatte einen seiner Mouchards von Stande, einen ehemaligen napoleonischen Offizier, den Chevalier Louis de Carbonnel, einen Spieler von Profession und höhern Gauner, in die Salons der Frau von St. Paul einzuführen und dort das ganze Komplott zu erlauschen gewußt. Des Souschefs Bemühungen hiefür belohnte der dankbare Kaiser wenige Wochen später durch das Offizierskreuz der Ehrenlegion und durch Beförderung zum Bureauchef. De Coucy und Fortuné wurden von Brest aus nach Cayenne deportirt. John Brown entkam glücklich nach Belgien, als Scheerenschleifer verkleidet und mit dem Ausweis eines solchen, den er sich verschafft hatte, weil er dem erhaltenen Paß mit Recht mißtraute. Die Gräfin und die übrigen Damen jenes Zirkels der Frau von St. Paul und diese selbst erhielten vom Polizeipräfekten die Weisung, Paris innerhalb kürzester Frist zu verlassen, und jeder von ihnen ward eine andere kleine Provinzialstadt bezeichnet, in welcher sie, wenn sie anders eine gerichtliche Untersuchung wegen Komplotts zur Befreiung Staatsgefangener vermeiden wollte, in den nächsten drei Jahren ihren Aufenthalt zu nehmen habe. Doctor Kahn erwachte wieder zum Bewußtseyn in einem Gefängnisse zu Rambouillet, wo man ihm eröffnete, daß ihm nur die Alternative zwischen schleuniger Auswanderung oder einer gerichtlichen Verfolgung bleibe; er wählte natürlich das erstere, und reiste, sobald es der Zustand seiner Wunde erlaubte, über Boulogne nach England ab. Die ehrenwerthe Mrs. Montague aber ward zu P. mit allen, ihrem Range

gebührenden Ehren beigesetzt und ihre Leiche erst nach Monden wieder aus dem gemauerten Grabe genommen und auf den Familiensitz Crompton Hall nach England gebracht, um dort bestattet zu werden.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Zephyrinens Verstimmung.

Der Fürst Timothei Alexiewitsch Suckinsinow lag auf einem Divan, den Kopf mit einem reichen feinen indischen Shawltuch umwunden, die lange Gestalt in einen türkischen Schlafrock gehüllt, weiche orientalische Babuschen an den Füßen, und die hageren Beine in weite Schulwars oder persische Beinkleider von hochrothem goldgesticktem Tuche gesteckt. In seiner einen Hand ruhte der eigene Kopf mit dem von Leidenschaften und Lastern verwitterten Gesicht, die andere hielt nachlässig und mechanisch das dicke, mit Edelsteinen und Gold besetzte Bernstein-Mundstück eines türkischen Pfeifenrohrs, und der unschöne breite sinnliche Mund blies die feinen Wölkchen köstlich duftenden Tabaks von Latakié in die von anderen Wohlgerüchen geschwängerte Atmosphäre des sybaritisch möblirten kleinen Salons hinein, wo der Fürst seine Morgenpfeife zu rauchen pflegte.

Es war ein sechseckiges Zimmer mit drei Fenstern, welche erkerartig nach einem kleinen Garten mit Blumenparterre und Orangerie-Alleen mündeten. Das Geräusch der Schritte erstarb auf dem dichten Gewebe schwellender kostbarer Teppiche, auf welche der Fuß trat. Wände und Plafond waren mit dunkelgrünem mattem Seidenstoff ausgeschlagen, auf welchem die

reichen breiten Goldrahmen von Oelgemälden um so augenfälliger sich aufhuben. Die Gegenstände dieser Gemälde selbst verriethen jedoch eine wunderliche Geschmacks-Richtung, denn neben eigenthümlich beleuchteten nackten Frauengestalten von Riedel und farbeglühenden Landschaften von Rottmann sah man feine Genrebilder von Greuze und fleißig gemalte Pferdestücke, tapetenartig-bunte südliche Landschaften und üppige Nuditäten neben Heiligenbildern aus der umbrischen Schule. Dazwischen kostbare orientalische Waffen, werthvolle Nippes aus Malachit, Jaspis, Bandachat und den feinsten Steinen, einen Schrank mit antiken Silbergeräthen eines Benvenuto Cellini und ganz modernen Pokalen und Terrinnen, welche die Rennpferde des Fürsten bei irgend einer neuern Steeple-chase gewonnen hatten. An den Wandpfeilern zwischen den zum Boden herabreichenden Balkonfenstern waren prachtvolle venezianische Spiegel angebracht, worin sich eine reiche Flor der kostbarsten Gewächshauspflanzen aus den davor angebrachten Jardinièren spiegelten. An den Wänden herum liefen schwellende Divans von dunkelrothem Sammt mit Goldstickereien und vor denselben standen kleine niedrige Tischchen und Guéridons von allen Formen aus den köstlichsten Hölzern und mit der vollendetsten Marqueterie von Gold und Silber, Schildpatt, Perlmutter und Halbedelsteinen eingelegt, auf den schönsten Decken von Tigern, Panthern und Leoparden, deren ausgestopften Köpfen Augen von Edelsteinen eingesetzt waren. Aber auf den Tischchen lagen nur Papiercigarren und Rauchrequisiten, standen nur Karaffen mit Liqueurs und gebrannten Wassern, und auf den Divans lagen nur französische Romane oder jene erotischen Kupferwerke und Photographien, womit im Palais Royal ein scheinbar polizeilich verbotener und darum

vorsichtiger aber trotzdem überaus belangreicher und einträglicher Handel betrieben wird.

Dieser kleine Salon an sich, mit seinen schweren Portièren und Gardinen von Seidensammet und allen seinen Kostbarkeiten enthielt an sich schon den Werth eines bedeutenden Vermögens und schien ein Raum zu seyn, der nur Glückliche beherbergen konnte. Der Besitzer und Inhaber dieses reichgeschmückten Salons aber, dieser Mensch, der mit einem blosen Wink einen feenhaften Luxus um sich versammeln und wie mit einer Zauberruthe sich mit allen raffinirten Lebensgenüssen umgeben konnte, schien dennoch keiner von den glücklichen Sterblichen zu seyn. Wie er so halb sitzend, halb liegend in den Kissen ruhte, blickte er so öde und leer, so voll Mißbehagen und Langweile in die blauen Wölkchen seines Tschibuk hinein, als ob eine Welt von Sorgen und Ungemach auf ihm lastete. So war er schon seit Wochen. Nichts erfreute ihn mehr: weder der Anblick seiner Töchter noch die Pferderennen, die Theater, die geselligen Genüsse der Hauptstadt. Stumpf, apathisch lag er entweder in seinem Rauchzimmer, oder er fuhr zu Mademoiselle Zephyrine, von welcher er jedoch immer bald und immer verstimmter wieder zurückkam, Gewitter auf seiner Stirne, Orkane in seinem Busen, die sich dann ohne Wahl über diejenigen Glieder seines Hausstands entluden, welche der Zufall ihm zuerst entgegenführte. Wäre der Fürst ein Engländer gewesen, so hätte man es Spleen genannt und er würde wohl längst auf irgend eine raffinirte und recht auffallende Art Hand an sein Leben gelegt haben, und die Welt hätte dann Ruhe vor ihm gehabt. Aber Fürst Timo Alexiewitsch war eben kein Engländer, sondern ein Russe, oder besser gesagt ein Tartar, ein Orientale, zu schlaff und indolent um ein Leben von sich zu werfen das ihm eine Bürde war, aber deßhalb desto mehr dar-

auf aus, den innern Unfrieden und die Verstimmung, die ihn zu verzehren drohten, auch auf Andere zu übertragen, indem er sie damit peinigte und quälte und sie mit sich selbst leiden machte.

Seit Wochen zitterten alle seine Diener vor ihm, wenigstens die Leibeigenen, die er mitgebracht hatte, — die französischen und deutschen Domestiken liefen ihm einfach davon und räumten den Platz Anderen, die trotz der hohen Löhne diesen Dienst eben so schnell wieder verließen. Und gerade dieser Wechsel der Gesichter von Neulingen, welche den verwöhnten Halbgott nicht nach Wunsch und Gewohnheit bedienen konnten, steigerte noch die Verstimmung des Fürsten, der abwechselnd alle Heiligen seines Kalenders anrief und dann wieder verfluchte und doch kein Mittel kannte, um den Dämon der Aufregung und Erschlaffung, des vagen Ingrimms, der düsteren brütenden Hypochondrie und der apathischen Blasirtheit zu bannen, welcher ihn aufrieb.

Just an diesem Morgen war Fürst Timothei Alexiewitsch unwirscher und innerlich zerrissener als je. Die stärksten Weine und Liqueurs, die er gestern Abend genossen, hatten ihn nicht in Schlaf gewiegt, sondern nur berauscht aber zugleich auch in ein Chaos wilder aufreibender Träume versenkt, die selbst jetzt noch nicht ganz aus seinem blöden Kopfe wichen. Die niederschlagenden Mittel seines Arztes, das verordnete laue Bad mit Eau de Cologne hatten keine Beruhigung gebracht; der würzige Tabak von Latakié mundete nicht, die feinsten Eiswasser und Früchteneise kühlten die dumpfe Gluth nicht, die in seinem Leibe zehrte. Er war in der Stimmung eines Raubthieres: er hätte Blut sehen und riechen, er hätte sich an den Todeszuckungen eines Opfers waiden mögen — aber er fand kein Opfer, er erinnerte sich, daß er in Paris war, nicht am Fuße der kaukasischen

Berge! Und gerade dieses Bewußtseyn der Ohnmacht und Vergeblichkeit seines Grolls war ein Feuer mehr, das ihn ausglühte.

In dieser gefährlichen Stimmung lag er da, als ein Rauschen der Portière seine Aufmerksamkeit nach der Thüre lenkte und er seines Kammerdieners ansichtig ward, welcher in demüthiger Haltung unter der Thüröffnung stand und leise fragte: „Sind Durchlaucht zu sprechen?"

„Für wen?"

— „Der Polizeikommissär aus dem Quartier de Breda wünscht seine Aufwartung zu machen."

„Laß ihn herein, Marius! einstweilen wird niemand vorgelassen, selbst nicht die Prinzessinnen, hörst Du? Und halt, Marius! gib mir mein Taschenbuch dort!" und als er es zornig ihm von dem Silberteller herunter geschlagen, winkte er ihm barsch sich zu entfernen.

Eine Minute später trat ein kleiner schwärzlicher Mann ein, den Oberleib eingezwängt in die enge Tunique der Polizei-Uniform, den Unterleib mit den spindeldürren Beinchen in einem Paar jener renommistisch-weiten Pantalons verlierend, welche man männliche Crinolinen nennen möchte; die Linke auf das Gefäß eines Civil-Bratspießes gestemmt, den man aus Euphemismus Degen nennt und der da bezeichnen soll, daß den Träger desselben der Bürgerstand ausgestoßen, damit er zur bewaffneten Macht der Gewaltherrschaft zähle, mit welcher man eine Nation von Prahlhänsen und unruhigen Götzendienern der Leidenschaften in Schranken hält; — die Rechte mit einem niedrigen Schiffhütchen in die Seite gestemmt. Dieser kleine Polizeikommissär mit seinem blatternarbigen braunen Gesicht, seinem gefärbten dünnen Haar und mit Cosmetique aufgesetzten Schnurr- und Knebelbart hatte eine Physiognomie, die man eher bei einem

Habitué des Bagno, als bei einem Beamten der Sicherheitsbehörde gesucht hätte; allein ‚man kann nur eine Nation von Männern mit Männern beherrschen, die Franzosen aber nur mit Spitzbuben,‘ sagt Proudhon, der diese Aeußerung vertreten mag. Genug, der kleine Beamte war der echte Typus jener modernen prahlhansigen Franzosen des Imperialismus, die heute Bedientenseelen, morgen Verbrecher sind, — die sich blähen wie die Puter, so lange sie im Schatten der Macht und des Einflusses stehen, und dann wieder kriechen und speichellecken wenn der helle Sonnenschein des Rechts ihre Nacktheit und Erbärmlichkeit beleuchtet! Und er war nur Einer von den Tausenden, die ganz ähnlich so sind wie er, die alle nach dem Schein von Glück und Macht haschen, — die nach Reichthum, Ansehen, Gewalt, Einfluß und Geist streben, damit sie den Reichthum in toller Schlemmerei vergeuden können, — die ihr Ansehen nicht durch Thaten der Kraft und der Tugend erzielen, sondern durch Gewalt, deren Einfluß nur die Furcht ist, die sie hervorrufen, und die Folge des Scheins, als ob sie auf der Spitze des Glücks stünden.

Nach einigen Verbeugungen trat der Kommissär, sich in den Hüften wiegend, vor und sagte dem Fürsten guten Tag. Dieser maß ihn anfangs mit einem strengen, mißbilligenden Blick, weil ihm das zuversichtliche Wesen des kleinen Mannes mißfiel, der in Uniform erschien, wo der Fürst nur einen ganz vertraulichen Besuch erwartet hatte. Aber der kleine Mann riskirte lieber das Mißfallen des Fürsten, als daß er sich die Genugthuung versagt hätte, in der Uniform zu erscheinen, die ihm allein Bedeutung gab.

„Sie kommen in amtlichen Geschäften, mein Herr?“ fragte der Fürst; „was bringen Sie mir?“

— „Ich wollte Eurer Durchlaucht Bericht erstatten über den

Auftrag, den sie mir bezüglich der hübschen Kunstreiterin gegeben haben!"

„Ah, und das mußte in Uniform geschehen, mein Herr? just als ob sie eine Haussuchung in meinem Hotel vorzunehmen hätten?"

— „Zu dienen, Durchlaucht! ich glaubte dieß meiner Stellung schuldig zu seyn. Die Polizei ist berechtigt, allenthalben in ihrem Amtskleid einzudringen; überdieß ist meine Uniform zugleich mein Feierkleid."

„Zur Sache!" sagte der Fürst mit einer ungeduldigen Handbewegung; „nehmen Sie sich eine Cigarre — keine Contrebande," fügte er mit einem sardonischen Lächeln hinzu, und deutete auf den Silberteller mit russischen Papiercigarren und die brennende Lunte. „Was bringen Sie mir? Haben Sie den Menschen ermittelt, der mir das Mädchen abspenstig gemacht hat?"

— „Euer Durchlaucht quälen sich mit unnöthigen Befürchtungen," versetzte der Polizei-Kommissär, nachdem er auf einem niedrigen Lehnstuhl Platz genommen. „Ich habe die Wohnung von Mademoiselle Zephyrine Ihrem Auftrag gemäß seit zwei Wochen Tag und Nacht selbst bewacht und durch zwei meiner besten Leute bewachen lassen; man hat Mademoiselle Zephyrine auf jedem ihrer seltenen Ausgänge belauscht, hat sie keinen Augenblick aus dem Gesicht gelassen; selbst wenn sie im Circus auftrat, ward jede ihrer Bewegungen, jeder ihrer Blicke beobachtet, jeder Herr notirt, welcher ihr ein Bouquet zuwarf. Aber all' unsere Bemühungen sind vergeblich gewesen: Mademoiselle Zephyrine hat seit vierzehn Tagen keinen männlichen Besuch angenommen, als denjenigen Eurer Durchlaucht, hat selbst keine Briefe von einer männlichen Hand empfangen, und ist Eurer Durchlaucht so treu wie... wie eine erste Liebe!" setzte er hinzu, denn

er mochte fühlen, daß der Vergleich mit der Liebe und Treue einer Gattin, der ihm auf den Lippen geschwebt, sehr hinkend gewesen wäre.

Fürst Timothei Alexiewitsch machte eine ungeduldige Bewegung und zischte knirschend ein „Gibbit.....“ durch die Zähne. — „Ihr Wort in Ehren, Herr Kommissär,“ erwiderte er wild; „aber ich glaube, daß Sie schlecht bedient worden sind oder daß man Sie hintergangen hat. Weit entfernt, daß Zephyrinens Stimmung besser geworden wäre, zeigt sie sich von Tag zu Tag schlimmer und gedrückter. Sie hat einen Spleen, einen Kummer — sie ist verstockt gegen alle meine Zeichen von Sympathie, — meine Geschenke erfreuen sie nicht mehr, meine Nähe widert sie an, und doch soll sie keinen Andern im Kopfe haben? Unmöglich! Ich will eurer französischen Polizei nicht zu nahe treten; allein ich versichere Sie meiner unbedingten Ueberzeugung: wären wir in Petersburg, der erste beste Nasiradel oder Viertelsmeister hätte mehr herausgebracht als Sie, und mir den Grund der Verstimmung und Schwermuth besser erklärt als Sie.“

„Ah, Durchlaucht belieben zu scherzen!“ sagte der kleine Mann und warf sich stolz in die Brust; „die Polizei weiß alles, was wirklich vorgeht oder vorgegangen ist. Aber sie begnügt sich, die Thatsachen zu verzeichnen, und überläßt die Ausbeutung Anderen. Hätten Durchlaucht mich ausreden lassen, so würde ich Ihnen dieß bewiesen haben. Mein Auftrag von Durchlaucht betraf die Gegenwart; daß ich darüber genau informirt bin, dafür stehe ich ein. Aber wann Durchlaucht befehlen, daß ich die Ursache des Zustandes, worin sich Mademoiselle Zephyrine befindet, in deren Vergangenheit ermitteln soll, so bedarf es nur eines Winkes von Eurer Durchlaucht! Es gibt im Frauenleben Epochen, wo die Räthsel einer Mißlaune

oder Schwermuth zwar von der Polizei gelöst werden können, die Ursachen und deren Beseitigung aber der Heilkunde verfallen."

— „Wie soll ich dieß verstehen?" rief der Fürst gespannt.

„Man weiß, daß solche Verstimmungen und Hypochondrieen zuweilen Vorboten oder begleitende Symptome von Zuständen sind, welche man im gewöhnlichen Leben als — interessante bezeichnet!"

— „Mein Herr, Sie meinen also?" ....

„Durchlaucht, wir wissen dieß gewiß," versetzte der kleine Franzose, schaukelte sich in den Hüften und wiegte sein Köpfchen mit einem triumphirenden Lächeln. „Tant de bruit pour une omelette! Geruhen Durchlaucht, der Mademoiselle Zephyrine einen Kindszeug für künftige Weihnachten zu bestellen und ihr alle mögliche Schonung angedeihen zu lassen, dann wird die Hypochondrie wohl binnen weniger Wochen vergehen. Das arme Kind weiß eben noch nicht, was es unter dem Herzchen trägt! Glauben Sie mir, Durchlaucht, das ist des Pudels Kern!"

Fürst Timothei blickte den Kommissär ganz erstaunt und verblüfft an, aber die zuversichtliche triumphirende Miene, das überlegene Lächeln des Männchens duldete keinen Zweifel an seiner Behauptung. Und die Erklärung von Zephyrinens Zustand selbst erschien so einfach und plausibel, enthielt eine solch' überzeugende Gewalt und etwas das so lebhaft zu dem Selbstgefühl des Fürsten sprach, daß er mit Begierde darnach griff, und den Kommissär mit einer Banknote von tausend Francs und den freundlichsten Dankesworten wieder entließ.

Sobald der Kommissär den Rücken gewendet und der Kammerdiener dem Ruf der Klingel entsprechend sich wieder

eingefunden hatte, stand der Fürst so lebhaft auf, wie ihn dieser seit Wochen nicht gesehen, und rief mit energischem Tone: „Vorwärts, Marius! kleide mich an! doch halt! erst rufe mir Fedor den Jäger und laß den Wagen bestellen — das Coupé ohne Wappen! — Felka!“ redete er den eintretenden Jäger an, einen bildschönen blonden jungen Russen mit einer hochgewachsenen kräftigen geschmeidigen Gestalt, das Urbild eines schmucken Kosaken; „du trägst jenes Packet zu Mademoiselle Zephyrine, um es ihr zu überbringen. Du nimmst einen Miethwagen und bringst Madame Gogotte, die Bonne Zephyrinens, mit hieher; Du wirst Gogotte leise sagen, daß ich sie sogleich insgeheim hier zu sprechen wünsche in einer dringenden Angelegenheit, und daß ich sie mit Ungeduld erwarte. Geh', Du Hundesohn, und spute Dich!“

Der Bursche lachte mit dem ganzen Gesicht vor Freude, denn so aufgeräumt und gutgelaunt hatte er seinen Herrn schon seit Wochen nicht gesehen, und er verbreitete diese frohe Kunde sogleich im ganzen Haus. Auch Marius, der Kammerdiener, hatte schon seit lange keine solche Hast, in die Kleider zu kommen, an seinem Herrn bemerkt, und brauchte Mühe, die Toilette desselben in gleichem Schritte mit seiner Ungeduld zu vollenden.

Kaum war der Fürst fertig und in seinen Salon getreten, so meldete man Gogotte, die auch alsbald unter Knicksen eintrat, und anfangs scheu und furchtsam zu dem Herrn aufschaute, wie eine, die ein böses Gewissen hat. Allein der freiere aufgeheiterte Ausdruck seines Gesichts entging ihr nicht, und beseitigte wenigstens einen Theil ihrer Befangenheit, wenn er auch noch nicht ihr ganzes Unbehagen über die unerwartete Vorladung verscheuchte. Mit kriechender grinsender Freundlichkeit erkundigte sie sich nach den Wünschen des Fürsten.

„Madame!“ versetzte Fürst Timothei Alexiewitsch, „ich glaube Sie seither stets gut bezahlt und mit Vertrauen behandelt zu haben; wollen Sie mir nun beweisen, daß Sie dankbar und treu sind?“

„Können Monsigneur an mir zweifeln?“ rief Gogotte, wenig erbaut von dieser Einleitung; „Monseigneur haben nur zu befehlen! wie soll ich Eurer Durchlaucht meine unbedingte Ergebenheit beweisen?“

„Dadurch, daß Sie mir offen sagen, Madame, was Zephyrinen fehlt,“ versetzte der Fürst barsch. „Sie wissen es; Sie müssen den Grund davon kennen, denn Sie sind Tag und Nacht um Zephyrinen, und Ihrer Obhut hab' ich sie anvertraut! Was ist dem Mädchen?“

„Oh, nichts, gar nichts, Monseigneur!.... vielleicht Laune, — die jungen Mädchen sind so eigen, so gar nicht zu taxiren!“

„Unsinn!“ fiel ihr der Fürst barsch in's Wort. „Können Sie läugnen, daß Zephyrine nicht mehr so lebhaft und munter ist, wie ehedem? Sitzt sie nicht Tage lang düster und traurig da, stiert in eine Ecke und weint nur, wann man sie anredet? Macht ihr noch irgend etwas Freude? Locken ihr auch die reichsten Geschenke nur ein freundliches Lächeln ab? Stößt sie mich nicht von sich, wenn ich sie zu liebkosen wage?“

„Das ist allerdings wahr, Durchlaucht; Mademoiselle ist bisweilen so sonderbar.....“

„Aber woher rührt dieß? Sie sollen mir dieß erklären, Madame, oder ich entlasse Sie und sehe mich nach einer geschickteren und aufmerksameren Duenna für meine kleine Freundin um!“ rief der Fürst zornig. „Also heraus mit der Sprache; woher dieses auffallende Benehmen, das so sehr von Zephyrinens Naturell und früherer Stimmung absticht?“ — Gogotte

zuckte stumm die Achseln und schnitt ein sehr dämliches Gesicht. — „Ist es wahr," fuhr der Fürst fort, „daß das Mädchen in.. in andern Umständen ist?"

Gogotte erschrack und blickte scheu und forschend zu dem Fürsten auf. „In interessanten Umständen?" rief sie; „ich weiß es nicht, — in der That, das ist das erste Wort. Aber wenn sie es selber sagt, muß es wohl wahr seyn, obschon es mir unbegreiflich ist, denn ich kann Monseigneur versichern, daß..."

„Und dieß wissen Sie nicht einmal?" rief der Fürst. „Wofür sind sie alsdann in der Nähe des Mädchens? Und wenn dem so ist, warum geben Sie weder mir Nachricht noch Zephyrinen Gewißheit von diesem Zustande und trösten sie mit der Versicherung, daß sie sich darüber nicht zu grämen braucht, da ich auf eine freigebige Weise für mein Kind und seine Mutter sorgen werde?"

Gogotte fiel ein Stein vom Herzen, denn sie hatte etwas ganz anderes erwartet; sie gelobte daher hoch und theuer, Allem aufbieten zu wollen, um Zephyrinen zu trösten mit der Versicherung, daß ihr Zustand sie dem Fürsten nur noch werther mache, und vermaß sich alle die Skrupel und Bedenklichkeiten des Mädchens wirksam zu beschwichtigen. „Thun Sie das und richten Sie das arme Kind auf, Madame!" erwiderte der Fürst. „Es soll Ihr Schaden nicht seyn, wenn Zephyrine mir wieder die ehemalige Zuthulichkeit und den kindlichen Frohsinn zeigt. Sie soll mir vertrauen, denn ich will ihr wohl — ich will ihr jeden Wunsch erfüllen, der nur in meinen Kräften steht, und wenn sie es wünscht, so finden wir auch wohl irgend einen armen deutschen Baron oder einen französischen Chevalier auf dem Pariser Pflaster, der ihr um eine runde Summe oder gegen eine Leibrente die Hand reicht, um ihr eine gesellschaftliche Stel-

lung und einen Namen für das Kind zu geben. — Sagen Sie ihr das und geben Sie mir die Ruhe wieder, und es soll Ihr Nachtheil nicht seyn, Madame! Ich will Alles thun, was in meinen Kräften steht, denn ich kann mich von der kleinen Katze nicht losreißen, ich bin allzu sehr an sie gewöhnt! Nehmen Sie dieß hier auf Abschlag, und nun gehen Sie an Ihren Auftrag! In einer Stunde bin ich bei Zephyrinen und werde mich nicht abweisen lassen. Ich hoffe sie dann in besserer Stimmung zu sehen."

Gogotte nahm das goldschwere Portemonnaie und versprach ihr Möglichstes zu thun, und sichtlich anfgeräumt blickte der Fürst ihr nach.

Noch war keine Stunde vergangen, so fand er sich bei Zephyrinen ein. Der Regisseur, Signor Forli, ging so eben von ihr hinweg und hatte ihr die Einwilligung abgeschmeichelt, daß sie am folgenden Abend wieder auftreten werde, was sie schon seit einer Woche verweigert. Seit Gogotte mit ihr offen geredet, war sie wenigstens einigermaßen ruhiger und gefaßter geworden, und als Papa Timo in den kleinen himmelblauen Salon trat, ging sie ihm sogar entgegen, und versuchte ein Lächeln. Aber ihr Gesichtchen war so blaß und vergrämt und ihre großen mandelförmigen dunklen Augen hatten etwas Starres und Verstörtes von dem vielen Weinen.

— „Guten Tag, Papa Timo!" rief sie und fiel ihm um den Hals; „Du bist so gut, so freundlich gegen mich. Gogotte hat mir alles gesagt und mich recht geschmäht, daß ich Dir so viel Kummer verursacht habe; und ich bereue es auch und bitte Dich um Verzeihung. Aber sieh', ich konnte nichts dafür: es ging über meine Kräfte, und mein Herz blutet noch, wenn ich daran denke! Ach, wenn ich gewußt hätte, daß Du so groß und

edel denkst, so hätte ich mich längst Dir zu Füßen geworfen und Dir alles gesagt!...."

„Warum hast Du es nicht gethan, Kätzchen? Du hättest Dir und mir manchen Gram erspart!" sagte der Fürst und zog sie zärtlich an sich. „Konntest Du denn glauben, ich werde Dich und unser Kind verstoßen?"

— „Ach, geh', Papa Timo! wer hat Dir denn das Märchen aufgebunden, daß ich — mich in solchen Umständen befinde? daran ist kein wahres Wort! das hätte ich Dir längst zu gestehen gewagt, — weit eher als das Andere."

„Das Andere?" rief der Fürst aufspringend und seine grauen Augen rollten. „Was ist das Andere? Heraus damit! Hast Du mich hintergangen?"

— „Ich? o nein, Papa Timo! was fällt Dir ein?! Ich kann Dir bei allen Heiligen betheuern, daß ich Dir treu gewesen bin, und doch ist es ein Mann, der mir so viel Kummer und Sorgen verursacht hat.... Nein, bitte, Papa Timo! fahr nicht auf und fluche nicht! ich will Dir alles sagen. Ich darf Dir nichts verhehlen, wenn ich Deiner Güte werth seyn soll. denn ich habe mir keine Vorwürfe zu machen, und Du kannst ja helfen, und dann wird alles wieder gut werden. Aber versprich mir, daß Du helfen willst?"

Der Fürst zögerte mit dem Versprechen und maß Käthchen mit finsterem mißtrauischem Blicke; aber ihre großen Augen schauten so kindlich unbefangen und ruhig zu ihm auf, mit einer sieghaften Zuversicht und Arglosigkeit, daß sein Argwohn schwand und er sich das Versprechen abschmeicheln ließ, nach Kräften zu helfen.

— „Sieh', es kostet Dich vielleicht nur ein Fürwort, um ihn zu retten, Papa Timo, und wann ich ihn gerettet weiß,

wann er Frankreich verlassen haben wird, so will ich wieder so lustig und ausgelassen seyn wie jemals. Aber Du mußt ihn retten!"

„Wen denn, mein Kätzchen?" fragte der Fürst verwundert. „Von wem sprichst Du denn?"

— „Von dem Engländer, weißt Du, der mich in Leipzig aus den Händen eines Elenden befreite — ich habe Dir ja die Geschichte schon mehrmals erzählt!" erwiderte Zephyrine, setzte sich auf sein Knie und blickte ihm so treuherzig und ehrlich in die Augen, als ob er ihre Mutter wäre. „Hab' ich Dir nicht gesagt, daß ich ihn eines Tages im Cirque hier wieder gefunden und dann auf dem Opernball aufgesucht und mich ihm zu erkennen gegeben habe?"

„Doch, doch — das weiß ich; aber weiter!"

— „Nun denn, ich lud ihn ein, mich zu besuchen, und er kam mehrmals zu mir, — vor Deiner Zeit und hernach," fuhr das Mädchen fort. „Aber es ist zwischen uns nichts vorgegangen, dessen ich mich schämen müßte. Mr. Paul ist ein Ehrenmann; er hat mich stets behandelt, wie wenn ich die Tochter eines angesehenen Hauses, wie wenn ich seine Schwester wäre. Er hat mich allerdings einige Male geküßt, aber nur wie eine Mutter ihre Tochter küssen würde. Gestern waren es sechs Wochen, daß ich ihn zum letzten Male sah; er war hier und besuchte mich; er war an jenem Abend im Cirque, als ich in Philinens Parthie auftrat — ich sah ihn auf dem Boulevard an einem Baume stehen, als ich zu Dir in den Wagen stieg. — Seither kam er nicht mehr. Ich glaubte anfangs, er verachte mich, weil er mich mit Dir gesehen. Dann aber fiel jener Mordanschlag auf den Kaiser vor, und ich erinnerte mich plötzlich, daß er mir scherzend von einer Gefahr sprach, die ihm drohe,

in das Gefängniß von Mazas geschleppt zu werden. Ich schickte Cecco nach seiner Wohnung und er fand sie leer. — Mr. Paul war fort und der Concierge erzählte dem Jungen, daß der Engländer in eine Verschwörung verwickelt gewesen und geflohen sey. Und als ich nun in meiner Todesangst mich meiner Freundin Valérie anvertraute und sie bat, sich nach ihm zu erkundigen, erfuhr ich, daß er wirklich verdächtig sey und mit Steckbriefen verfolgt werde, und neulich — neulich hörte ich gar, er sey gefangen genommen worden und schmachte im Kerker. Und nun sollst Du ihn retten, Papa Timo, damit ich ihm meine Schuld der Dankbarkeit abtrage, und mein Gemüth wieder ruhig werden kann. Und nicht wahr, Du hilfst ihm?"

„Ich, mein Kätzchen? wie könnt' ich das? einem Conspirateur, einem Meuchelmörder helfen?"

— „Meuchelmörder? Er? Du irrst, Baituschka! Mr. Paul ist so wenig ein Verschwörer und Meuchelmörder als Du, Papa! er ist ein edler, herzensguter Mensch, den irgend ein Schuft der Polizei denuncirt hat, weil er kein Hehl daraus machte, daß er den Badinguey haßt und verachtet. Und Du wirst ihn retten, Papa Timo, oder Du bekommst Dein Leben lang kein freundliches Gesicht mehr von mir!" rief sie mit überströmenden Augen; „ich kann nicht ruhig hier sitzen, während er vom Tod bedroht in Verzweiflung in einem Kerker schmachtet! Ach, er ist so gut und edel und noch so jung! er hat noch eine Mutter! Oh, Papa Timo! hilf mir und ich will für Dich durchs Feuer gehen!"

„Aber liebes Kind, die Sache ist nicht möglich! Du verstehst das nicht. An wen soll ich mich wenden? und wie soll mein Einfluß einem Menschen zu gut kommen, der unter den Händen der Polizei ist, eines unsühnbaren Verbrechens angeschuldigt? Alle meine Verwendungen würden nichts helfen!"

Zephyrine sprang auf und ihre Augen funkelten voll Ingrimm unter Thränen. „So ist also keine Rettung mehr für ihn?“ rief sie. Der Fürst zuckte kalt die Achseln. „Dann weiß ich einen Ausweg — Valérie hat ihn mir angegeben. Prinz Plon-plon, der mir schon lange nachstellt und dessen Bewerbungen ich zurückstieß, weil ich den Dicksack mit dem falschen Blick nicht leiden kann, — er kann helfen. Kann er ihn retten, so soll er selber den Preis bestimmen; — ist aber mein Engländer nicht zu retten, so wird mir Plon-plon wenigstens die Mittel schaffen, Paul zu rächen. Er soll mir in Erfahrung bringen, wer den Engländer verrathen hat, und dann.....“

Der Fürst sah ein, wie tief diese Entschlüsse in Zephyrinen wurzelten; er blickte mit Einem Male in die ganze Tiefe dieser wild leidenschaftlichen und doch edlen und dankbaren Seele, und dieß schlang ein noch engeres Band um ihn und dieses Mädchen. Den Anschlag gegen das Leben des Kaisers taxirte er nicht so hoch, wie wenn derselbe gegen einen andern legitimen Monarchen gerichtet gewesen wäre. Napoleon III. war ja der Feind seines Zaren, seines Vaterlands, seiner Religion. Der Tod dieses Emporkömmlings hätte dem heiligen Rußland vielleicht Frieden gebracht und dem furchtbaren Krimmkriege ein Ende gesteckt. Auch war Zephyrinens Interesse für den Engländer kein solches, wie er es anfangs in blinder Eifersucht gefürchtet hatte; er beneidete den Engländer um diese uneigennützige Hingebung und Anhänglichkeit des Mädchens, dessen keusche schwesterliche Liebe er allerdings nicht in ihrer ganzen Majestät begriff. Kurzum, er fand sich am Ende beinahe wider Willen bewogen, Zephyrinens dringendes Anliegen zu erfüllen, und er verließ sie mit dem Versprechen, sogleich zu Herrn v. Maupas in die Tuilerien zu fahren, um sich nach der Anklage gegen den Engländer zu erkundigen. Was

er jedoch damit erreichte, das haben wir im vorigen Kapitel gesehen. Der Polizeiminister handelte nicht nur noch unter dem Eindruck eines eigenen Vorurtheils gegen Montague, das er seit jenem Balle bei den Plantagenets in sich trug, sondern betrachtete Montague nun für einen um so gefährlicheren Menschen, seit dieser vornehme Russe sich in irgend welcher — ob auch scheinbar noch so unverfänglichen — Weise für ihn zu interessiren schien. —

Zephyrine saß wie auf Kohlen während der Abwesenheit des Fürsten Timothei Alexiewietsch. Einerseits fühlte sie ihr Gemüth einigermaßen erleichtert durch das Bewußtseyn, daß sie nun einen Versuch zu Pauls Rettung eingeleitet habe: anderseits aber verzehrte sie ein nagender Zweifel an dem Erfolg dieser Bemühung wie an dem rechten Eifer des Fürsten. Es war ihr zugleich als ob sie einen Verrath an Paul, an sich selber begangen habe, indem sie dem Fürsten von ihrem Engländer und ihren eigenen Gefühlen für ihn gesprochen habe. Und die eine Empfindung sprach sich immer deutlicher und vorherrschender in ihr aus, als ob jetzt durch ihr ganzes Leben ein unheilbarer Riß gegangen sey, so daß sie an allem Erdenglück und aller Zukunft verzweifeln müsse. Das ganze Daseyn erschien ihr so öde und leer, so nichtig und verächtlich, der Tod so willkommen und nur Ein Gedanke durchströmte noch ihre Seele mit wilder Glut: der Gedanke, Paul zu rächen, falls sein trauriges Geschick rettungslos besiegelt wäre.

Ehe dieser Sturm von Gefühlen sich noch zur Klarheit hindurchgerungen hatte, kehrte der Fürst wieder zu ihr zurück. Ihr Blick hing begierig an seinem Munde, als sie ihm entgegenflog; aber seine mitleidige Miene verkündigte ihr nur einen Mißerfolg. „Wie steht's?“ fragte sie beinahe tonlos.

„Sehr hoffnungslos," versetzte der Fürst. „Mr. Montague sitzt gefangen, schwer gravirt, des Hochverraths und der Betheiligung an geheimen Clubs überwiesen. Der Kaiser soll unerbittlich seyn, und das Mildeste, was den Angeschuldigten erwartet, ist entweder Deportation oder lebenslängliche Haft."

Zephyrine warf sich mit einem lauten Schrei in die Kissen ihres Sopha und weinte. „Und könnte wirklich nichts seinem Geschick eine Wendung geben? selbst nicht die Fürbitte des Prinzen Plon-plon?"

„Diese am allerwenigsten!" versetzte Papa Timo in eifersüchtiger Regung; „der Kaiser wird auf keine Verwendung hören; es muß ein Abschreckungs-Beispiel gegeben werden. Zwei Agenten der geheimen Polizei haben gegen Mr. Montague ausgesagt — beide Männer von Stande und Ansehen, zwei Vicomtes: de la Fosse und de Brideuil."

„Eugen de Brideuil? ha, also er?" rief Zephyrine und sprang auf. Ihre Augen funkelten, die Nasenlöcher zitterten und um ihren Mund lagerte sich etwas wie unaussprechliche bittere Wuth der Verzweiflung. Ihre Linke war krampfhaft geballt auf den Busen, ihre Rechte an die Stirne gedrückt, — so stand sie eine Weile da, dann sank sie unter lautem krampfhaftem Schluchzen zusammen und rief: „Oh, nun begreife ich alles, alles!"

Und als dieses hysterische Weinen nachließ, saß sie in halbliegender Stellung ruhig in der Ecke des Sopha, starrte düster und wortlos vor sich, und ließ willenlos alles mit sich geschehen was nur der Fürst mit ihr begann. Es war als ob ihr Geist sich vom Körper abgelöst hätte und bei ganz anderen Dingen verharrte, so daß ihre starre Ruhe dem Fürsten endlich beinahe bange machte, und er sie verließ. Beim Abschied aber gab er

Gogotte noch den Auftrag, ja recht auf Zephyrinen zu achten und bei Verschlimmerung ihrer Zustände ihn und einen Arzt zu rufen.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Die Krallen des Kätzchens.

Einige Tage waren vergangen, und mit Zephyrine schien eine eigenthümliche Veränderung vorgegangen. Sie war wieder aufgetreten und hatte durch die Kühnheit ihrer Sprünge, durch das wilde Ungestüm ihrer Tänze sich den Stammgästen des Cirque von einer ganz neuen Seite gezeigt; man jauchzte ihr Beifall bei und verlangte ihre kühnsten wildesten Leistungen da capo, und ein düstres unheimliches Feuer sprühte aus ihren fieberisch glühenden Augen, wann die Sträußer und Kränze flogen und die Räume des Cirque von dem donnernden „Brava! brava!“ widerhallten.

„Was ist dem Mädchen? es ist wie vertauscht!“ sagte Signor Forli, dem diese Veränderung nicht entgangen war; „es ist ein Dämon in sie hinein gefahren! Entweder sie will den Hals brechen oder sie ist unglücklich verliebt!“—

„Cecco!“ sagte Zephyrine eines Abends zu dem jungen Hinkenden, als sie ihre Parthie abgeritten und sich anschickte, in die Dunkelloge der Reiterinnen zu treten; „Cecco, ich habe einen Auftrag für Dich. Willst Du mir dienen?“

— „Gewiß, Mademoiselle Käthchen! befiehl ganz über mich!“

„Ich bin krank, Cecco; ich bedarf einer kleinen ruhigen

Wohnung ganz hier in der Nähe vom Hippodrom, nur recht still und abgelegen, drei kleine Zimmerchen in einer wenig frequenten Straße, wo ich ganz unbeachtet bin und mich wieder erholen kann. Suche mir morgen eine solche, ganz so, weißst Du, wie wir sie vor Jahren in München hatten, dort beim Frühlingsgarten. Und wann Du etwas gefunden hast, so sag' mir's; ich werde dann sogleich dorthin ziehen, Du hast freie Hand nach Wahl und Preis."

— „Ganz recht, Mademoiselle Käthchen! Du sollst mit mir zufrieden seyn. Ich habe schon etwas Passendes auf dem Korn."

Am andern Mittag nach der Probe führte er auch wirklich Zephyrinen in eine kleine Wohnung des Hintergebäudes eines mäßig großen Wohnhauses in einer der engeren Seitenstraßen der Rue du Bel Air, nur einige Hundert Schritte vom Hippodrome entfernt. Sie bestand aus einem Vorzimmer, einem Salon und zwei Schlafzimmern in einem Querhause, sammt Küche und Kämmerchen für die Bonne. In den unteren Stockwerken waren Werkstätten eines Klaviermachers, und die Fenster mündeten auf einen kleinen wohlgepflegten Garten mit Obstbäumen und Rebenspalieren. Alles war freundlich und behaglich, beinahe von ländlichem Charakter, und Ruhe und Stille ließen nichts zu wünschen übrig. Zephyrine zahlte dem Concierge die Miethe auf einen Monat voraus und verhieß am andern Tage einzuziehen. Noch am selben Abend war die Wohnung durch einen Tapezier eingerichtet, und Cecco's Mutter hatte für eine Bonne gesorgt.

An diesem Abend fuhr Zephyrine mit dem Fürsten nach dem Palais Royal. Es war ein linder milder Juniabend; die blühenden Flieder und Orangen erfüllten den Garten des Palais mit berauschenden Wohlgerüchen, die Sterne funkelten so hell

am klaren blauen Firmament, als wollten sie die Gasflammen überstrahlen, und der Garten wimmelte von Spaziergängern. Zephyrine war schweigsam und ernst, aber ihr Köpfchen lehnte an der Schulter des Fürsten und ihr Arm drückte den seinigen.

„Bist Du zufrieden, Kóschetschkov?“ fragte er sie.

„Ja, Väterchen! Du thust mir ja alles zu Gefallen. Also es bleibt dabei, daß Gogotte in meiner großen Wohnung bleibt und ich mich mit einer andern Bonne in meine Einsiedelei vergrabe?“

„Ja, mein Seelchen! obschon ich den Zweck davon nicht absehe,“ erwiderte er, denn er konnte einen peinlichen Argwohn nicht los werden. „Ich besuche Dich jeden Tag und werde Dir die Grillen vertreiben. Vielleicht hat der Arzt recht, und die Ruhe und Einsamkeit thut Deinen Nerven gut.“

„Du sollst mich jeden Tag besuchen, und wenn die Witterung schön ist, so fahren wir nach Neuilly oder ins Boulogner Wäldchen, nicht wahr?“ sagte sie schmeichelnd. „Die Stadt widert mich an. Sieh, selbst hier ist mir zuviel Gewühl; laß uns noch einen Gang durch die Arcaden machen und die Magazine mustern!“

Der Fürst beeilte sich, auch diese Laune zu erfüllen, und flanirte mit ihr vor den eleganten Magazinen, wo Zephyrine all die hier ausgestellten Herrlichkeiten bewunderte. Der Fürst bestand darauf, ihr ein Geschenk zu machen, aber sie lehnte es lange ab; endlich jedoch, als sie vor einem der Waffenläden standen, sagte Zephyrine: „Ach, diese schönen Waffen! Und namentlich dieses prachtvolle Messer hier mit dem geschwungenen Elfenbeingriff und der reich getriebenen Silberscheide! Dieß will ich haben, Papa Timo!“

„So komm'; aber es ist keine Theaterwaffe; es ist ein maurischer Dolch, scharf wie ein Rasirmesser!"

„Um so besser, dann fürchte ich mich schon weniger in der Einsamkeit meiner neuen Wohnung!" sagte Zephyrine, und drückte auf die Klinke. Mit eigenthümlichem Interesse nahm sie den Dolch aus der Auslage, zog ihn aus der Scheide und betrachtete ohne Grauen und mit großer Aufmerksamkeit die scharfe Schneide der leicht geschwungenen Klinge und die feine schneidende Spitze. Es war die verjüngte Nachbildung eines Yataghan, und vom feinsten Damast von Biled-ul-Dscherid. Der Kaufmann strich lächelnd den Betrag ein und blickte der kleinen schlanken Käuferin nach, die an solch einem ungewohnten und gefährlichen Spielwerk Gefallen gefunden. Aber er wußte, daß die femmes entretenues oft gar seltsame Launen haben. Auch Fürst Timothei Alexiewitsch konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er sah, wie Zephyrine das scharfe Messer neben dem Crucifix ihres Schlafzimmers aufhing, und sagte: „Verletze Dich nur nicht damit, Du wunderliches Kind! Diese Dinger geben gefährliche Wunden!" — — — —

Zwei Tage später brachte in der neuen Wohnung die Bonne Nachmittags eine Karte. „Dieser Herr wünscht vorgelassen zu werden."

„Er ist willkommen," sagte Zephyrine; „führ' ihn in den Salon!" Und die Visitenkarte in der Hand zerknitternd, murmelte sie zwischen den geschlossenen Zähnen: „Ah, er kommt, Herr Eugen v. Brideuil! Cecco hat also seine Schuldigkeit gethan. Maintenant à nous deux, monsieur Eugène!"

Als sie in ihren Salon trat, schienen Eugen's Blicke sie zu verschlingen. Die einfache Robe von dunklem Barège stimmte zu dem ernsten Ausdruck ihres Gesichts, und hob die Bläße

ihres brunetten Teints noch mehr hervor. „Darf ich meinen Augen trauen, Herr Vicomte?“ fragte sie. „Sie haben mich in meiner Zurückgezogenheit aufgesucht, und mich in meinem Zerfall nicht vergessen?“

„So ist es also wirklich wahr? Ihre Verbindung mit dem Fürsten hat aufgehört? Sie sind wieder frei, Zephyrine?“

— „Ja, ich habe ihn aufgegeben, müde seiner Eifersucht, seiner Quälereien und des falschen Verdachts, worin er mich hatte,“ erwiderte Zephyrine. „Ich bin seinem Gewahrsam entlaufen, und werde mich nie mehr verkaufen. Lieber hungern, als noch einmal die Sklavin eines Mannes seyn, den ich nicht liebe!“

„Ah, eine Herzens-Angelegenheit lieferte Ihnen also den Grund ...?“

— „Nein, nicht mir, sondern ihm,“ erwiderte Zephyrine lebhaft; „ein junger Engländer verfolgte mich mit seinen Anträgen, und ich trieb Scherz mit ihm. Aber ein boshafter Feind verrieth es dem Fürsten, daß der Engländer mir einige höchst unschuldige Besuche gemacht hatte, und der Fürst beschuldigte mich der Untreue, des Einverständnisses mit dem Engländer, der seit einigen Wochen verschwunden ist, und beargwöhnte mich, er habe sich im selben Hause, wo ich wohnte, versteckt und mache mir nächtliche Besuche. Vergebens betheuerte ich dem Fürsten den Ungrund seines Argwohns, — ich konnte ihm denselben nicht ausreden, und er behauptete, Mr. Montague habe sich an dritten Orten meiner Gunst gerühmt.“

„Ah, also Mr. Montague?“ wiederholte Herr v. Brideuil mit einem sardonischen Lächeln. „Der Schein zeugte allerdings gegen Sie, denn auch ich war der Ansicht, daß er Ihnen nicht gleichgültig sey.“

— „Nun ja, ich hätte ihm vielleicht Gehör gegeben," versetzte Zephyrine leichthin; „er gefiel mir, denn er ist ein schöner Mann. Auch bewarb er sich auf eine Weise um meine Gunst, die mich an die ernsthaftesten Absichten glauben ließ; er machte mir den Vorschlag, mich von dem Fürsten zu befreien, und mir eine angemessenere Stellung zu geben. Allein ich ward nur allzubald enttäuscht!"

„Wie so denn?" fragte Herr v. Brideuil angelegentlich.

— „Ich verlangte von ihm, er solle mich heirathen, aber er verweigerte es. Da sah ich denn ein, daß ich mich in ihm getäuscht hatte. Und Frau v. Blumenthal meint, er habe mich selbst aus Rache über seinen Mißerfolg dem Fürsten verrathen."

„Sehr möglich — verschmähte Neigung kann wohl zu etwas Derartigem treiben!" meinte Brideuil.

— „Ja, euch Männer wohl, denn ihr seyd ein Haufen von Tyrannen und Selbstsüchtlingen! Ich verabscheue, ich hasse euch allesammt! Ich werde keinem Manne jemals mehr trauen. Ihr seyd unfähig zu Liebe wie zu Freundschaft!"

„Zephyrine! Sie sind ungerecht!" sagte Herr v. Brideuil mit zärtlichem Vorwurf und ergriff ihre Hand. „Sie kennen meine aufrichtige Neigung zu Ihnen. Sie haben mich abgewiesen und ich kann Ihr Bild dennoch nicht aus meiner Seele vertreiben — sobald mir ein glücklicher Zufall enthüllte, was mit Ihnen vorgegangen, sobald ich Ihren Aufenthalt erfuhr, eilte ich hieher, um Ihnen Trost zu bringen, um Ihnen meinen Schutz, meine Unterstützung, meine Freundschaft anzutragen!"

„Oh, ich muß wirklich sehr arm seyn, daß Sie mich für trostbedürftig halten!" erwiderte Zephyrine mit bitterem Lächeln. „Ich habe freiwillig auf den Reichthum verzichtet, womit der Fürst mich umgab; er will sich wieder mit mir aussöhnen, aber

nun stoße ich ihn zurück. Ich habe nur Einen Gedanken noch — Rache, Rache an dem Verräther! Nur den nenn' ich Freund, der mich an dem Verräther rächt."

„An Mr. Montague?" fragte Herr v. Brideuil lauernd.

— „Keinen Namen! — Sagte ich Ihnen nicht: an dem Verräther? Sie wissen, Eugen, wie treu ich dem Fürsten war! ich habe Ehre im Leibe, ich wollte nur ihm gehören, so lange er sich für mich ruiniren wollte, — ich bin kein kaltes, habsüchtiges, räuberisches Geschöpf. Montague wußte das auch, und doch dünkte ihm der Preis zu hoch, um welchen ich mich ihm hingeben wollte, und dennoch zweifelt der Fürst an meiner Treue. Ist es da ein Wunder, wenn sich all mein Grimm und meine Erbitterung nun gegen den Mann wenden, welcher mich in diese schmähliche Lage versetzt hat, gegen Montague, der sich nun durch sein Verschwinden meiner Rache entzieht?!

„Seyn Sie ruhig, Zephyrine, an Montague sind Sie gerächt!" sagte Herr v. Brideuil; „sein Schicksal hat ihn ereilt; in ein politisches Komplott verwickelt, ward er flüchtig, aber wieder eingeholt, dann processirt und zu lebenslangem Kerker in einem Staatsgefängniß verurtheilt . . . ."

— „Bah, das glaube ich nicht — das ist dasselbe Märchen, welches mir der Fürst vor einigen Tagen auch vorsang. Aber ich glaube nicht eher daran, als bis ich Beweise davon in Händen habe!"

„Diese wären nicht schwer zu liefern, Zephyrine . . . .!"

— „Bah, Sie werden sie nicht beibringen, Eugen! ich weiß es," fiel sie ihm in's Wort. „Sie reden nur so um mich zu beschwichtigen. Was hilft mir das? ich will ihn lieber frei sehen, um ihm seinen Verrath vorhalten, ihn demüthigen zu

können, ihn anzuspucken! Verschaffen Sie mir diese Genugthuung, und dann nennen Sie den Preis!"

„Sie verlangen unmögliches, mein Engel! Montague wird nicht mehr frei; sein Loos ist unabwendbar besiegelt. Er büßt bereits, was er an Ihnen gethan!"

— „Dann ist er also meiner Rache für immer entrückt? ich werde also nicht einmal mehr die Genugthuung haben, ihn wiederzusehen und zur Rede zu stellen?"

„Niemals — selbst der Ort seiner Detention wird Ihnen niemals genannt werden, wird allen außer den höchsten Beamten des Polizeiministeriums ein Geheimniß bleiben . . ."

— „Ein armseliger Trost, den Sie mir da geben, Eugen!" rief Zephyrine und ihr Auge schoß dunkle Blitze; — „Sie berauben mich des süßen Gedankens der Rache, des Triumphs über meinen Feind und der Dankbarkeit gegen denjenigen, der ihn der Ahndung der Gesetze überantwortet hat."

„Wie? Sie könnten wirklich Verpflichtungen gegen einen solchen fühlen?"

— „Und warum nicht? Wenn man alles, wenn man den Glauben an die Menschheit, ja an sich selbst verloren hat, da bleibt Einem nur noch Ein beherrschender Gedanke: die verzehrende Gier nach Rache; und wenn das Schicksal uns selbst diese aus den Händen wand, dann darf doch unsere zertretene Seele mit einiger Genugthuung derer gedenken, die uns zuvorgekommen sind?"

„Und wenn nun der Mann, der jenen Montague, den Verschwörer und Meuchelmörder, den Hochverräther, denuncirte, plötzlich vor Sie träte und sich nennen wollte, was würden Sie ihm sagen?"

— „Ha, wenn er käme, was weiß ich was ich zu ihm

sprechen würde?" rief Zephyrine mit funkelnden Augen, die jedoch seinen Blicken auswichen, und ihre Händchen ballten sich krampfhaft in ohnmächtigem Grimme. „Der Gedanke ist zu neu, zu ungewohnt, als daß ich auf diese Frage antworten könnte! Lassen Sie mir Zeit, mich damit vertraut zu machen. Sagen Sie mir heute, wo ich auftreten muß, wo ich Besonnenheit und Ruhe und Geistesgegenwart brauche, noch nichts davon.... Aber kommen Sie morgen Abend oder an irgend einem Abend, wenn ich Muße habe, solchen Gedanken nachzuhängen, bringen Sie mir seinen Namen oder ihn selber, und ich lohne Ihnen nach dem Werthe, den ich auf seinen Dienst lege!"

„Ist dieß Ihr Ernst, Zephyrine?"

— „Mein vollkommener; hier die Hand darauf! aber nun gehen Sie, und kommen Sie nie mehr bei Tage zu mir, damit ich nicht ins Gerede der Arbeiter unter mir komme. Für einen Freund bin ich Abends zu Hause, wenn die Werkstätten drunten verlassen sind.... Und nun gehen Sie! gehen Sie! Ich bin so aufgeregt, ich bin im Fieber! — Mein armer, armer Kopf!" Und sie warf sich mit dem Gesicht auf das Sopha und brach in Weinen aus. Herr v. Brideuil konnte kein Auge von ihr abwenden: ihre Schönheit hatte etwas Bizarres, Dämonisches gehabt, das nicht bezauberte, aber überraschte, herausforderte. Aber sein Staunen wuchs noch über dem jähen Ausbruch des Schmerzes, über diesem Schluchzen. Leise trat er heran, erfaßte ihre Hand, beugte sich zu ihr herab und küßte sie auf den Nacken. Allein sie fuhr mit einem unartikulirten Schrei auf, stieß ihn zurück und verschwand im Nebenzimmer, dessen Thüre sie hinter sich verriegelte, während Eugen sich schnell entfernte.

„Paul, mein Engel, mein Abgott, vergib mir!" lispelte sie drinnen in ihrem Schlafzimmer und wand sich auf den Knieen

vor dem Krucifix, neben welchem sie den Dolch aufgehängt hatte. „Edler unschuldiger Dulder, vergib mir diese Schmähungen, diese Heuchelei! Aber der hülflose Wurm, der Dich nicht retten kann, muß ja heucheln, um Dich zu rächen.....! Ach, gib mir Kraft, gerechter Gott! denn heute wäre ich zu schwach und zu erschüttert gewesen, es zu vollbringen....!"

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Die Morgue.

Wenn man von dem linken Seine-Ufer über den Pont St. Michel die Cité von Paris oder die Ile du Palais betritt, so tritt Einem links die gewaltige Gebäudemasse des Justizpalastes entgegen, rechts aber steht ein kleines finsteres Haus, das eine Art Hof oder Durchgang vor sich hat, worin man den ganzen Tag Leute aus dem Volk aus- und eingehen sieht, die dann meist mit einiger Aufregung wieder heraustreten und lebhaft gestikulirend sich angelegentlich unterhalten. Das ist die Morgue, das Gebäude, in dem die unbekannten Leichen, welche man in Paris im Flusse oder anderwärts findet, drei Tage lang zur Recognition ihrer Verwandten, Freunde oder Familien ausgestellt werden.

Am zweiten Morgen nach dem Auftritte, welchen wir im vorigen Abschnitte beschrieben haben, war ein ganz besonders lebhafter Zudrang zu der kleinen Vorhalle zu bemerken, auf deren linker Seite die Leichen hinter den Glasfenstern ausgestellt sind. Den Anziehungspunkt für die Schauluft bildete der wunderschöne Cadaver eines jungen Mädchens, den man am frühen Morgen

unterhalb der Brücke von Jena aus der Seine gezogen hatte. Die vollendet schönen Formen des jugendlichen Körpers übten noch im Tode einen Reiz auf die leichten sinnlichen Pariser aus, denn das Wasser, das in langsamem dünnen Strahl auf die Leiche herunterrieselte, lieh dieser Haut einen matten Glanz, der beinahe an's Leben erinnerte, und die kalten Marmorplatten, worauf die Leichen gewöhnlich liegen, hatten wohl nur selten solch ein tadelloses Ebenmaß anmuthiger Formen getragen. Das Antlitz zeigte einen tiefen Frieden und einen leisen Zug von Wehmuth; der Tod schien über sie gekommen zu seyn, wie der Erlöser aus Leid und Pein, und kein Grauen vor der Auferstehung schien den Schmerz des Todeskampfs noch bitterer gemacht zu haben!"

„Ah, wie schön sie ist noch im Tode!" flüsterten die Zuschauer einander zu und stießen sich mit den Armen an; „ein verzweifelt hübscher Balg, und gut genährt. Aus Hunger kann sie sich nicht ertränkt haben!" meinte Einer.

— „Vielleicht aus Liebeskummer," meinte ein Anderer mit einem zweideutigen Achselzucken.

„Dann weiß ich nicht, wer dümmer war, diese da oder der Bursche der sie verlassen hat," sagte ein Dritter in einem Frack zu den beiden Blousenmännern. „Ob sie Hunger oder Liebeskummer hatte, dumm war es jedenfalls, daß sie in die Seine sprang. Mit diesem reizenden kleinen Fuß, mit diesem himmlischen Bein hätte sie ihr Glück machen können! Wäre sie eines Abends barfuß auf die Boulevards gegangen und hätte nur eine Spanne hoch von beiden gezeigt, so hätte sie Hunderte von reichen Anbetern um sich versammelt. Bah, die Tugend ist die größte Dummheit, die ein schönes Weib haben kann!"

— „Sie ist keine Arbeiterin, keine Grisette," flüsterten ein

paar Mädchen, die sich halb verlegen halb gierig herabdrängten; „sieh' doch die feinen Finger mit den mandelförmigen Nägeln, Fifine! Die hat nie um's Brod gearbeitet!"

„Armes Ding!" versetzte Fifine; „aber sie ist auch keine Bourgeoise — sie gehört zu den Aristos, denn sie ist noch zu jung zur Lorette! — Und sieh' nur ihre Kleider an: die feinen Strümpfe und die Atlasstiefelchen mit den Perlmutterknöpfen und all das feine Zeug, einfach und ohne Prätention, aber kostbar und gut, und alles noch wie neu. Armes Ding! und noch so jung!"

— „Und so schön — so rührend schön!" sagte die Andre; „komm', Fifine! gehen wir in die Kathedrale und beten wir ein Vaterunser für die Arme!"

„Gut, ich gehe mit; aber für mein Leben gern möcht' ich wissen, wer die Arme ist und warum sie in's Wasser gelaufen! Eine Lorette ist sie nicht!"

— „Nein, Mademoiselle," sagte ein bärtiger Student hinter ihr; „die femmes entretenues ersäufen sich nicht im schmutzigen Seine-Wasser, sondern lieber im kaltgesetzten Champagner. Schade um das schöne junge Geschöpf! sie hätte einem Bildhauer Modell stehen können zu einer Hebe!"

Die beiden Mädchen wurden weiter gedrängt von dem immer dichter anschwellenden Strom von Neugierigen, und jeder der schaulustigen Gaffer machte seine bald mitleidigen, bald mehr oder minder gleichgültigen, häufig auch zotigen Bemerkungen. Mit Einem Male aber ertönte aus dem Gewühl vor den Fenstern ein lauter Schrei: und eine halbgebrochene Stimme rief in deutscher Sprache: „Gott im Himmel! das ist ja Käthchen! — Ja, sie ist es... Käthchen! Mademoiselle Käthchen!" Und der arme Junge rief, als ob er die bleiche kalte Schläferin auf dem

Marmortisch wieder erwecken wollte. Alles drängte sich um den Jungen in der verblichenen grünen Livree mit dem amaranthrothen Kragen, den blanken Knöpfen und den Goldborten, dem der Ausruf entfahren war, und starrte den Burschen an, dem die hellen Thränen über die Wangen herunterrannen und der vor krampfhaftem Schluchzen keine der an ihn gerichteten stürmischen Fragen beantworten konnte, bis ein stämmiger Sergeant-de-Ville herantrat, den Jungen am Arme ergriff und in seinem breiten elsässer Deutsch fragte: „Isch es wohr, daß Se hoben erkannt die Jumfer do drinnen uf dem Schrage? Wann dem su isch, so sulle Se kriege Ihre vierzig Sü vor die Deposition uf der Kommission, und nun allez marsch mit mir züm Kummissär! — Wer isch se denn, die Mamsell?“ setzte er hinzu, als er sich und den jungen Lakaien aus dem Gedräng in der kleinen Vorhalle herausgearbeitet hatte.“

Allein Cecco wollte nicht antworten: es empörte ihn, daß er in seinem wilden Schmerz um die Jugendgespielin von der allgegenwärtigen Polizei fortgeschleppt wurde wie ein verhafteter Dieb, und ein gewisser natürlicher Takt bewog ihn, den Namen des unglücklichen Käthchens nicht inmitten dieser wildfremden Menschen aus den unteren Ständen preiszugeben. Erst auf der Polizei-Präfektur gab er vor einem der Beamten, vor welchen ihn der Polizei-Sergeant führte, seine Aussagen zu Protokoll, und bezeichnete zunächst, von einem gewissen Instinkte geleitet, Zephyrinens Wohnung im Quartier de Breda, und deutete mit einigen Worten die Natur ihrer Beziehungen zu dem russischen Fürsten an. Das gab ein Laufen und Rennen in der Polizei-Präfektur, denn offenbar war hiebei für die Polizeimenschen ein gutes Geschäft zu machen, da es sich um die „Freundin“ eines reichen Ausländers handelte, den man gehörig schröpfen konnte,

und dem unter allen möglichen Vorwänden Trinkgelder abzupressen waren. Wäre es ein armes verstoßenes Mädchen gewesen, das aus Verzweiflung den Tod gesucht, so würde sich die löbliche Polizei recht viel Zeit gelassen haben, ihre schriftlichen Berichte an die Mairie ihres Heimaths-Arrondissements und an den Geistlichen des Sprengels zu veranstalten, und man hätte noch bis zu Sonnenuntergang ihre sterbliche Hülle von den Augen der Menge entweihen lassen. So aber, wie die Sachen in diesem speziellen Falle standen, fiel alsbald der Vorhang vor den Fenstern der Morgue, Käthchens Leiche ward aus der Vorhalle entfernt, der Hahn der Wasserröhre über der Marmorplatte zugedreht, und die vom Hörensagen angeregten Neugierigen, welche noch herbeiliefen, waren nur auf Traditionen verwiesen, die einige Bummler und alte Weiber wiedererzählten und die in ihrer Wanderung durch so viele Mäuler bald ein wunderbares Gepräge annahmen.

Der betreffende Beamte aber eilte, nachdem er dieß angeordnet, mit seinem Protokoll sogleich zum Polizei-Präfekten, um sich weitere Maßregeln zu erbitten, welche dieser ganz dem Ermessen des Beamten selbst überließ, mit dem Bedeuten jedoch, derselbe solle zunächst durch einen Besuch in Mademoiselle Zephyrinens Wohnung die Wahrheit und Richtigkeit der von Cecco zu Protokoll gegebenen Thatsachen ermitteln, dann dem Fürsten Suckinsinow so schonend wie möglich Mittheilung von der Katastrophe machen, und hierauf die Leiche nach der eigenen Wohnung der Verstorbenen verbringen zu lassen, woselbst diese bis auf weiteren Bericht zu verbleiben habe. Dieser Weisung kam der Sekretär pünktlich nach, und nahm zur Erleichterung seiner Bemühungen Cecco sogleich in Person mit. Alles bestätigte sich, was Cecco ausgesagt: Gogotte nahm sogleich eine Citadine und

fuhr nach der Morgue, und der Fürst hatte kaum gefrühstückt, so ward ihm die erschütternde Kunde mit so viel Schonung hinterbracht, als ob es sein eigen Kind wäre, das er nun zu beweinen habe. Anfangs nahm der Fürst diese Mittheilung halb ironisch und mit scheinbarer Gleichgültigkeit auf, wie er etwa die Nachricht von dem Verlust eines Rennpferdes oder dem Abbrennen eines seiner Schlösser hingenommen hätte. Dann aber, als die bestimmtesten Versicherungen des laut weinenden und aufrichtig betrübten Cecco keinen Zweifel mehr aufkommen ließen, schwand die Eiseskälte der vornehmen Fassung und schlug jählings in das Gegentheil um: der Fürst stieß laute Wehklagen aus, heulte laut auf und geberdete sich wie aberwitzig vor Schmerz. Der Sekretär wußte nicht, ob er gehen oder bleiben sollte, so unerwartet kam ihm dieser Ausbruch.

„Wo ist die Leiche?" rief der Fürst.

— „Noch in der Morgue, aber ich werde sie sogleich nach der Wohnung von Mademoiselle verbringen lassen," war die geschmeidige Antwort.

„Nein, hieher — hieher — und alsbald! Eilen Sie und seyn Sie meines Dankes gewiß!"

— „Hieher?" . . . fragte der Polizeibeamte zögernd und mit bedeutsamem Nachdruck; „aber Monseigneur scheinen zu vergessen, daß noch gewisse gesetzliche Formalitäten zu beobachten sind, welche . . . und daß die Beerdigung einer Selbstmörderin von Ihrem Hotel ausgehend, Aufsehen machen würde . . ."

„Was kümmert das mich? ist es nicht mein Hotel? Ich nehme die ganze Verantwortung auf mich . . . . O meine arme Zephyrine! mein kleines Kätzchen!"

— „Aber Monseigneur!" . . .

— „Gehen Sie! thun Sie wie ich geheißen! Ich bin Manns genug, um meinen Willen durchzusetzen!“

— „Allein Monseigneur! Das Aufsehen! Alle Blätter werden davon sprechen, und es liegt wahrhaftig nicht im Interesse des Andenkens der Unglücklichen, so viel Ostentation zu treiben, zumal das Gesetz . . . .“

„Bah, Euer Gesetz, mein Herr! was kümmert es mich? Ich bin reich und kann Eure Geldbußen bezahlen . . .“

— „Aber die Kirche, Monseigneur! und der Hof und die ganze Gesellschaft!“ rief der Beamte. „Ich bedaure unendlich, Monseigneurs Befehl nicht vollziehen zu können, denn meine Weisung von Seiten des Herrn Polizeipräfekten lautet ausdrücklich dahin, die Leiche nach der Wohnung der Unglücklichen im Quartier de Breda bringen zu lassen, und gegen diese Anordnung gilt kein Widerstand.“ Und froh, mit diesem Vorwand allen Widerstand eines unsinnigen Schmerzes, wie er annahm, brechen zu können, entfernte sich der Beamte schnell.

Sobald Fürst Timothei Alexiewitsch sich allein sah, brach erst sein ganzer Schmerz ungehemmt los. Es ist als ob Menschen, die ihr Leben lang nur gewöhnt gewesen sind, jeden ihrer Wünsche und Einfälle vollzogen zu sehen, plötzlich sich selbst und allen Halt verlören, wenn sie durch irgend eine unabwendbare höhere Fügung an ihre eigene Ohnmacht und die Kraftlosigkeit menschlichen Willens erinnert würden. Er geberdete sich ganz untröstlich; er schrie laut auf und jammerte und weinte; er stieß seine Töchter von sich, als diese in dem allgemeinen jähen Schrecken, welcher das ganze Hotel erfüllte, mit ihren Gouvernanten herbeigeeilt kamen und durch Liebkosungen und Trostsprüche des Vaters räthselhafte Verzweiflung zu bannen versuchten.

„Fort! fort! auch Ihr seyd falsch und scheußlich, wie alle Menschen! Sie, sie allein war besser als ihr alle! und ertrunken?“ rief er und stieß ein verzweiflungsvolles Lachen aus; „wer wagt zu sagen, daß sie sich ertränkt habe? Gemordet ist sie, elend, tückisch gemeuchelmordet! Aber hin zu ihr, ich will wenigstens ihre Leiche noch sehen, und sie soll bestattet werden wie eine Königin! Meinen Wagen, meinen Wagen! — Marius, rasch! kleide mich an!“ — Als Timothei Alexiewitsch Zephyrinens Wohnung im Quartier de Breda erreichte, war Käthchens Leiche schon angekommen und lag in dem himmelblauen Boudoir auf dem eleganten seidenen Bett, und ihr marmorbleiches starres Antlitz ward zurückgestrahlt von dem in der Decke angebrachten Spiegel. Gogotte heulte wie ein wildes Thier neben ihr, und geberdete sich um so untröstlicher, je mehr sie des wirklichen Grams des Fürsten inne ward. Papa Timo aber schlug die seidene Steppdecke zurück, womit man den nur in ein Laken eingeschlagenen Cadaver verhüllt hatte, warf sich mit lautem Schluchzen über die schöne Leiche und küßte die bleichen starren Lippen . . .

Es war Abend. Die Kunde von dem Vorfall hatte das ganze Quartier in Aufregung versetzt, und einige Polizeisergeanten und Municipalgardisten hüteten den Zugang des Hauses und des Entresol und wehrten den Unberufenen den Eintritt, vermochten aber nicht die Schaaren der Neugierigen zu vertreiben, welche sich auf der Straße drängten. Das ganze Quartier wogte drunten, und blickte zu den verhangenen Gardinen herauf, hinter denen matter Lichtschein flimmerte. In dem vorderen Salon waren Tapeziere beschäftigt, das ganze Gemach mit schwarzem Stoff auszuschlagen; im hintersten Boudoir saß der Fürst mit einem der russischen Geistlichen bei der Leiche und diktirte seinem Haushofmeister die nöthigen Anordnungen zu dem Begräbniß

Zephyrinens an. Er wollte es stattlich, großartig besorgt wissen; sein ganzes Haus sollte Trauer anlegen, seine ganze zahlreiche Dienerschaft dem Sarge folgen. — In den dazwischen liegenden Zimmern aber waren verschiedene Beamte der Polizei und der Gerichte mit einer doppelten Arbeit beschäftigt, nämlich zuerst eine Art Haussuchung in der Wohnung vorzunehmen und dann die sämmtlichen durchsuchten Schränke und Möbeln zu versiegeln. Endlich gegen neun Uhr fuhr eine Citadine rasch vor dem Hause an; drei Herren, anscheinend höhere Beamte, stiegen aus und begaben sich nach der Wohnung Käthchens. Es war der Unterpräfekt der Polizei und einer seiner Bureauchefs nebst dem Beamten, der schon am Morgen mit der Angelegenheit der in der Morgue Gefundenen betraut worden war.

„Wie steht es mit der Haussuchung?" fragte der Unterpräfekt die demüthig ihm entgegentretenden Beamten; „finden Sie gar keine Indicien für oder wider?"

— „O ja, einige zerknitterte Gedichte und Billetsdoux des Herrn v. Brideuil," berichtete der Beamte; „außerdem haben die beiden Dienerinnen zu Protokoll gegeben, daß Herr v. Brideuil zu verschiedenen Malen hier war, um Mademoiselle Zephyrine seine Aufwartung zu machen, daß er häufig abgewiesen und, wenn je vorgelassen, von Mademoiselle mit Geringschätzung oder Gleichgültigkeit, ja zuweilen sogar mit Spott behandelt worden sey. Eine der Zeuginnen deponirt sogar, daß ihre Herrin selbstgeständigermaßen jene Wohnung dort draußen beim Hippodrom genommen habe, um nicht mehr von diesem zudringlichen Anbeter behelligt zu werden!"

„Hm, das stimmt mit den anderen Indicien zusammen," sagte der Souschef; „einige der Freundinnen der Todten haben ähnlich deponirt."

— „Und fanden Sie die Juwelen der Mademoiselle? das baare Geld? etwaige Werthpapiere?“ fragte der Unterpräfekt.

„Bis jetzt noch keine Spur,“ versetzte der Unterbeamte achselzuckend; „und doch sind wir nahezu am Ende mit unseren Nachforschungen! Der Schrank, worin Mademoiselle nach Aussage ihrer Dienstleute ihre Kostbarkeiten verwahrte, ist leer bis auf wenigen Flittertand, — so leer wie die Schränke und Kommoden der neuen Wohnung!“

— „Sonderbar! räthselhaft!“ sagte der Unterpräfekt; „es ist doch anzunehmen, daß eine Person ihres Schlages, die mit einem so reichen und verschwenderischen Kavalier liirt war, werthvolle Juwelen und Staatseffekten besaß! — Wo ist der Fürst Suckinsinow?“

„Hier nebenan, in dem Schlafzimmer der Todten, — bei der Leiche.“

— „Bitten Sie ihn, mein Herr, daß er sich zu mir herausbemühe — ich will ihn hier nebenan erwarten . . . . Aber was ist das?“ rief er lebhaft, als er, die Thüre des Salons halb öffnend, die Arbeiten der Tapeziere bemerkte; „eine chapelle ardente? ein Katafalk? wer hat dieß angeordnet?“

„Seine Durchlaucht der Fürst Suckinsinow,“ erwiderte der Contremaître der Tapeziere.

— „Hören Sie augenblicklich auf — das darf nicht geschehen! Im Namen des Kaisers und des Polizeipräfekten verbiete ich es. Es darf nichts vorgenommen werden, was die öffentliche Aufmerksamkeit auch nur im mindesten auf diese Katastrophe lenkte. — Ah, da sind Sie ja, Durchlaucht! Ich bedaure Sie stören und Ihre Weisungen contremandiren zu müssen, Monseigneur! Es ist unmittelbarer Befehl Seiner Majestät des Kaisers an den Polizeipräfekten, daß die Bestattung der Mademoiselle

Zephyrine in größter Stille und ohne allen Eclat stattfinde; es kann also weder von einer Ausstellung der Leiche auf einem Trauergerüste, noch von irgend einer Demonstration die Rede seyn!"

„Wie, mein Herr? das hätte Ihr... Ihr Souverän, Seine Majestät der Kaiser befohlen? Und weßhalb, wenn ich bitten darf?" fragte der Fürst mit eisiger Kälte, obschon ihm die Zornlohe über die bleichen Züge flammte.

— „Wohl ohne Zweifel aus gewichtigen Gründen, Monseigneur, welche übrigens sich auf die Gesetze dieses Landes stützen," entgegnete der Unterpräfekt eben so kalt und streng; „ich muß Monseigneur bitten zu bemerken, daß über diesem Tode noch ein tiefes Räthsel liegt, und sehe mich veranlaßt, kraft meiner amtlichen Befugnisse Monseigneur mit der höflichen Bitte zu belästigen, mir in einem anstoßenden Zimmer in Gegenwart dieser beiden Herren einige höfliche Fragen zu beantworten!"

„Wie? ein Verhör mit mir? eine Vernehmung zu Protokoll?" fragte der Fürst entrüstet.

— „Mit nichten, Monseigneur, nur einige discrete und ganz vertrauliche Fragen, welche sich auf die Persönlichkeit und Verhältnisse der verewigten Bewohnerin dieser Appartements beziehen!"

„Herr Unterpräfekt, Sie scheinen den Charakter zu ignoriren, mit welchem ich bekleidet . . . ."

— „Monseigneur wollen geruhen zu glauben, daß die paar Bitten um Erkundigung, welche ich an Euer Durchlaucht zu richten wage, nicht entfernt gegen Völkerrecht und Verträge verstoßen," entgegnete der Unterpräfekt eben so höflich als bestimmt. „Das Gehör, um welches ich bitte, wird das Werk weniger Minuten sein. Wir sind allein, wie Monseigneur sehen; geruhen

Monseigneur, Platz zu nehmen. — Es ist Monseigneur vielleicht schon bekannt, daß ein junger Mann aus guter Familie, der Vicomte Eugen v. Brideuil, in einer andern Wohnung der Mademoiselle Zephyrine heute Vormittag ermordet gefunden worden ist . . ."

Der Fürst nickte und konnte einen leichten Schauder nicht unterdrücken: „Ich habe davon gehört; aber in welche Beziehung bringt man mich mit dieser Thatsache?" fragte er gereizt.

— „Durchaus in keine direkte, Monseigneur! Der erste Eindruck, welchen die Beamten der Polizei hievon hinnahmen, war der: Diese Mademoiselle Zephyrine habe den Vicomte dorthin gelockt und ermordet . . ."

„Geruhen Sie mir die persönliche Bemerkung zu erlauben," fiel der Fürst dem Unterpräfekten mit einer unbeschreiblichen Verachtung in's Wort, „daß diese Annahme unaussprechlich ungereimt ist! Ein Mord an einem anerkannten Roué und Spieler kann kaum irgend welche Motive finden, am wenigsten die der Habsucht. Und zudem handelt es sich hier um ein heiteres, naives, harmloses Mädchen, beinahe noch ein Kind, dem nichts ferner lag als ein solches Verbrechen . . . das zu fromm, zu schwach, zu arglos . . ."

— „Monseigneur wollen die Gnade haben, mich ausreden zu lassen! Die ursprüngliche Annahme mag falsch oder voreilig gewesen seyn, zumal da sie sogar noch einen Selbstmord der Verewigten nach dem Attentat auf den Vicomte präsumirte. Auch ich bin weit entfernt, diese Anschuldigung gegen Mademoiselle Zephyrine aufrecht erhalten zu wollen. Viemehr lag es nur in meiner Absicht, durch einige Fragen an Monseigneur zu ermitteln, ob nicht vielleicht werthvolle Besitzthümer der Verewigten die Habsucht einiger Verworfenen angelockt haben könnten, welche

die einzeln wohnende junge Dame überfallen und den zufällig bei ihr anwesenden Herrn von Brideuil umgebracht, die erschrocken Flüchtende aber unterwegs ereilt und in der Seine ertränkt haben dürften . . . ."

„Ah! das ist ein anderes!" fiel der Fürst leichter aufathmend ein.

— „Und darum wollte ich mich erkühnen, Monseigneur die Frage vorzulegen, ob Ihnen nicht bekannt, daß Mademoiselle einige werthvolle Juwelen, eine gewisse Summe baaren Geldes oder eine Anzahl Werthpapiere in ihrem Besitz gehabt habe?"

„Wie soll ich dieß wissen, mein Herr? Ich war nicht der Intendant von Mademoiselle," erwiderte der Fürst verletzt.

— „Monseigneur geruhten Mademoiselle Zephyrine zu protegiren . . . . Dieselbe erfreute sich gewiß einiger werthvollen Geschenke an Juwelen von Monseigneur! Diese jungen Damen lieben ja so sehr das Glänzende, die Parüren mit Juwelen, und eine beiläufige Beschreibung eines oder des andern dieser Angebinde würde vielleicht auf die Urheber eines Doppelverbrechens führen, welches durch den oberflächlichen Schein jetzt zunächst auf das Haupt dieses jungen Mädchens fällt!"

„Ich habe allerdings zu verschiedenen Malen Mademoiselle Zephyrine mit derartigen Geschenken bedacht," sagte der Fürst mit kaltem Stolze; „allein der Herr Unterpräfekt werden nicht erwarten, daß ich des Inventars derselben oder ihres Werthes mich erinnere, und ich muß den Herrn Unterpräfekten bitten, sich deshalb an meinen Juwelier, Herrn N. in der Rue Rivoli, zu wenden."

— „Er soll darüber vernommen werden; Monseigneur aber hat vielleicht die Gnade uns zu sagen, wann er gestern zuletzt

die ferne Wohnung der Mademoiselle Zephyrine verließ, und ob damals deren Dienerin noch anwesend war?"

„Sind dieß Fragen, die ich wirklich beantworten muß und die in dieser Angelegenheit erheblich?" fragte der Fürst aufwallend.

— „Allerdings, Monseigneur, denn der Umstand, daß die Dienerin der Mademoiselle nach eigener Aussage von dieser um neun Uhr entlassen und fortgeschickt wurde, und daß zwischen dieser Stunde und dem Morgen die furchtbare Katastrophe sich ereignete, welche auch Herrn v. Brideuil das Leben kostete, machen unerläßlich . . ."

„Wohlan denn, meine Herren, ich dinirte bei Mademoiselle Zephyrine und verließ sie nach sieben Uhr. Die Zofe war noch da, als ich wegging, und Zephyrine war munterer und aufgeräumter als jemals . . . . Ich kann nicht glauben, daß sie mich verrathen wollte und jenen Herrn v. Brideuil erwartete . . . ."

— „Solche Weiber heucheln dann am meisten, wenn sie verrathen wollen," sagte eine dumpfe Stimme an der Thüre, und die vier Männer wandten sich betroffen um.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Der Streit um zwei arme Seelen.

Der Herr, dem jene tiefe Stimme angehört hatte, war der Kleidung nach ein Geistlicher, und trat nun mit aller Ruhe, Würde und Zuversicht seines Amtes vor. „Verzeihen Sie mir

diese Störung, meine Herren, und vergönnen Sie mir, mich Ihnen selbst vorzustellen. Ich bin Herr v. Guenon, Archidiacon der Kathedrale von Notre Dame, und der väterliche Freund und Beschützer des unglücklichen Herrn v. Brideuil, dessen Oheim, ein theurer Freund von mir, mich erst vor Kurzem noch dringend gebeten hatte, mich dieses begabten jungen Mannes anzunehmen. — Mein unverweiltes Erscheinen an diesem Ort kann nur der Wunsch erklären, mich hier nach Dingen zu erkundigen, welche auf das fürchterliche Ende meines Schützlings ein erklärendes Licht werfen, und der Zufall der mich diese Thüre öffnen ließ, weil ich keinen Domestiken fand, um mich hier einzuführen, hat mir gezeigt, daß ich gerade zur Erörterung dieser Umstände komme. Sollte ich etwa stören, meine Herren?"

„Im Gegentheile, hochwürdiger Herr! Ihre Anwesenheit genirt uns in keiner Weise," sagte der Unterpräfekt; erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die übrigen Anwesenden vorstelle, denn ich habe ja die Ehre von Ihnen gekannt zu sein, und muthmaße daß Sie mich hier aufsuchen!"

— „Man wies mich auf Ihrem Bureau hieher, Herr Unterpräfekt!" bestätigte der Archidiakon, und verbeugte sich dann artig gegen die Herren, welche ihm vorgestellt wurden.

Der Fürst Suckinsinow war weit entfernt, die Höflichkeit nachzuahmen, mit welcher die beiden Begleiter des Unterpräfekten dem geistlichen Herrn entgegenkamen; sondern sein graues Auge haftete mit einem unverkennbaren Ausdruck von Haß und Ingrimm auf Herrn v. Guenon.

„Ich komme zunächst, Herr Unterpräfekt," hub Herr v. Guenon sanft und einschmeichelnd an, „um die irdischen Ueberreste des gemeuchelmordeten Herrn v. Brideuil aus den Händen der Polizei zu reklamiren, damit die Kirche diesem bethörten Opfer seiner gut-

müthigen Leichtgläubigkeit eine seinem Stande angemessene Bestattung sichere. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Unglückliche von einer fremden frevlerischen Hand fiel, und daß die junge Person, in deren Wohnung er gefunden wurde, mittelbar oder unmittelbar an der Ursache seines Todes betheiligt ist!"

„Halten Sie ein, mein Herr! Das arme Kind scheint vielmehr das Opfer eines Komplotts, dessen Urheberschaft mehr oder weniger auf Herrn v. Brideuil fällt!" warf der Fürst lebhaft und energisch dazwischen. „Wenn ich die Umstände recht begreife, so liegt der dringendste Verdacht eines Raubmords vor, der an Mademoiselle Zephyrine begangen worden ist! Ich erwarte daher, daß von diesem unglücklichen Wesen, das mir theuer war, in meiner Gegenwart mit mehr Schonung gesprochen wird."

— „Ich bedaure wenn meine einfache Erwähnung einer vollendeten Thatsache diesen Herrn ungehalten machen konnte, Herr Unterpräfekt," wandte Herr von Guenon mit einer merkwürdigen Gelassenheit und Mäßigung ein, und veränderte nicht den leisesten Zug von dem milden Ernste, den er angenommen hatte. „Thatsache ist nämlich, daß die junge Person, welche so jählings in ihren Sünden dahin gerafft wurde, zu dem leider nicht kleinen Stande unabhängiger Frauen gehörte, welche ohne den Schutz einer Mutter, ohne die Bürgschaft eines elterlichen Familienherds, nur mit einer einzigen Dienerin allein und in auffallendem Luxus leben und Herrenbesuche annehmen. Thatsache ist, daß diese Kunstreiterin in diesen Räumen hier von einem Luxus umgeben war, den sie unmöglich mit ihrer Gage bestreiten konnte, und daß der Volksmund, der so oft eine treffende Ahnung der Wahrheit ausspricht, bereits eine sehr plausible Lösung dieses räthselhaften Ereignisses gefunden hat. Auf die Gefahr hin, den Herrn Fürsten wieder unangenehm zu berühren, muß ich wieder-

holen, daß man allgemein annimmt: Herr v. Brideuil, der ein sehr hübscher junger Mann war, habe früher in irgend welcher intimern Beziehung zu jener Person gestanden, diese Liaison aber aufgegeben und sich von der Genannten zurückgezogen, weil er im Begriff stand, eine junge und reiche Dame aus gutem Hause zu heirathen, was die Kunstreiterin veranlaßt, ihn zur Rede zu stellen und vielleicht Ansprüche auf seine Hand geltend zu machen, welche er nicht anerkennen konnte und wollte, und daß Mademoiselle Zephyrine dann in einem Anfall leidenschaftlicher Aufwallung und Entrüstung über ihre vereitelten Pläne den Unglücklichen erschlagen, den sie zu einer geheimen Unterredung geladen, und dann aus Schauder über ihre That selbst den Tod im Wasser gesucht habe. Diese Darstellung trägt für mich ganz das Gepräge der Wahrscheinlichkeit!"

„Und für mich ganz das Gepräge der Abgeschmacktheit!" erwiderte der Fürst mit leidenschaftlicher Aufwallung. „Es ist bekannt, daß Mademoiselle Zephyrine sich von jeher den Huldigungen des Herrn v. Brideuil entzog und denselben nicht ausstehen konnte. Wenn er sich daher in Ihrer Wohnung befand, so geschah dieß gewiß eher mittelst einer zudringlichen Ueberrumpelung, als auf eine Einladung Zephyrinens, die ihm den Zutritt in diesen Räumen hier oft genug verweigert hat. Noch plausibler aber ist, daß die Absicht, ein gemeines Verbrechen: sey es nun brutale Gewaltthat, Raub oder Erpressung, zu begehen, den Herrn Vicomte zu solch ungewöhnlicher Stunde in jene abgelegene Wohnung von Mademoiselle geführt hat, die sie nur gewählt, um den Zudringlichkeiten eben dieses Herrn auszuweichen."

— „Der Stand, der ehrenhafte Charakter, gute Ruf und die feine Erziehung des Herrn v. Brideuil machen es höchst

unwahrscheinlich und unglaublich, daß ihn irgend eine frevelhafte Absicht dorthin geführt habe," entgegnete Herr v. Guenon mit einem milden aber bedeutsamen, ja beinahe mitleidigen Lächeln, welches die Einwendungen des Fürsten entkräften sollte. „Ich habe die innige Ueberzeugung von der Gediegenheit seines Charakters, denn ich habe die Ehre gehabt ihn zu kennen, und wenn ich auch beklage, daß er in Einem Punkte, den Avancen jener Person gegenüber, vielleicht schwach war . . . ."

„Avancen jener Person?! Mein Herr, Sie werden beleidigend!" rief der Fürst, von seinem Ungestüm hingerissen. „Als ob man den gediegenen Charakter eines jungen Roué nicht kennte, der sich nicht entblödet hatte, Mouchard zu werden!"

Die vier Zuhörer erblaßten bei diesem Ausdrucke, den der Fürst mit aller Energie tiefen Abscheus betonte.

— „Monseigneur wird den Beweis für diese Behauptung schuldig bleiben, darum übergehe ich sie mit Stillschweigen," sagte Herr v. Guenon. „Hierauf etwas zu erwidern, hieße meinen Schützling noch im Grabe entwürdigen."

„Den Beweis meiner Anschuldigung fordern Sie von Herrn v. Maupas, denn für mich ist er unzweideutig geliefert, mein Herr!" sagte der Fürst mit einer niederschmetternden Zuversicht. „Zephyrine wußte dies ebenfalls, und ihre Abneigung steigerte sich dadurch zur Verachtung. Dieß meine Antwort auf die Verunglimpfungen, womit jenes arme Mädchen noch über den Tod hinaus überhäuft wurde!"

— „Monseigneur urtheilen vielleicht doch allzu leichthin über den Herrn v. Brideuil!" wandte der Unterpräfekt begütigend ein; „die Herkunft des Verstorbenen von einer alten und angesehenen legitimistischen Familie macht es im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß derselbe in den Diensten der Sicherheits-

polizei gestanden habe, obschon hierin für meine Begriffe von Moral nichts entwürdigendes liegt!"

„Nicht?" rief der Fürst; „aber ich weiß dennoch mit aller Bestimmtheit, daß Herr v. Brideuil ein Affiliirter der geheimen Polizei war und einen jungen Engländer von Stande der Polizei verrathen hat, als ob derselbe ein Sendling von geheimen Gesellschaften wäre. Und er sollte eines Verbrechens unfähig seyn, dieser arme Herr v. Brideuil, dem der Mund so sehr nach den Freuden und Genüssen des Reichthums wässerte, obschon er vielleicht vor gewissen Leuten die Trauben sauer fand, welche für ihn zu hoch hingen? Er sollte vor einem schlechten Streiche zurückgebebt haben, blos weil er ein Adeliger war? — Ah, das ist eine sehr schöne Metapher, aber leider sehr wenig wahr, denn bekanntlich gibt es unter der Elite der hiesigen Gesellschaft genugsam Fälscher, Beutelschneider und Schwindler in großem Maßstabe, und der Jockey-Club zählt Mitglieder, welche die Bagnos zieren würden, wenn sie nicht auf irgend eine Weise mit dem Regime des 2. Decembers affiliirt wären! Warum . . ."

— „Monseigneur, ich muß bitten zu bemerken . . ." fiel der Unterpräfekt ein, aber der Fürst überschrie ihn:

„Warum sollte ein Vicomte-Mouchard es etwa unter seiner Würde halten, einem allein wohnenden Frauenzimmer die paar Juwelen und Werthpapiere abzutrotzen oder zu rauben, in deren Besitz er sie weiß, denn, mein Herr Archidiakon!" fuhr er noch mit energischerer Betonung fort, „man hat, wie ich höre, durchaus keine Werthobjekte mehr in den beiden Wohnungen Zephyrinens gefunden!"

— „Aber auch nicht bei der Leiche des Herrn Vicomte!" wandte der Souschef ein.

„Was höchstens beweisen könnte, daß derselbe nach dem vollzogenen Raubmord an der Armen von seinen Spießgesellen ermordet, die Leiche der Beraubten aber in den Fluß geworfen wurde, um alle Spuren zu beseitigen!“ rief der Fürst.

— „Man hat Herrn v. Brideuil trällernd und in freudigster Aufregung und wie zu einem Rendez-vous geputzt seine Wohnung verlassen sehen!“ wandte der Archidiakon sanft und mit einem mitleidigen Achselzucken ein. „Er erwartete einen Becher der Freude, und fand den Giftbecher.“

„Und ich verließ Mademoiselle Zephyrine in einer eigenthümlich weichen und gefühlvollen Stimmung, der gewiß nichts fremder waren, als Mordgedanken,“ sagte der Fürst. „Sie hatte keine Ahnung davon, daß ein schleichendes Raubthier sie überrumple, das sich vielleicht zu diesem Behuf mit der weggejagten neuen Dienerin verständigte! . . .“

— „Aber meine Herren, wozu dieser Streit?“ rief der Unterpräfekt. „Die richterliche Untersuchung wird hoffentlich das ganze Räthsel lösen, und wir wollen, ohne der vox populi zu nahe zu treten, den Ermittelungen der Gerichte nicht durch blindes Nachbeten vager Vermuthungen vorgreifen. Was die Bitte des hochwürdigen Herrn Archidiakon betrifft, so ist die Erfüllung derselben nach geschehener Obduction in keinem Anstande; jedoch ist es der gnädige Wille Seiner kaiserlichen Majestät, daß bei der Beerdigung des Herrn v. Brideuil aller Eclat vermieden werde, wie auch allen Journalen die Weisung zugegangen ist, vorerst über diesen ärgerlichen und mysteriösen Vorfall zu schweigen, damit der Erforschung desselben von Seiten der Polizei und der Gerichte nicht vorgegriffen werde.

„Ich bescheide mich, den Willen Seiner Majestät zu ehren,“ entgegnete der Archidiakon. „Allein derselbe schließt, wenn ich

recht verstehe, ein standesgemäßes Begräbniß des grausam Erschlagenen nicht aus, welches aus Rücksicht für die Mutter des Unglücklichen hier stattfinden soll und nicht in der Provinz."

— Ein standesgemäßes Begräbniß mit dem entsprechenden Ceremoniell allerdings nicht, jedoch soll dasselbe ohne Ostentation und ohne jegliche politische Demonstration vor sich gehen."

„Der Herr Unterpräfekt mögen sich überzeugt halten, daß die Freunde, Verwandten und Standesgenossen des so frühe Hingerafften taktvoll genug sind, alle und jede unnöthige Ostentation mit ihrem Schmerz zu vermeiden. Ich verbürge mich Namens der Familie hiefür. Die Kirche dagegen kann nicht unterlassen, diesen Anlaß zu benützen, um, indem sie die sterbliche Hülle eines christlichen Mitbruders, welcher ohne Versöhnung mit seinem Schöpfer und Erlöser so jählings aus dieser Zeitlichkeit hinweggerissen wurde, zur letzten Ruhestätte geleitet, das unsterbliche Theil dieses ihres Mitbruders dem Gebete der Gläubigen zu empfehlen und auf seinen Tod hinzuweisen als ein warnendes Exempel für die Tausende, welche in der Fühllosigkeit ihrer Sünden und in ihrer verblendeten Sicherheit dahingehen."

— „Dieß grenzt aber hart an eine religiöse Demonstration!" erwiderte der Unterpräfekt mißtrauisch; „ich kann Ihnen, hochwürdiger Herr, nur den bestimmten Willen des Kaisers wiederholen, daß dieser Vorfall in keinerlei Weise ausgebeutet werde, und ich will daher hoffen, daß mit diesem Begräbniß kein Nebenzweck verbunden werde. Ich mache Sie dafür verantwortlich, Herr Archidiakon!"

„Thun Sie das, Herr Unterpräfekt; ich verbürge mich auch dafür, daß keine Störungen der öffentlichen Ruhe und Ordnung vorkommen," entgegnete der Archidiakon, — „wie groß auch der Leichenzug des Erschlagenen werden möge! — Der Klerus von

Paris, ja von ganz Frankreich, hegt aber auch das innige Vertrauen zu Sr. Majestät dem Kaiser, daß er das Recht und die Pflicht der Kirche achten und sie in einem solchen Falle gewähren lassen werde. Und sollte der Polizeiminister oder der Polizeipräfekt noch irgend welche Bedenken haben, so vermesse ich mich, durch eine Audienz bei Ihrer Majestät der Kaiserin, welche ich mir erbitten werde, alle Schwierigkeiten und Bedenken zu beseitigen!"

— „Nicht doch, nicht doch, Herr v. Guenon! Diese Vermittelung Ihrer Majestät wird nicht nothwendig seyn!" beeilte sich der Unterpräfekt mit einem Eifer zu entgegnen, als ob er die Einmischung der Kaiserin förmlich fürchte; „ich begnüge mich mit Ihrer Versicherung und Ihrer Verantwortung und werde die Sache höhern Orts vortragen. Sie sollen schon morgen Bescheid haben!"

Herr v. Guenon wollte sich mit verbindlichem Danke entfernen, als der Fürst vortrat und ausrief: „Halt! noch ein Wort, wenn ich bitten darf, meine Herren! — Da die Kirche sich das Recht und die Pflicht beimißt, Herrn v. Brideuil mit allen Ehren zu Grabe zu geleiten, so wird sie ein gleiches Anrecht auf ein solches Begräbniß auch der armen Mademoiselle Zephyrine einräumen, zumal wenn ich erkläre, daß ich eine namhafte Summe zu Seelenmessen für die ewige Ruhe der Armen bestimme."

„Die Kirche verleiht dem reuigen Sünder die Vergebung des Himmels," erwiderte Herr v. Guenon, und heftete sein dunkles Auge mit besonderem Ernst auf den Fürsten; „wer aber, mit der Blutschuld eines Kapitalverbrechens beladen, sein verworfenes Leben durch eigenen verzweiflungsvollen Wahn endet, der geht der Gnade und Vergebung des Himmels wie seiner

Dienerin, der Kirche, verlustig, und die Kirche läßt sich keinen Kompromiß mit ihren Satzungen abkaufen!"

— „Aber es ist noch nicht ermittelt und bewiesen, Herr Archidiakon, daß Ihre Deutung der Katastrophe die richtige ist, erlaube ich mir zu bemerken!" wandte der Unterpräfekt ein, welchen der ganze Auftritt peinlich zu werden begann, denn gleichzeitig rief der Fürst erbittert:

„Wie? Die Kirche erbarmt sich des Raubmörders und verdammt sein unschuldiges Schlachtopfer?"

— „Sey dem wie ihm wolle, die Seele des Herrn v. Brideuil hat einen Anspruch an die Fürbitte und Hülfe der Kirche, auf die er getauft, in deren Geboten er erzogen worden ist und an welche er geglaubt hat," entgegnete der Archidiakon mit ernster Würde; „von ihm wissen wir, daß er noch vor dem jüngst vergangenen heiligen Frohnleichnamsfeste Beichte und Absolution gepflogen hat. Was aber weiß die Kirche von jener Mademoiselle Zephyrine anders, als daß sie eine fremde Abenteurerin, eine Deutsche und somit vielleicht eine calvinistische oder lutherische Ketzerin war, oder daß sie gar jener russisch-griechischen Kirche angehörte, welche auf Tausende und aber Tausende unserer römisch-katholischen Brüder und Schwestern in Polen einen tyrannischen Druck ausübt und selbst das heilige Asyl der Kirchen und Klöster unsers Glaubens verletzt? Was wissen wir mehr von ihr, als daß sie ein schnödes üppiges Sündenleben geführt hat und belastet mit den Greueln des Ehebruchs und der Unzucht in die ewige Verdammniß hinüber ging?!...."

Der Fürst wandte dem Archidiakon voll gehässigem Ingrimm den Rücken. „Ich habe mit diesem Herrn kein Wort mehr zu verbrechen, aber ich richte an Sie, Herr Unterpräfekt, die Frage: soll den irdischen Ueberresten der Mademoiselle Zephyrine weniger

Recht eingeräumt seyn, als denjenigen des Herrn v. Bri-deuil?"

„In der That, Monseigneur! Die Gesetze verbieten die öffentliche und feierliche Bestattung von Selbstmördern, . . . und da nach der allgemeinen Annahme des Volks und nach der öffentlichen Meinung hier ein solcher Selbstmordsfall vorliegen soll und das Gegentheil noch nicht bewiesen ist, — da ferner, wie Sie so eben hören, die Kirche sich gleichsam von dieser Person losgesagt hat, — so bin ich kaum mehr im Zweifel, daß die Auffassung der maßgebenden Behörden dahin gehen wird, jeder Gelegenheit zu einem öffentlichen Aergerniß vorzubeugen und die bestehenden Gesetze in ungeschmälerter Geltung zu er-halten."

— „Ah, natürlich!" sagte der Fürst mit schneidendem Hohne, „das begreift sich. Eine Regierung, welche sich auf die Massen stützt, deren Votum sie durch die Kirche erkaufte, muß Zugeständnisse an die Kirche und den Aberglauben machen. Eine Regierung, die keine eigene Ehre, Gerechtigkeit und Ehren-haftigkeit besitzt, muß solche wenigstens heucheln . . . ."

„Monseigneur, Sie vergessen sich und was Sie dem Lande schulden, dessen Gastrecht Sie genießen . . . man wird Sie dafür zur Rechenschaft ziehen!" . . . .

— „Wohlan, lassen Sie mir meine Pässe visiren, Herr Unterpräfekt, denn es ist mein dringendes Anliegen, nicht länger das Gastrecht dieses Landes und den Schutz so musterhafter Ge-setze zu genießen!" sagte der Fürst mit einer Würde, die selbst seinen Gegnern imponirte. „Aber Sie werden mir, der ich mich zum Vertreter der Angehörigen von Mademoiselle Zephyrine aufwerfe, das Recht nicht bestreiten wollen, ihre Leiche einbalsa-miren und in irgend einer Stadt des Auslandes beerdigen zu

lassen, wo mehr Duldung und christliche Milde zu finden ist, als hier in dieser Stadt, welche an der Spitze der Civilisation zu stehen beansprucht!" Damit wandte er diesen Herren den Rücken und schritt in das Nebenzimmer, wo man ihn rufen hörte: „Schickt nach dem Doctor Vidal, daß er die Leiche einbalsamire, und bereitet alles zur Abreise — wir verlassen Paris schon morgen!" —

Dem reich geschmückten Sarge des Vicomte Eugen de Brideuil folgte ein unabsehbarer Zug von Equipagen aus dem Faubourg St. Germain nach dem Friedhofe des Père Lachaise, denn die legitimistische Partei, welcher seine Familie angehörte, zählte eine Menge von seinen Verwandten unter sich. Ein junges siebzehnjähriges Mädchen, die Tochter eines reichen Müllers und Getraidehändlers aus der Provinz, welcher sich im Faubourg St. Honoré zur Ruhe gesetzt hatte, betrauerte seinen Tod als unglückliche Braut jetzt hinter Klostermauern bei den Schwestern vom heiligen Herzen Jesu. Aber die Wägen der Aristokratie vom alten Schrot und Korn waren leer, wie die Herzen ihrer Besitzer, — man hatte sie nur der Form wegen mitgesandt, — und nur ein kleiner Kreis von Freunden sammelte sich um das Grab, welches Herr v. Guenon einsegnete. Die Demonstration oder vielmehr die gelegentliche ernste Mahnung an Herrn v. Brideuil's Alters- und Standesgenossen unterblieb jedoch, allein nicht sowohl aus Furcht vor der Polizei, als vielmehr aus sehr naheliegenden Gründen, weil der Archidiakonus, nachdem er sich von der Richtigkeit der Behauptung des Fürsten, daß Herr v. Brideuil ein Affiliirter der geheimen Polizei gewesen, vergewissert — plötzlich durchaus kein Interesse mehr fühlte, für die Tugenden des Entschlafenen oder Erschlagenen eine Lanze zu brechen oder eine oratorische That zu begehen.

Dagegen folgte ein anderer Zug von öffentlichen Miethkutschen und Privat-Equipagen voll reichgeputzter Damen in der elegantesten Trauer von Atlas, Taffet, schwarzem Barège, Cachemir, Aléppine und schwarzen Blonden eines Abends einem Leichenwagen, welcher sich von der Rue Navarin durch die Straßen La Tour d'Auvergne, Bellefond und Lafayette nach dem Nordbahnhof bewegte. Dieser Leichenwagen enthielt den Sarg mit der einbalsamirten Leiche der armen Zephyrine-Käthchen, und war umgeben von der gesammten Hausdienerschaft des Fürsten Suckinsinow und dem gesammten Stallpersonal des Circus. Vier „Künstler" des Cirque hielten die Zipfel des Leichentuchs, und der russische Pope segnete die Leiche auf dem Bahnhof ein, ehe sie dem Zuge übergeben wurde, welcher sie entführte. Die eleganten Damen, welche sämmtlich ausgestiegen waren und der Einsegnung des Sargs anwohnten, weinten sehr viel, — es gibt ja Gesichter, welche der Schmerz adelt, — und zeigten auch nachher bei der stillen Messe in der Kirche des heiligen Vincenz von Paula, welcher sie insgesammt anwohnten, die tiefste Andacht und Zerknirschung. Dieses Ereigniß hatte eine Menge Zuschauer herbeigezogen, die sich mehr mit den schönen Equipagen und eleganten Damen, als mit dem ernsten Vorfalle beschäftigten, welcher den Aufzug veranlaßt hatte. Das Gold des Fürsten, der übrigens bereits nach Brüssel abgereist war, schien schließlich noch alle Schwierigkeiten und Bedenken von Seiten der Kirche wie der Polizei beseitigt zu haben, und die Damen des Quartier de Breda bewiesen, daß sie eben so viel Takt als kameradschaftlichen Sinn hatten. Es herrscht ein gewisser Geist der Solidarität unter den Damen der Demimonde, der sich namentlich da nicht verleugnet, wo es gilt, ein öffentliches Zeugniß von Zusammenhalten abzulegen.

Ein kostbares Mausoleum in einem fernen fremden Lande überwölbt die irdischen Ueberreste der armen Kunstreiterin, ohne sie jedoch der Vergessenheit entreißen zu können. Wer weiß, ob Fürst Timothei Alexiewitsch nicht noch bei eigenen Lebzeiten vergißt, daß er einst einen menschlichen Papagei Namens Zephyrine fütterte, deren Bild von Winterhalter's Meisterhand gemalt neben demjenigen seiner Reit- und Rennpferde in seinem Salon prangt! Aber nach seinem Tode wandern diese Bilder entweder in eine Familien-Gallerie oder auf den Trödelmarkt, und das marmorne Mausoleum wird abgetragen oder verwittert unter den Schneestürmen des nordischen Winters! — Vanitas, vanitatum vanitas!

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Die historischen Folgen des Attentats.

Unter den Kolonnaden des Palais Royal ist eine Kunsthandlung von Martin, welche sich beinahe ausschließlich mit der Spezialität von Landkarten befaßt. In diesen Laden trat eines Tages ein Herr von etwa vierzig Jahren, dem trotz seines sehr eleganten Civilanzugs unschwer der höhere Militär anzusehen war. Er ließ sich ohne Umstände vor einem der kleinen Marmortische in einem Fauteuil nieder, und gab dem Commis, der ihn bediente, einen langen Zettel mit Bezeichnungen von Landkarten, die er zu sehen wünschte. Der Commis legte ihm diejenigen vor, welche er vorräthig fand, und bedauerte, diejenigen nicht zu besitzen, welche er roth anzustreichen sich erlaubt habe.

„Wie?“ rief der Herr ungeduldig; „Sie haben nicht einmal die Generalstabskarten von Deutschland und Oberitalien? Das ist eine unverzeihliche Fahrlässigkeit!“ Der Commis verbeugte sich und ging in den anstoßenden Salon, um dieses Urtheil dem Prinzipal zu hinterbringen.

In diesem Augenblick fuhr draußen vor der Kolonnade ein eleganter Stadtwagen an, aus welchem ein hochgewachsener Herr von etwa sechzig Jahren stieg, dem der Lakai dann voraneilte, und die Ladenthüre öffnete.

„Ah, guten Tag, Herr Marschall!“ begrüßte der erstgekommene Kunde rasch aufstehend den Ankömmling, dem er mit einer Mischung von Ergebenheit und kameradschaftlicher Freundlichkeit entgegentrat; „willkommen in Paris!“

— „Guten Tag, lieber Oberst!“ erwiderte der Angeredete; „seit Konstantinopel haben wir uns nicht mehr gesehen. Nun, haben Sie sich von den Strapazen des Krimmfeldzugs wieder erholt? Ihr Herren vom Geniecorps hattet dort eine schwere Zeit vor Sewastópol!“

„Eine ehrenvolle Mühe, Excellenz, die hoffentlich bald anderwärts wiederkehrt!“ versetzte Oberst Ducas mit bedeutsamem Nachdruck; „es liegt etwas in der Luft wie naher Krieg!“

„Stille, mein Freund! die Pekins brauchen das nicht zu wissen. Aber ich theile Ihre Ansicht, Oberst! wir werden keine lange Waffenruhe haben. Und Sie sorgen schon für die künftigen Eventualitäten, wie ich sehe: — Karten von Ober-Italien, vom deutschen Rheinland? Ah, Sie haben eine gute Spürkraft, Oberst. Aber ich vergesse, daß Sie ja ein Verwandter des Herrn v. Mocquard sind, der sich rühmen darf, der einzige Vertraute Sr. Majestät zu seyn . . . .“

Herr Martin war aus dem anstoßenden Salon seines Ge-

schäftslokals herangetreten und begrüßte die beiden höheren Militärs mit größter Unterthänigkeit. „Ich bedaure, Herr Oberst, daß wir Ihnen augenblicklich die gewünschten Generalstabskarten nicht vorlegen können," sagte er; „aber die österreichischen sind nicht im Handel zu haben und sehr schwer zu bekommen!"

— „Bah!" rief der Marschall; „um Geld kann man Alles erlangen. Sorgen Sie dafür, daß Sie dieselben bald bekommen, und lassen Sie sie vervielfältigen! Auch ich wünschte ein Exemplar davon zu haben — notiren Sie mich sogleich! Mein Name ist Achille Baraguay d'Hillier, Marschall von Frankreich!"

„Ah, welche Ehre!" rief Herr Martin und verbeugte sich noch tiefer.

— „Senden Sie mir diese Karten hier in meine Wohnung nebst einer quittirten Note, — ich werde von fünf Uhr an zu Hause seyn," sagte Oberst Ducas, und gab dem Buchhändler seine Karte.

„Und mir senden Sie die besten Reisekarten und Reisebücher über Italien in mein Hotel!" sagte der Marschall; „oder noch besser: lassen Sie mir dieselben in meinen Wagen legen, während ich mit dem Herrn Oberst ein wenig in den Gallerien flanire!" Und damit nahm er dessen Arm und sie gingen hinaus.

„Excellenz reisen nach Italien?" fragte Ducas.

— „Das ist meine Absicht, sobald ich Urlaub bekommen kann;" war die Antwort; „ich verschmähe es, müßig auf dem Pariser Pflaster zu liegen — ich muß immer etwas zu thun haben, obschon ich nicht studieren kann, wie Sie!"

„Dießmal habe ich auch keine Lust zu trockenen theoretischen Studien, Excellenz, sondern es drängt mich, Ihr Beispiel praktisch zu befolgen, Herr Marschall," versetzte der Oberst; „ich stehe im Begriff, einen mehrmonatlichen Urlaub zu Reisen in

Ober-Italien und am Rhein zu benützen, denn dort oder am Po wird es doch bald zu schaffen geben."

— „Ah! Sie haben wohl irgend einen vertraulichen Wink dieser Art erhalten, Oberst? Nun, rücken Sie heraus und vertrauen Sie meiner Diskretion!" sagte der Marschall. „Man munkelt so viel am Hofe und erfährt doch so wenig Zuverlässiges. Des Kaisers bekannte Verschlossenheit soll seit einigen Wochen noch zugenommen haben, und er brütet offenbar über Plänen, die eine Antwort auf jenes Attentat an der großen Oper sind. Nicht wahr?"

„Auf Ehre, auch ich weiß nichts Bestimmtes, Excellenz, denn Mocquard ist gegen niemanden zugeknöpfter, als gegen seine Freunde," gab der Oberst zur Antwort. „Allein gewisse untrügliche Anzeichen deuten doch auf Sturm und bezeichnen sogar die bedrohte Himmelsgegend, die ich mir nun genau besichtigen will. Der Kaiser, dem ich meinen Zweck speziell in meinem Urlaubsgesuch kundgegeben, hat meine Absicht gebilligt, und mir noch intime Aufträge ertheilt. Seine unmittelbaren Empfehlungen werden mir in Deutschland von so großem Nutzen seyn, als meine gründliche Kenntniß der deutschen Sprache."

— „Aber woraus schließen Sie, daß es dießmal gerade gegen Deutschland gehen wird, Oberst?"

„Haben Sie nie von dem Testament des ersten Napoleon, von dem intimen Vermächtniß von St. Helena, gehört, Herr Marschall?"

— „Oh, doch, doch, Oberst! aber ich habe darin nur ein Mährchen, die Erfindung irgend eines müssigen Kopfs gesehen. Der jetzige Kaiser ist eine allzuselbständige und geniale Natur, um sich an Vorschriften zu halten, die jetzt nach mehr als dreißig

Jahren und unter ganz veränderten Umständen kaum maßgebend seyn dürften!"

„Und doch ist sicher etwas an diesen Gerüchten, Herr Marschall! glauben Sie mir! Ich wenigstens bin überzeugt, daß ein solches Dokument existirt und sich — gleichviel ob echt oder unecht, — in den Händen Seiner Majestät befindet. Und gerade bei dem Fatalismus und der Zuversicht des Kaisers, bei dem Autoritätsglauben, womit er den großen Oheim und sein Beispiel beinahe abgöttisch verehrt, bei der Planmäßigkeit, womit seither alle seine politischen Kombinationen wie aus einem organischen Kern heraus sich entwickelt haben, möchte ich mich zu dem Glauben hinneigen, daß auch der neue bevorstehende Krieg, wie der jüngst siegreich beendigte in der Krimm, von diesem politischen Testament des ersten Kaisers eingegeben seyn wird."

— „Ah, die Sache wird interessant und bedeutend!" sagte der Marschall begierig; „und was besagt denn, wenn man fragen darf, jenes angebliche Testament Napoleons I.?"

„Es legt — so sagt man — seinem Nachfolger die Pflicht auf, zunächst Rußland zu demüthigen und zwar es an einem seiner Endpunkte und nicht mehr an seinem Herzen zu fassen; dann aber, nach Niederwerfung und Entkräftung dieses Kolosses, soll Oesterreich isolirt und seine Macht untergraben werden, um es in einem Kriege vollends nieder zu werfen. Und wenn dieß geschehen, wenn Englands Macht durch ferne Kolonialkriege gelähmt und Rußland durch innere Bewegungen beschäftigt seyn wird, soll Preußen niedergeworfen und zersplittert werden. Dann wird der Kontinent bezwungen und England isolirt seyn, und in vierter Linie muß der britische Leopard sich vor dem Adler beugen."

— „Fürwahr, in diesem Wahn ist Methode!" sagte der

Marschall lächelnd. „Und dießmal also geht es gegen Oesterreich? Aber wie? mit welcher Operationsbasis?“

Der Kaiser hat die Piemontesen in der Krimm etwas an Pulverrauch gewöhnt, und Victor Emanuel's breite Schläfe zuckt schon nach dem Lorbeer des Siegers und nach der dreifache Krone Italiens,“ versetzte der Oberst. „Ob er aber die Piemontesen oder die Südslawen gegen den österreichischen Doppeladler losläßt, so ist jedenfalls soviel gewiß, daß wenn die Kriegsfackel auch an der Drau und Save angezündet wird, ein längerer Krieg unfehlbar sowohl am Po wie am Rhein zu Verwickelungen führen muß, in welchen Frankreichs Waffen einen entscheidenden Ausschlag geben werden. Und ist der Ausbruch des Krieges länger zu verschieben, Herr Marschall? Ist unser Heer nicht förmlich trunken von dem Siegesbecher des Krimmkrieges? Hat die Kunde von dem jüngsten Attentat nicht in allen Kasernen zu Auftritten geführt, die nur mit Mühe zu unterdrücken waren? Die Soldaten waren ja kaum zu bändigen, und wenn irgend ähnliche Fälle wiederkehren, wird dem Kaiser kaum eine andere Wahl bleiben, als uns gegen den äußern Feind zu führen, wenn nicht gegen die Bourgeoisie und die Parteien?“

Der Marschall nickte gedankenvoll, und von seinen dunklen Augen blitzte etwas wie Freude. „Meiner Treu, Oberst! Sie sind ein ebenso guter Diplomat wie Ingenieur und Soldat!“ sagte er und drückte ihm lebhaft die Hand. „Wir müssen über diesen Gegenstand und das Vermächtniß von St. Helena noch mehr sprechen! Besuchen Sie mich dieser Tage — vielleicht reisen wir dann gemeinsam, und recognosciren den künftigen Schauplatz unserer Lorbeeren. Hier im Gedränge spricht sich schlecht davon und dort sehe ich den dicken rothen Prinzen kommen, dem ich ausweichen will. Auf Wiedersehen denn!“

Achtundvierzigstes Kapitel.

Herr v. Beaufort am Ziele seiner Pläne.

Wir müssen einen Rückblick thun, um uns nach dem kleinen Herrn v. Beaufort, dem die Versorgung seiner Nichte so viel Kummer verursachte, und seinen Angehörigen umzusehen.

Als die Nachricht von Paul's Flucht vom Schlosse und seinem angeblichen Anschlag gegen das Leben des Fräuleins v. Ronville zu den Ohren der Familie Beaufort gelangte, brach der kleine Gutsherr ganz zusammen und drohte förmlich den Kopf zu verlieren. Er wagte es gar nicht mehr, die Stiftsdame anzusehen, die ihn bei jeder Mahlzeit offen und unerbittlich neckte.

„Habe ich Dich nicht vor den Ketzern gewarnt?" pflegte sie zu sagen. „Habe ich Dir nicht oft genug gesagt, diese Engländer seyen Barbaren? Aha, Herr v. Beaufort! werden Sie sich noch einmal um einen Engländer als Gatten für Ihre Nichte umsehen?"

Der kleine Mann war wie umgewandelt; er gab sein Affenthum englischen Wesens auf, er hieß seinen Diener nicht mehr ‚Sfammaß' anstatt Thomas; er that sich nichts mehr auf seine unnachahmliche Geschicklichkeit im Aussprechen des weichen englischen th zu gut, und man hörte ihn mehr als einmal sagen, er sey fest überzeugt, daß diesen Herbst bei den Rennen von Lamarche ein französisches Pferd den Preis gewinnen würde, obschon seither alle derartigen Siege nur den englischen Rennern vorbehalten geblieben waren; er schimpfte nach Herzenslust über die Engländer und ihre Politik, er entäußerte sich aller Gegenstände und Waaren von englischem Fabrikat, und affektirte die

größte Begeisterung für die französische Industrie und deren Gedeihen. Allein dieß alles war nicht hinreichend, um die nörgelnde verbitterte Stiftsdame zu versöhnen und seinen Fehler in ihren Augen abzubüßen; sie schonte ihn deßhalb um kein Haar weniger, und Herr v. Beaufort litt sichtlich unter ihren triumphirenden Anspielungen und unerbittlichen Schraubereien. Endlich konnte er es nicht länger ertragen, schützte daher Geschäfte vor und entwich sogleich nach Beendigung der Erntegeschäfte nach Paris.

Eines Tages ritt er mit einem alten Bekannten in den elysäischen Feldern spazieren; da bemerkte er einen jungen Mann von Stande auf einem sehr hübschen Pferd, welcher seinen Begleiter freundlich begrüßte.

„Wer ist dieß?“ fragte er begierig; denn er war längst gewohnt, einen jungen Mann nie anders zu betrachten, als vom geschäftlichen Standpunkt aus, nämlich als einen Gegenstand der Heirathsspekulation.

„Jener dort? O das ist der junge Eugène de la Caillère. Kennen Sie ihn noch nicht? — He, Eugène!“ rief er ihm zu, und der junge Mann schwenkte sein Pferd und kam herbeigetrabt.

Die beiden Bekannten tauschten etliche gleichgiltige Bemerkungen aus, während der kleine Baron rasch im Geiste ein Inventar von sämmtlichen Eigenschaften und Reizen des jungen Mannes aufnahm. Was die letzteren anlangte, so war die Natur nicht allzu freigebig gegen ihn gewesen: sein Gesicht hatte die größte Aehnlichkeit mit dem Profil eines Pferdes; seine Nase war lang, vollkommen gerade und von den Augbrauen an bis zur Nasenspitze sehr breit und dick, seine Nasenlöcher standen weit offen, wie die Nüstern eines jungen Rennpferds. Seine zurücktretende Stirn bildete eine gerade Linie mit der Nase und

das noch stärker zurücktretende Kinn vervollständigte den pferdemäßigen Charakter dieses Profils. Seine grauen Augen waren klein und blöde, das Haar kraus und gelockt; aber auf demselben saß ein tadelloser Castorhut. In allem Uebrigen war er nach der neuesten Mode gekleidet, trug vorzügliche Wäsche, einen Frack, den der erste Kleiderkünstler der Rue de Vivienne gemacht hatte, ein dünnes Malaccarohr mit einem goldenen Knopf und einer prächtigen Camee darin; patentlederne Stiefel und Pinetsche Handschuhe vom zartesten strohgelben Kitzchenleder.

„Er ist dumm, aber vornehm, er ist sogar distingué," sagte Her[illegible]fort zu sich selbst, als der junge Mann weiter r[illegible]. Nun aber schätzte Herr v. Beaufort nächst einem anständigen Vermögen an einem jungen Manne nichts so sehr, als daß er „distingué" war.

„Nun, mein Lieber, wie finden Sie ihn?" wandte sich sein Begleiter, Herr du Merlet, an den kleinen Baron; „dieser junge Mann da ist eine vorzügliche Parthie — il est délicieux, il est délicieux, il est délicieux!" rief er entzückt und küßte die Fingerspitzen seiner Hands[illegible]he enthusiastisch.

„Ah! in der That! aber er sieht etwas beschränkt aus!"

„Das ist er keineswegs;" erwiderte Mr. du Merlet, „er spricht Englisch und spielt Clavier wie ein zweiter Kalkbrenner. Seine Mutter ist eine alte Freundin von mir."

„Ah! das ist etwas anderes!" sagte Herr v. Beaufort nachdenklich und setzte mit einem ängstlichen Blick auf seinen Gefährten hinzu: „Hat er einiges Vermögen?"

„O ja, eine Rente von 15,000 Francs jährlich;" erwiderte Mr. du Merlet so oben hin.

„Ah, das läßt sich hören!" meinte der kleine Baron, „mit weiteren 10,000 Francs . . . ."

„Könnte er leicht sich in den Ehestand hineinwagen, nicht wahr?“ fiel ihm Mr. du Merlet in's Wort. „Sehen Sie, darauf geht auch Eugène gegenwärtig aus: er sieht sich nach einer Frau um!“

Herr v. Beaufort stieß unwillkürlich einen Seufzer aus, worin sich sein gepreßtes Herz entlud. Was er schon so lange suchte: un parti distingué für seine Nichte, das spielte ihm der Zufall hier plötzlich ungesucht in die Hände. Wie er dem jungen Herrn mit dem Pferdeprofil so sympathisch nachblickte! Wie er ihn bereits zu lieben begann! Allein der kleine Baron kannte sein Spiel, verrückte den Standpunkt des Gespr[illegible] ritt eine Weile gedankenvoll neben seinem Bekannten hin. Eine elegante Barouche fuhr an ihnen vorüber, in deren Fond eine junge Dame schmachtend hingegossen lag.

„Du lieber Himmel!“ rief der kleine Baron und affektirte eine große Ueberraschung; „welche Aehnlichkeit mit unserer Clothilde.“

Es war nicht mehr Aehnlichkeit zwischen der so eben gesehenen Dame und Herrn v. Beaufort's Nichte vorhanden, als zwischen einem Elephanten und einer Zwiebel; allein es paßte in den Kram des kleinen Mannes, eine derartige Vergleichung anzustellen.

„Ah,“ rief Mr. du Merlet; „Sie reden von Ihrer Nichte? Wie geht es Mademoiselle? Eine sehr reizende junge Person!“

„Ja, ganz gewiß; aber Sie haben sie seit zwei Jahren nicht mehr gesehen, mein Lieber,“ rief Herr v. Beaufort, und seine Augen glänzten. „Sie ist nun eine ganze junge Dame! Sie ist reizend — délicieuse, délicieuse, délicieuse!“ und er ahmte unbewußt die enthusiastische Geberde seines Begleiters nach.

Mr. du Merlet blinzelte und sagte lauernd: „Ah, das gäbe am Ende eine kapitale Partie für Eugène de la Caillère!“

„Fürwahr, ein trefflicher Einfall!“ rief der kleine Baron beifällig, als ob ihm dieser Gedanke noch gar nie gekommen wäre.

„Sie ist talentvoll, natürlich, sonst wäre sie ja kein Glied ihrer Familie . . . .“

„O ja, sie spielt himmlisch Clavier. Sie ist jung — erst 18 Jahre alt — frisch wie eine Rose, hat erst eine einzige Saison in Paris mitgemacht und ist nicht ohne Vermögen, wie Sie wissen . . .“

„Pardon! ich habe nicht die Ehre, die Verhältnisse von Mademoiselle Clothilde zu kennen . . . .“

„Je nun, das liebe Kind besitzt bereits eine Rente von 10,000 Francs und eine anständige Mitgift,“ entgegnete der kleine Baron. „Unser Vermögen fällt natürlich nach unserem Tode ebenfalls ihr zu . . . .“

„Ah, gehen Sie, Baron! Wie wollen Sie schon an Ihre Erben denken? Ein junger Mann wie Sie! Wer wird da an den Tod denken?“ sagte Mr. du Merlet.

„Bah, wir müssen ja Alle sterben!“ meinte Herr v. Beaufort mit heroischer Resignation.

Die Unterhaltung nahm abermals eine andere Wendung; aber am Ende der Allee, wo sich die beiden Herren verabschiedeten, äußerte Mr. du Merlet mit einem bedeutsamen Blicke: „Ich werde wahrscheinlich heut Abend nach dem Faubourg St. Germain gehen, denn es ist der Abend wo Madame de la Caillère empfängt, und sie hat mich gebeten, gelegentlich bei ihr vorzusprechen. Ich werde, wenn Sie es mir erlauben wollen, ein Wörtchen von Ihrer Nichte fallen lassen!“

„Sie sind sehr liebenswürdig, mein Bester! Wenn Sie es wünschen, so haben Sie unbedingt meine Erlaubniß!“ versetzte Herr v. Beaufort und versuchte so gleichgültig wie möglich zu erscheinen. Allein er ritt sogleich im Trab nach Hause und schrieb unverweilt an seine Familie, daß dieselbe nach Paris komme.

Einige weitere Unterredungen mit dem gefälligen Mr. du Merlet brachten die Sache so weit in's Geleise, daß die Komödie dieser Vernunftheirath unverweilt eingeleitet werden konnte, welche folgendermaßen spielte:

Die Kirche von St. Germain l'Auxerrois ist unter der vornehmen Welt in Paris zur Veranstaltung von Zusammenkünften dieser Art, wo heirathslustige junge Leute sich gegenseitig sehen können, ohne sich etwas zu vergeben oder Verpflichtungen einzugehen, ganz besonders beliebt, denn sie liegt in dem Faubourg St. Germain und hat ganz passende Reihen von dicken Pfeilern. Die Stiftsdame und Clothilde, welche letztere zu dieser Gelegenheit ganz besonders elegant herausgeputzt war, knieten eines Morgens höchst andächtig auf dem hölzernen Betschemel vor einem Seitenaltar, und die Stiftsdame hatte die Vorsicht gebraucht, ein kleines seidenes Kissen für ihre hochadeligen Kniee mitzubringen. Hinter einem nahen Pfeiler sah man Mr. du Merlet und den jungen Eugène de la Caillère mit der unbefangensten Miene von der Welt lehnen, obwohl beide im größten Geschäftseifer waren.

„Haben Sie Ihre Lorgnette bei sich, Eugène? fragte Mr. du Merlet.

Eugène bejahte.

„Wohlan, so sehen Sie einmal etwas nach rechts und sagen

Sie mir, wie Ihnen die reizende junge Dame gefällt, welche dort kniet?"

Eugène klemmte sich den Zwicker in's Auge, blickte hin, irrte sich aber in der Person und starrte entzückt ein hübsches Mädchen an, das dicht neben Clothilden kniete. „Ah! sie ist reizend, sie ist himmlisch!" flüsterte er; „ein Engel von einem Mädchen!"

Mr. du Merlet war zwar angenehm überrascht von dem unerwartet tiefen Eindruck, welchen Clothilde auf seinen jungen Freund machte, meinte jedoch in Gedanken, dieser Enthusiasmus gehe zu weit, allein man müsse der Jugend etwas zu gute halten.

„Sie ist allerdings ein sehr hübsches kleines Ding, und ich freue mich, daß sie Ihnen gefällt; sie ist die Nichte eines meiner intimsten Freunde und eine sehr gute Partie — von vortrefflicher Familie, 10,000 Francs Rente, eine stattliche Mitgift und dereinst noch ein schönes Vermögen zu erwarten!"

Eugène de la Caillière steckte sich den Zwicker fester in's Auge und betrachtete mit noch innigerem Interesse die hübsche kleine Unbekannte.

Mittlerweile flüsterte die Stiftsdame Chlotilden zu: „Gib Dir Mühe, interessant auszusehen, mein Kind. Ich sage Dir, Du wirst beobachtet. Erhebe Dein Köpfchen ein wenig. Halt, nicht zu viel; — so!"

Clothilde blickte über ihr Meßbuch hin mit einem leeren Lächeln und nahm den Ausdruck einer engelhaften Unschuld und Unbefangenheit an, fragte aber dennoch mit tiefem Interesse: „Wer beobachtet mich denn?"

„Ein junger Mann, der von Deinen Reizen und Talenten gehört hat."

„Wer ist er denn? Wo ist er?"

„Nimm Dich in Acht, laß ihn nicht bemerken, daß Du ihn siehst. Er steht dort hinter jenem Pfeiler zur Linken, dicht neben Mr. du Merlet."

Clothilde legte möglichst viel Seele in ihre kleinen leeren Aeuglein und warf einen flüchtigen Blick nach dem jungen Herrn mit der Pferdephysiognomie. Kaum aber hatte sie dieß gethan, so stand die Stiftsdame rasch auf und flüsterte: „Hast Du ihn nun gesehen? Nun denn, so laß uns gehen!"

Die Stiftsdame und Clothilde verließen die Kirche und entfernten sich in der einen Richtung, während du Merlet und Eugène in einer andern davon schlenderten. Die Stiftsdame neigte sich zu ihrer Nichte herab, heftete einen forschenden Blick auf sie und flüsterte: „Der junge Mann ist ein Herr de la Caillère, — Vicomte Eugène de la Caillère — ein hübscher Name, nicht wahr?"

„Ein reizender Name," erwiderte Clothilde schmachtend.

„Er wird sich bald der Familie vorstellen lassen," sagte die Stiftsdame, und Clothilde erwiderte gehorsam:

„Ganz gut, liebe Tante." —

„Nun, Eugène, aufrichtig gesprochen, was halten Sie von Clothilde?" fragte du Merlet inzwischen seineu Begleiter.

„In der That, mein Herr, ihr Aeußeres hat mich vollständig überrascht," erwiderte Eugène: „ich fühle bereits das innigste Interesse für die junge Dame."

„Um so besser," meinte Mr. du Merlet; „es hängt nur von Ihnen ab, sie zu Ihrer Gattin zu machen."

„Wirklich? fragte Eugène, „o das wäre für mich ein unaussprechliches Glück!"

Herr du Merlet dachte zwar bei sich selbst: Der gute Junge

übertreibt ein wenig; beschloß aber doch das Eisen zu schmieden, so lange es warm war, und erging sich in einer enthusiastischen Schilderung der Vorzüge Clothildens und der angenehmen Verhältnisse ihrer Familie. —

Zwei Tage später wurden Herr Eugène de la Caillère und Mr. du Merlet unmittelbar vor Tische in den Salon des Herrn v. Beaufort eingeführt; Eugène war in großer Aufregung vor gespannter Erwartung, seine Schöne zu sehen. Man stellte sich gegenseitig geziemend vor; Clothilde machte bei dieser Gelegenheit einen großen Aufwand von Erröthen und gedankenlosem Lächeln; Eugène dagegen benahm sich ziemlich linkisch und verlegen, so daß ihm Mr. du Merlet zuflüsterte: „Sprechen Sie doch mit ihr! Spielen Sie doch den Angenehmen!“

„Aber sie ist ja nicht da!“ flüsterte Eugène.

„Seyn sie doch nicht so thöricht, Eugène!“ sagte Mr. du Merlet leise; „es ist ja die junge Dame auf dem Sopha!“

„Großer Gott, dann habe ich mich getäuscht!“ sagte Eugène wie vom Donner gerührt; „das ist nicht die junge Dame, die ich in der Kirche gesehen habe!“

„Einerlei!“ versetzte Mr. du Merlet, „jetzt ist es zu spät, um zurückzugehen. Es ist Ihnen nun nicht mehr zu helfen!“ — Mr. du Merlet brachte nun eine allgemeine Unterhaltung auf's Tapet, welcher sodann das Diner folgte; Mr. du Merlet und die Verwandten Clothildens gaben sich die größte Mühe, die beiden jungen Leutchen einander näher zu bringen, und Clothildens Munterkeit und schüchternes Entgegenkommen, sowie das Zureden der anderen bewirkten es endlich, daß Eugène sich einigermaßen mit seinem Schicksal aussöhnte. Der ganze Handel hatte seinen gewöhnlichen Verlauf. Clothilde ward der Madame de la Caillère vorgestellt und von ihr annehmbar gefunden, und

am folgenden Tage fand ein Familienrath zwischen Madame de la Caillère, Mr. du Merlet und Eugène statt, worin der letztere anfangs gegen diese Heirath zu protestiren suchte, bis er durch verschiedene Beweisgründe und Drohungen zum Nachgeben bewogen ward und Mr. du Merlet von dem Vicomte und seiner Mutter den angenehmen Auftrag erhielt, bei seinem kleinen Freunde um Clothildens Hand für Eugène anzuhalten. An einem bestimmten Abend fanden sich beide Familien auf dem Bureau des Notars der Madame de la Caillère ein und unterzeichneten den Heirathsvertrag, und drei Wochen später ward in der Kirche St. Germain l'Auxerrois die Trauung unter großem Pompe gefeiert, und Clothilde war nunmehr Vicomtesse de la Caillère geworden, und eben so glücklich, als ihr Oheim, der sich vor Vergnügen kaum mehr kannte, daß er auf solch erwünschte Weise seinen kleinen Liebling los geworden. Die Stiftsdame war mit ihm nun ausgesöhnt, denn Madame de la Caillère ist eine eben so leidenschaftliche Legitimistin wie sie selbst und gibt ihr an Adelstolz und Bigotterie nichts nach.

Der Vorhang fällt über diese Comödie, welche um kein Haar anders endet, als die meisten französischen Convenienzheirathen, von welchen neun unter zehn auf solche Weise geschlossen werden. Wir plumpen Deutschen aber wollen voll Inbrunst beten: „Vor diesen Bräuchen und allen andern ähnlichen fremden Uebeln bewahre uns, o Herr!“

Neunundvierzigstes Kapitel.

Im Staatsgefängniß.

Wir machen einen Riesenschritt, um zwei Jahre zu überspringen, und stehen inmitten einer Wüste von Dünensand still, um Athem zu schöpfen. Rings um uns her sehen wir nur eine glitzernde Wüste von feuchtem salzigem Sand, der an einigen Stellen sogar schlammig ist. Kein lebendes Wesen haust in diesem Sande, selbst die Krabben und andere kriechende Krusterthiere des Meeres kommen nicht so weit landeinwärts. Kein menschlicher Fuß hat hier seine Spur zurückgelassen, denn wehe dem Manne, der sich diesem trügerischen Elemente anvertrauen wollte, wenn ihn auch ab und zu die kleinen Salztümpfel mit ihren Rändern von krystallisirtem Boysalz locken würden. Jenseit der sandigen beweglichen Dünen aber dehnt sich in [illegible]abssehbare Weite das Meer hin, dessen hohe Springfluten bisweilen weit über den Dünensand hereinbrechen und ihn mit Tang bedecken, der dann liegen bleibt, sich in der Sonne schwärzt und verfault.

Diese gewaltige Wüste von Treibsand längs dem Meere hat nur eine einzige Oase, an welche sich eine fromme Legende knüpft. Als der Erzengel Michael vom Himmel herabflog, erblickte er den Erzfeind der Menschen, wie er auf einem hohen Felsenkegel stund, über Erde und Ocean hinschaute und sein weites Reich überblickte. Der Erzengel schwebte einen Augenblick über ihm, wie ein Falke über seiner Beute, stürzte dann rasch auf ihn herab, stieß dem Bösen seinen Speer durch die Schläfe und spießte ihn an den Berg. Dieser Berg nun ist, wie

die Franzosen sagen, der Mont St. Michel in der Bretagne. Aber die Engländer haben auch einen ähnlichen Berg, Mount St. Michael in Cornwall, und die beiden Nationen streiten sich um die Ehre des Ortes, wo Seine höllische Majestät durch den Kapitän der himmlischen Heerschaaren angespiest worden seyn soll. — Diese Oase ist nun eine schwarze Felsenpyramide, um deren Fuß sich eine dicke alte Mauer zieht, jedoch nicht zur Vertheidigung, denn welcher tollkühne Feldherr käme wohl je auf den Einfall, Truppen durch diese treulose verrätherische Wüste zu führen? Nein, die Mauer ist gegen die Wogen gerichtet, welche bisweilen, zur Zeit der Springflut, brüllend und schäumend herantosen und sich an dem ewigen Felsen brechen. Der Reisende betritt den umfriedigten Raum durch ein gewölbtes Thor und windet sich dann einen engen bedeckten Weg hinan, zu dessen beiden Seiten altväterische Häuser sich an den Felsen schmiegen und auf ein natürliches Pflaster von rauhem abschüssigem Felsgestein herunterschauen. In dem ganzen Orte ist keine Quadratruthe ebener Boden, und die paar unglücklichen Pferde, welche in St. Michel gehalten werden, kennen nur die Freuden einer gepflasterten französischen Landstraße oder einer fetten, feuchten, nachgiebigen Wasserwiese.

Ist man endlich auf dem schrägen, um den Felsen herumführenden Wege in Zickzack-Windungen hinaufgestiegen bis zur Höhe, so hält man müde und athemlos vor den festen, starken, gewaltigen Thoren eines — Gefängnisses. Ja, schmählich genug! ein Gefängniß steht nun da, wo die Altvordern eine Abtei und eine schöne Kirche errichtet hatten, die noch vorhanden ist und ihren schlanken gothischen Thurm weithin sichtbar wie einen Zeigefinger zum Himmel emporstreckt, — eine Kirche, zu welcher einst Tausende frommer Waller pilgerten, um das Wunder anzubeten, welches

der Erzengel hier verrichtet hatte, und an welches sie so überzeugt und innig glaubten, wie nur Bretonen glauben können. Es fragt sich nun, welches der Menschheit mehr Nutzen gebracht hat, die Abtei oder das Gefängniß?

Unter der Kirche ist eine Krypta, eine Gruft, finster, kalt, schweigsam. Ein einziger Streifen Sonnenlicht dringt, holder als eines Kindes Lächeln, durch das schmale Fenster in jener gewaltigen dicken Wand, und kämpft mit der Dunkelheit. Blicken wir hinunter, so entdecken wir allmählig die Umrisse von sechs oder sieben massiven schwerfälligen romanischen Pfeilern, welche die Wölbung tragen; und hat sich das Auge erst an die Dunkelheit gewöhnt, so dämmern noch andere von derselben Gestalt und Größe auf, welche gespenstig in jenen unbekannten Tiefen der Finsterniß sich verlieren zu wollen scheinen. Alles ist Stein, — nur kalter, harter, fühlloser Stein —, dröhnend unter dem Fuße, dämmernd über dem fröstelnden Haupte, der Hand begegnend, die umher tastet und nur eine kalte Feuchtigkeit an den Wänden verspürt. Dämmerung und Schrecken verschwistern sich hier mit Oede und Schweigen; kein lebendes Wesen scheint hier zu hausen — nicht einmal eine Maus oder eine Spinne; und selbst das Sonnenlicht, das sich stetig durch die blaue Oeffnung zwischen einigen Dutzend Quadratfuß kalten Mauerwerks hindurch ergießt, liegt in stillen unbeweglichen Streifen auf jedem einzelnen Pfeiler, und enthüllt bei dem einen die Hälfte des Schafts, bei dem andern das Piedestal, bei einem dritten das Kapitell dieser umfangreichen Massen.

Betritt man nun gar diesen Raum, so schrickt das Auge vor der Dunkelheit zurück, und das Ohr wird betäubt von der lautlosen Stille; bald aber sieht man mehr, und wenn man nun den Athem anhält und horcht, so kann man nicht weit von sich

einen schweren Seufzer vernehmen. Und dreht man sich dann um, so sieht man eine menschliche Gestalt auf einer in der Wand angebrachten Bank im Schatten des Fensters sitzen. Das Licht spielt gerade um ihren Kopf, und man gewahrt ein wohlbekanntes edles Gesicht mit stark markirten stolzen Zügen, welches sich über Segeltuchstreifen beugt, welche der Mann zusammennäht. Wie seltsam ist diese schweigende einsame Gestalt in ihrer Sträflingstracht, wenn sie so die Nadel führt und dabei denkt! Wie wenig passen diese regelmäßigen, edlen Züge voll Intelligenz, diese kleinen weißen Hände, diese wohlgeformten Glieder zu dem groben Anzug und der noch gröberen Arbeit!

Und dieser Gefangene ist Paul Montague, und diese Stunde des Verschwörers Erholung. Ja, täglich einmal erlaubt man ihm diese Abwechslung mit seiner eigenen Zelle, am Abend, wann all die anderen Gefangenen, deren Verbrechen nicht in die Kategorie der politischen Komplotte gehörten, in ihre Zellen oder Arbeitssäle zurückgebracht sind, und der Gefangene freut sich über diese Muße. Hier kann er zwischen diesen gewaltigen Pfeilern auf- und abgehen, an diesem träumerischen Orte träumen, kann sich hinsetzen und den blauen Himmel anstieren und sich vergebens nach der schmucken grünen Erde sehnen, welche er nun nicht mehr schauen darf! — Er kann an die Welt denken, die er einst haßte, als er frei war, und die er nun so sehr liebt! Ja von Zeit zu Zeit, nämlich ein- oder zweimal in der Woche, kommen vielleicht sogar Fremde hieher, um sich diesen sonderbaren Ort anzusehen; Mädchen in bunten Gewändern springen herein und prallen dann zurück vor Entsetzen über das, was nun gleichsam sein Lustgarten ist. Kein Wunder, sie kommen ja frisch aus der Freiheit und von einem glücklichen Leben; sie können lachen und plaudern über jene Schauer von Kälte und Dunkel-

heit, die er erdulden muß. Für sie bewegt sich noch die Welt, für sie wechseln Tag und Nacht, Sommer und Winter, und jeder Tag bringt ihnen etwas Neues. Für den Gefangenen aber ist Alles einerlei: die Welt ist für ihn eine Zelle oder diese düstere Gruft; in beiden herrscht den ganzen Tag hindurch die Dunkelheit, jeder Tag gleicht auf's Haar dem andern, und er hat nichts vor sich als sein eigenes verhaßtes Ich und die Erinnerungen an eine glücklichere Vergangenheit.

Oh, wenn er am Abend ein winziges goldenes Wölkchen an dem engen Fenster vorüberziehen, oder einen freien Vogel der Sonne entgegen durch die Lüfte fliegen sieht, was würde der arme Gefangene nicht geben, wie viel von seinem Ehrgeiz, von seinem Leben, um außerhalb dieser Mauern, jenseit dieser Thüren zu seyn, welche mit solchem dumpfen Schlag hinter dem Kerkermeister zufallen! — jenseit jener Schlösser, in denen der Schlüssel mit solch verzweiflungsvollem Knarren kreischt?

Zwei Jahre sind eine kurze Zeit. In unserer Jugend fliegen sie an uns vorüber wie ein Schatten von der Sonne, und wenn wir auch ein neues Lieb gewonnen, so haben wir doch kaum das alte vergessen. In mittleren Lebensjahren können wir nicht Geschäfte genug in zwei solche Jahre hineinzwängen, und sie sind zu kurz, um eine neue Spekulation darin auszuführen oder uns in irgend eine Mode-Wissenschaft hineinzuarbeiten. Im Alter bringen sie uns nur dem Grabe etwas näher und fügen zu dem Silber auf unserem Haupte nur noch mehr weiße Haare. Aber im Gefängniß, in einer einsamen Zelle, — da sind zwei Jahre gleichsam eine Lebenszeit!

Paul Montague saß nun schon zwei Jahre innerhalb dieser Mauern, und hatte sich noch nicht an die Kerkerhaft gewöhnt. Anfangs hatte er sich gegen die Gefangenschaft aufgelehnt, die

ihn wild und wüthend machte; er wollte die Unverschämtheit seiner Wärter nicht ertragen, und machte sie sich zu Feinden durch seine grimmigen Antworten. Aber man hatte ihn gezähmt durch Hunger, durch doppelte Ketten, durch Beschränkung der ihm gestatteten Körperbewegung; — und da er nun Andere nicht zerreißen konnte, wie ein wildes Thier im Käfig, so begann er sich selbst zu zerfleischen und verfiel in einen krankhaften Zustand von Reue, Selbstvorwürfen und Selbstverdammung. Selbst dieß konnte nicht über Tage und Nächte der Unthätigkeit hinüber währen, und endlich kam eine Ruhe über ihn, und er beschloß die Vergangenheit zu vergessen und seine Gedanken Dingen zuzuwenden, welche ihm in irgend einer fernen Zukunft nützlich werden könnten, denn Paul konnte die Hoffnung nicht fallen lassen, daß er bald freigegeben würde. Es war wenigstens eine Möglichkeit dazu da, und in einer solchen verzweifelten Klemme, wie die seinige, wird eine Möglichkeit, wie der Strohhalm dem Ertrinkenden, eine Hoffnung, — und eine solche machte er daraus.

Anfangs hatte er dringend um Bücher gebeten, wenigstens um eine Bibel; man gab ihm eine französische, erzbischöflich-approbirte Uebersetzung des neuen Testaments, aber er vermochte in dieser steifen vulgären Sprache nicht jene erhabenen Worte wieder zu erkennen, die ihn so oft getröstet hatten. Es fehlte in dieser Uebersetzung jene Einfachheit, welche das Geheimniß der Schönheit in dem heiligen Buche ist, und es währte lange, bis er begriff, daß es zuweilen gut sey, die Form zu wechseln, wo der Sinn derselbe blieb, damit wir nicht lernen sollten, in unserem Materialismus an dem einen zu hängen und das andere zu vergessen. — Alle weiteren Bücher aber wurden ihm verweigert, so lange er nicht die Besuche des Priesters annehmen wolle, und hiegegen wehrte er sich entschieden, weil er fürchtete,

noch solch ein liebenswürdiges Individuum kennen zu lernen, wie der Pfarrer von Ronville gewesen war. Zudem wußte er, daß der Zuspruch eines Priesters in seinem Falle gleichbedeutend war mit einem Bekehrungsversuch, und er wollte seinen Geist mit hohen und erhabenen Gedanken erfüllt halten und aller confessionellen Polemik ausweichen. Er wies daher den Priester ab und begnügte sich mit dem neuen Testament. Mit seinem natürlichen Geschmack für System sammelte er unter verschiedenen Kapiteln die mancherlei Texte, welche sich in den Aeußerungen unseres Heilandes auf einander bezogen, verglich sie, wog sie sorgfältig gegen einander ab und gelangte endlich, durch Zweifel und Schwierigkeiten, zu beruhigenden Schlüssen, welche für ihn ein großer Trost waren.

Aber ein chinesisches Sprüchwort sagt: „der Hund in der Hütte bellt seine Flöhe an; der Hund auf der Jagd fühlt sie nicht.“ Die Wahrheit dieses Spruches mußte auch Paul erfahren; seine gezwungene Muße, denn er konnte in seiner düsteren Zelle täglich kaum einige Stunden lesen, veranlaßte ihn zum Grübeln; alte trübe Erinnerungen stiegen in ihm auf und juckten seinen Geist wie Flöhe den Körper, und verursachten ihm ein unbeschreibliches Unbehagen. Und in was für eine Vergangenheit blickte er zurück! Eine Weile hielt er die Erinnerungen an sein ganzes späteres Leben geflissentlich von sich fern, und versetzte sich im Geiste zurück in jene glücklichen träumerischen Jugendtage, die er in Italien verlebt hatte, in jene schöne Lebenszeit, welche die Ferne nun all ihrer kleinen Bitterkeiten und Leiden entkleidet hatte; er versetzte sich zurück in seine jugendlich ehrgeizigen Bestrebungen, und seufzte bei dem Gedanken, wie hochfliegend dieselben gewesen waren, nnd wie gänzlich sie fehlgeschlagen hatten. Er vermochte zwar jetzt darüber zu lächeln, und

doch achtete er sie noch immer; allein es war ihm nicht mehr möglich, so kühn und eifrig, so rein und unlogisch zu streben wie damals. Wie sehr er aber auch träumen und sich in die ferne Vergangenheit zurückversetzen mochte, so mußte er doch unwillkürlich allmälig zu dem großen Wendepunkt seines Lebens zurückkehren, wo die Liebe an ihn herangetreten war. Solch' eine Erregung unserer innigsten heiligsten Gefühle ist immer ein großes Ereigniß in einem Menschenleben, — ein wirklicher Wendepunkt. Nicht als ob Paul nicht schon früher geliebt hätte! — nein, auch ihm waren schon in seinem Jünglingsalter hübsche frische Mädchen genug begegnet, die ihn momentan gefesselt hatten — schlanke, stattliche Engländerinnen mit großen mandelförmigen Augen und langen seidenen Wimpern, schmucke Cousinen von ihm, mit welchen ihn die Ferien oder der ländliche Aufenthalt in den Festzeiten oder während der Jagdsaison zusammengeführt hatte, oder auch andere junge und sehr einladende Misses aus guten Häusern, die er auf seinen Reisen ab und an irgendwo getroffen hatte. Aber solch eine junge Engländerin von heutzutage aus gutem Hause ist schon so welterfahren und aller Illusionen über Liebe bar, daß sie nur heirathen will, und den status nascens der Liebe in den Flitterwochen begehrt. Sie ist so gehorsam gegen die Mama, daß sie sich tief in's Herz schreibt, wenn diese ihr zuflüstert: „Laß diesen Mr. Montague, meine theure Angy; er ist nur ein jüngerer Sohn! Ja, wenn es sein älterer Bruder wäre, der Earl of Drymere, dann eher!“ Eine solche junge ‚forsche‘ Britin von wirklichem oder eingebildetem Stande wird eher, wann die Leidenschaft über sie hereinbricht, mit dem Lakaien ihres Hauses, mit ihrem Klavier- oder Zeichnenlehrer durchgehen oder einem fremden Abenteurer: einem französischen soi-disant Vicomte, einem angeblichen deutschen Baron, einem polnischen Grafen oder italie-

nischen Marchese zum Traualtar folgen, als die Bewerbungen eines anständigen Kaufmanns, Industriellen oder kleinen Rentiers ihrer eigenen Nation erhören! Rang und Geld, hoher Rang und viel, viel Geld und noch viel mehr Glanz und Ostentation — das sind die einzigen Ziele des Ehrgeizes der fast young english Ladies der Gegenwart, denen sie mit dämonischer Begier nachjagen, und mit eigensinniger Verblendung selbst bis in den Abgrund nachrennen! — Solche Dämchen hatte Paul ebenfalls kennen gelernt auf seinem Lebensweg und sie hatten oft einen flüchtigen Eindruck auf ihn gemacht; aber ihre berechnende Selbstsucht und ihr Eigennutz hatten seine Annäherung nicht geduldet oder nach den ersten Begrüßungen allzu frostig vermieden, als daß er ernstlich an eine Verbindung mit ihnen gedacht hätte, und er war zu ehrenhaft, um sich auf eine galante Intrigue mit denjenigen von ihnen einzulassen, welche „unabhängig genug" dachten, um solche heimliche Abenteuer nicht zu verschmähen, und deren es — wie die böse Welt sagt, — unter den gutgenährten, in starken Weinen und substantiellen, starkgewürzten Speisen schwelgenden Engländerinnen mehr geben soll, als unter den verschrieenen Französinnen! Darum hatten ihn die Britinnen seither kalt gelassen, und den ersten Begriff von all der sieghaften und tieferschütternden gewaltigen Macht der Liebe hatte ihm jene kleine Kunstreiterin beigebracht, jene reizende Zephyrine-Käthchen!

Welch eine seltsame Erscheinung im Menschenleben, daß so häufig die sinnliche Liebe die erste ist, welche der Mensch kennen lernt! Ist es die Gewalt der Leidenschaft, die fesselloſe Strömung, welche dieß verschuldet, oder spricht die Stimme der Natur überwältigender zu unseren Sinnen als zu unserer Seele? Ich weiß es nicht; aber so viel ist Thatsache, daß dieser hochfahrende stolze Engländer zum ersten Mal eine Ahnung von Liebe, von wirklich

überwältigendem Gefühl, von dem adelnden Etwas einer Frauenliebe empfand, als Käthchen nach jenem Geständniß ihrer Dankbarkeit für die Wohlthat, die er ihr in Leipzig erwiesen, an seinem Halse hing und seinen Mund mit Küssen bedeckte! Paul war darob beinahe erschrocken; Käthchens Ungestüm hatte ihn verblüfft und unbehaglich gemacht, und doch war selbst in dieser Aufwallung ihres Gefühls für ihn — wie streng es auch prüde Sittenrichterinnen verdammen mögen als ein unweibliches Betragen! — etwas so Reines, Kindliches, Zartes und Inniges gewesen, daß es an sein sittliches Gefühl mächtig appellirte und nicht an das Thierische in ihm, an die sinnliche Genußsucht! Der Widerwille, welchen ihm Käthchens Stand und ihr zugestandenes Verhältniß zu dem russischen Fürsten einflößte und dessen er sich niemals ganz zu erwehren vermocht hatte, wurden allmälig abgeschwächt und gemindert, als er Käthchen näher kennen lernte und in dieser Seele, die nie die Fürsorge einer tugendhaften Mutter gehütet und gebildet und geschmückt hatte, noch Eigenschaften und Reize und Vorzüge entdeckte, die die Tugendhafteste ihrer Schwestern geziert haben würden! Aber waren die Gefühle der Theilnahme, der Anerkennung, der Achtung selbst, ja theilweise der Bewunderung, die ihm dieses zwischen Stall und Strassfeil aufgewachsene Naturkind abnöthigte, wirklich Liebe? Wohl kaum, denn er fühlte selbst in den Stunden der innigsten Erregung seines Mitgefühls für dieses Mädchen immer noch etwas wie eine unübersteigliche Kluft zwischen Käthchen und sich; er empfand, daß sich zwischen seine Freude an ihr und sein herzliches Wohlwollen für sie ein Etwas einzudrängen drohe, das aus Käthchens eigenen Küssen und Blicken herausschlug wie ein zündender Funke, und dieß war die Sinnlichkeit. Und obwohl er kein Karthäuser war, erschrack er doch vor dieser Regung wie

vor einer Versuchung; er ahnte, daß seine Begier keinen Widerstand finden würde, und es graute ihm davor, sich gleichsam den Lohn der Wohlthat, die er Käthchen einst uneigennützig erwiesen, selbst zu nehmen. Er gedachte seiner Mutter und was diese von ihm denken würde, wenn sie erführe, was Käthchen einem Andern war; er fühlte deutlich, daß er sie seiner Mutter niemals als Tochter würde zuführen dürfen; er ahnte, daß er Käthchen nicht zu sich emporziehen konnte, und er bebte zurück vor dem Gedanken, daß sie ihn dann zu sich herabziehen könnte. Und von diesen Ahnungen und Reflexionen erfüllt, hatte er stets den Kelch zurückgestoßen, nach welchem ihn oft so sehr verlangte, und er war vor einem Genusse geflohen, den ihm seine Einbildungskraft und sein glühendes Blut zuweilen mit solch verführerischen Farben ausgemalt hatten! — Dieß war der Schlüssel zu diesem räthselhaften Suchen und Finden, Abstoßen und Anziehen zwischen Käthchen und ihm! Und er selbst erschien ihr deßhalb nicht als „bougrement bête“, wie ihn ihre Kolleginnen wegen seiner Unempfänglichkeit nannten, sondern sie begriff den Adel seiner Seele, und es tagte in ihr, was sie von ihm schied, den sie liebte mit der ganzen unwiderstehlichen Gewalt ihres Seyns und Fühlens, und durch ihr ganzes Wesen ging jener Riß, der für sie endlich in der Morgue geendet hatte!

Und für Paul war es ein Glück gewesen, daß er Madeleinen gesehen und kennen gelernt hatte in einem Augenblick, wo ihm durch seinen Verkehr mit Käthchen das ganze süße Geheimniß der Liebe, der volle Zauber dieses verführerischen Räthsels aufgegangen war. Hatte Käthchen ihn die Seligkeit und Wonne der Liebe ahnen gelehrt, so war ihm in Madeleine de Ronville das Wesen nahe getreten, das seine Ideale von Neigung und Kultus der Herzen verwirklichen konnte. Der ahnungsvolle Einblick in

Madeleinens Wesens hatte ihm das Weib seiner Ideale gezeigt, wie er es sich von jeher geträumt und gewünscht hatte. Er lernte in ihr die tugendhafte Jungfrau von ebenbürtiger Bildung und gesellschaftlicher Stellung kennen, geschmückt mit einer Fülle geistiger Reize, während Käthchen doch mehr die pikante sinnliche Schönheit war. Die Vergleichung, zu welcher er sich aufgefordert fühlte, fiel zum Nachtheil der armen Kunstreiterin aus, und steigerte den Kampf in Paul's Gemüthe zur Krisis, und als Paul Montague erst in Madeleinens Augen zu lesen gewähnt hatte, daß auch er ihr nicht gleichgültig sey, als er die Naturgewalt seiner geistigen Wahlverwandtschaft erkannt hatte, welche Madeleinen und ihn allmählig und unsichtbar zu einander zog, da däuchte ihm seine Neigung für Käthchen vollends wie ein Vergehen gegen diese und ein Verrath an der reinen sittlichen Persönlichkeit des Fräuleins v. Ronville — und bald erfüllte Madeleine alle seine Gedanken, und Käthchens Bild verblaßte vor Madeleinens Gegenwart, um erst in der Einsamkeit des Kerkers wieder aufzutauchen und gegen Madeleinen in die Kampfbahn zu treten.

Es ist wunderbar, welch eine Fülle von Gedanken auch die sparsamsten Denker gerne, ja sogar mit Entzücken auf irgend ein bloses Frauenzimmer verwenden, das sie wirklich oder auch nur vermeintlich geliebt haben. Wenn die Richter nur die Aussagen der Zeugen, deren Worte, Blicke und unbedeutende Variation im Tone so genau abwägen würden, wie Liebende diejenigen ihrer Geliebten abwägen, so würden die Gerichtsverfahren zehnmal länger aber auch weit gerechter werden; wiewohl, um auf der Analogie der Liebhaber wirklich fortzufahren, bei diesen das Ergebniß so vielen Nachdenkens selten zufrieden stellend wäre. In Paul's Falle war es wenigstens sehr ermuthigend, denn diese beständige Umdrehung um den Angelpunkt seines eigenen Ichs

machte ihn krankhaft, und er kam zu den demüthigendsten Folgerungen und bildete sich unter Anderm ein, Madeleine habe endlich und zum wenigsten Antoine Legrand noch geheirathet, wo nicht noch etwas Schlimmeres. Dieser Gedanke verbitterte sein Gemüth, und brachte ihn oft dazu, an Käthchen zurückzudenken und sich zu sagen, daß diese seine Liebe nicht verrathen hätte, wann er die ihrige erwidert haben würde. Unter dem Eindruck dieser Ueberzeugung und im Schmerz um den vermeintlichen Verrath Madeleinens wandte Paul sich allmälig ganz von der Welt ab, und da er nun wirklich in einer religiösen Stimmung war, so kämpfte er gewaltig gegen diese Gedanken an und bemühte sich, diesen Frauenkultus zu vergessen und sich über jenen armseligen Schmerz getäuschter Neigung zu erheben. Allein des Mannes angeborne Schwäche und Selbstsucht waren zu stark für ihn, sobald er ganz sich selber überlassen war, und er kränkelte unter diesem Alpdrücken.

Mittlerweile war er in einen andern Kerker gebracht worden, und dieß that ihm gut; — es war eine Unterbrechung, eine Begebenheit in seinem eintönigen Leben. Da man ihm Papier und Tinte und Feder verweigert hatte, wie allen Staatsgefangenen von St. Michel, so machte er jetzt einen andern Versuch, sich geistig zu beschäftigen: er sammelte nämlich seine Gedanken in bestimmter Form, indem er sich bemühte, sie als Lieder bekannten Melodieen anzupassen und auswendig zu lernen. Anfangs ging dieß nur mühsam, denn Paul war kein geborner Dichter, aber es gelang besser, sobald Zeit und Nachdenken den in ihm schlummernden Genius mehr erweckten. Diese Reimereien in jedem Versmaaß beschäftigten und unterhielten ihn, und ob ihr poetischer Gehalt groß oder klein seyn mochte, so vergaß er darüber doch einigermaßen das bohrende Grübeln und die zweifelnden

Schlüsse, sowie die zerfleischende Beschäftigung mit seiner Zukunft. Und wenn er dann, vom Reimen und Denken müde, sich wieder seinen Erinnerungen hingab, so war es für ihn oft ein Trost, an das einzige Lied zurückzudenken, welches Madeleine ihm einst gesungen hatte, und Victor Hugo, der Dichter voll Wohllaut und tönendem Wortgepränge, war dann ein Ideal an Poesie für den armen Gefangenen.

So finden wir ihn denn eines Tages in seiner Zelle dasitzen, mit kurzverschnittenem Haar, in einer Blouse von Sackleinwand, über seine Handarbeit gebeugt, welche er, so grob sie auch war, erst nach langem Bitten und als besondere Vergünstigung erhalten hatte, und sehen ihn ab und zu durch das schmale Gitter nach den Wolken blicken, die über das Antlitz des Himmels hinzogen, wie flüchtige, trübe Gedanken über die Stirn einer Frau. Die Handarbeit, welche man ihm als große Gnade erst nach vielen Bitten übertragen hatte, war die Anfertigung von Segeln und Säcken!

Ein politischer Gefangener ist für den Direktor eines Gefängnisses stets ein Gegenstand großen Schreckens und beständiger Besorgnisse, denn der Gefangene wird beargwöhnt, daß er die unbedeutendsten Geräthe oder Werkzeuge, welche man ihm in die Hand gebe, zu einem Mittel der Communication mit seinen Freunden oder zu seiner Befreiung verwende. Paul's flehentliche Bitten um Arbeit waren verdächtig, so harmlos und wohlbegründet sie auch waren; die Arbeit mußte ihm ja die Gedanken beschwichtigen, und den Schlaf zurückbringen, der je länger desto mehr ein um so seltener Gast des Gefangenen war; Arbeit mußte ihm das befriegende Bewußtseyn geben, daß er sein Leben nicht ganz nutzlos verzehre. Allein es währte lange, bevor man seine Bitte erfüllte. Was für eine Arbeit konnte man ihm geben?

Ließ man ihn alte Schiffstaue zerfasern, so konnte er Stücke von dem schmutzigen Tau an seinem Leibe verbergen und eine Strickleiter daraus verfertigen, mittelst deren er entfloh. Ließ man ihn Säcke machen, so konnte er vorgeben seine Nadeln seyen abgebrochen, während er sie behielt und die Steine der Mauern damit herausbrach. Gefangene, die nach Freiheit dürsteten, haben dieß schon gethan und noch Wunderbareres. Allein Paul Montague, so sehr er sich auch nach Freiheit sehnte, war nicht so sanguinisch, all' seine Hoffnung und sein ganzes Dichten und Trachten auf solch' einen armseligen Zufall zu setzen. Er war zu dem vernünftigen Entschluß gekommen, lieber seine Haft sich leichter zu machen, als seine Energie an eine blose Möglichkeit von Befreiung zu vergeuden. Als man ihm sein Gesuch um Beschäftigung wiederholt abgeschlagen hatte, ward er traurig und kränklich, und seine alten Anfälle von Hypochondrie stellten sich wieder bei ihm ein; er ward seines nutzlosen Lebens müde und überdrüssig. Er wurde jedoch beobachtet, ohne daß er es wußte, und ein Einfluß, von welchem er keine Ahnung hatte, verschaffte ihm die gewünschte Arbeit, als man sah, daß ihn die Unthätigkeit aufzureiben drohte.

Wie fröhlich sang und summte er vor sich hin, als man ihm das erste Stück Segeltuch und die erste große Nadel mit grobem Bindfaden in die Hand gab! Er geberdete sich wie ein Kind mit seinem ersten Spielzeuge. Die Wirkung war eine rasche — nach dreitägiger Arbeit war er wie umgewandelt, nun ein ganz glücklicher Mensch. So saß er denn emsig über seiner armseligen Handarbeit, welche seines Verstandes und Charakters zwar ganz unwürdig, für ihn aber ebenso nothwendig war wie Nahrung und Licht. Heil der Arbeit! sie ist zwar Adam's Fluch, aber der Segen seiner Söhne!

So saß er eines Abends allein in seiner Zelle und nähte emsig, blickte aber von Zeit zu Zeit auf nach dem schmalen Streifen Himmel, welcher durch das Gitterfenster sichtbar war, und rief sich eine Scene in's Gedächtniß zurück, deren er sich gerne erinnerte: jenes Morgens nämlich wo er mit Madeleine in dem sonnigen Blumengarten Rosen gepflückt, wo er ihr eine halb erblühte Dijonrose gereicht und ihr versichert hatte, dieß sey ihr Ebenbild; er sah im Geiste noch ihr holdes Erröthen und erblickte ihr liebliches Gesicht vor sich; er gedachte wie sie ihn mit Blumen so beladen, daß er ganz davon bedeckt war; er sah im Geiste ihr süßes Antlitz zwischen den hohen Lilien, und in seinem Ohr klang ihr holdes silbernes Lachen wieder, und er war für eine Weile glücklich.

Da knarrte des Kerkermeisters Schlüssel im Schlosse und verscheuchte seinen süßen Traum. Er hörte Geflüster von Stimmen vor seiner Kerkerthüre und wähnte, man wolle ihn abholen. Hätte er aber durch die Thüre sehen können, so würde er nur bemerkt haben, wie der Schließer einen kettenbelasteten Gefangenen gewaltsam an den Schultern vorwärts stieß und den hülflosen Menschen mit bitteren Worten höhnte. Er hätte auch sehen können, daß der Gefangenwärter, nachdem er die Riegel geöffnet und den neuen Gefangenen in das Gewölbe hereingestoßen, sich den Anschein gab, als gehe er wieder hinaus und lasse den Mann hier allein, während er in der Wirklichkeit nur behend von einem Pfeiler zum andern huschte und sich in der Dunkelheit hielt, daß ihn der Gefangene nicht bemerken konnte.

Paul aber hörte nur einen schweren Tritt auf den Treppenstufen und Steinplatten, welcher das Echo des düsteren Gewölbes weckte. Der Schritt war langsam und schlürfend, als ob der neue Ankömmling sich tastend den Weg im Dunkeln suche, und

Paul hörte, wie er mit der Hand an der feuchten Wand hinfuhr und halblaut vor sich hinmurmelte.

Es ist irgend ein armer Mitgefangener! dachte Paul und wollte in Gedanken zu Madeleinen in den Garten zurückkehren, wie einer, der um Mitternacht erwachend, den Traum von seiner Geliebten weiter zu spinnen sucht. Allein umsonst — die Gestalt kam tastend und schlürfend immer näher und stand endlich dicht bei ihm. Der Ankömmling stieß einen lauten Schrei der Ueberraschung aus. Paul wandte den Blick von dem Himmel hinter dem Gitter auf diesen Schicksalsgenossen, dessen Züge er anfangs kaum zu unterscheiden vermochte, und die beiden Gefangenen starrten einander an.

„Wie ist mir? seh' ich recht?" hub der Neuangekommene mit einer Stimme an, die von langem Nichtgebrauch ganz heiser war; „mich dünkt, — ja mich dünkt, ich kenne Dich. Aber Du bist so sehr verändert und ich glaubte überdieß, Du seyest entkommen!" Er sprach mehr mit sich selber als mit Paul, den zwar die Stimme als bekannt anmuthete, der aber die entstellten Züge nicht erkennen konnte. — „Es könnte schier auffallen, Dich an diesem verfluchten Orte zu finden," fuhr der Fremde fort. „Heißest Du nicht . . . . laß doch sehen! — Blitz, wie mein Gedächtniß doch nachläßt! . . . . na, den Namen habe ich vergessen, aber Du bist ein Engländer, nicht wahr?"

„Allerdings," erwiderte Paul, erfreut über den Gedanken, hier einen alten Bekannten wiederzufinden.

— „Halt, sprich noch ein paar Worte. Ohne Zweifel entsinn' ich mich Deines Namens, wenn ich Deine Stimme höre!"

„Ich erkenne Dich nicht wieder," sagte Paul.

— „Ach ja, Du bist es, — Gott sey Dank, Du bist Montague — Paul Montague!"

„Ei gewiß! Und Du? wer bist Du?"

— „Ich hätte eigentlich nicht Lust es Dir zu sagen," erwiderte Ludowski; „denn wir waren früher nicht sehr gute Freunde. Aber hier sind wir beide Gefangene, und Du mußt jene Zeit vergessen."

„Ei seht doch! seyd Ihr es wirklich, Ludowski?"

— „Ja, ich bin's. Gib mir Deine Hand, Montague. Du hast immer ein gutes Herz gehabt — Du weißst nicht, was ich gelitten habe."

Paul schüttelte ihm warm die Hand — in der Freude einer solchen Begegnung vergaß er der Verachtung, ja des Eckels, den ihm dieser Mann einst eingeflößt hatte. Ludowski war in der That sehr verändert; sein dichter langer Bart, einst ein wohlgepflegter impérial (Knebelbart), überwucherte nun das halbe Gesicht. Die fahlen Wangen waren tief eingesunken und sein sonst so zuversichtlicher kühner Blick nun scheu und kriechend. Trotzdem war Paul froh, ein bekanntes Gesicht zu sehen; es war ein Strahl Sonnenlicht in sein finsteres Daseyn herein, und er schaute den Grafen an, wie man einen alten Busenfreund betrachtet, und geschwächt wie er war von der langen Haft, fühlte er Thränen in seinen Augen aufsteigen.

Plötzlich schallte ein gellendes höhnisches Lachen durch das ganze Gewölbe. Der Graf bebte zusammen und wurde noch weißer als zuvor; und auch Paul sah erschrocken auf.

„Gerechter Gott, was ist das?" flüsterte Ludowski voll Entsetzen.

— „Wie kann ich dieß sagen?" versetzte Montague; — „es kann Niemand außer uns beiden hier seyn und doch haben wir beide es gehört!"

„Halt! willst Du nicht hingehen und sehen, ob nicht... ob

nicht Jemand hinter diesen Pfeilern steckt? Die Einzelhaft hat mich so heruntergebracht, daß ich nicht hinzugehen wage! Geh' Du, aber geh' nicht weit von mir fort!" flüsterte Ludowski und zitterte wie ein erschrecktes Kind.

Paul ging hin und blickte hinter zwei oder drei Pfeiler, fand aber natürlich nichts, denn der Schließer, welcher noch anwesend war, hatte ihre Unterhaltung gehört und sich hinter die fernsten Pfeiler versteckt.

„Wer ließ Dich hier herein?" erkundigte sich Paul bei Ludowski, nachdem er wieder zum Fenster zurückgekehrt war.

— „Wer mich hereingelassen? Sag' lieber: hereingestoßen! Ein Unmensch, ein Ungethüm von einem Kerl, der selbst in der kurzen Zeit, seitdem ich hier bin, mich auf das schamloseste behandelt hat. Die Bestie verhöhnt und verlacht mich noch und murmelt mir Flüche und Verwünschungen in's Ohr. Aber da ist nicht zu helfen. Wie ich in Brest war, beschwerte ich mich einmal über die Grausamkeit eines dieser Burschen; aber ich fand bald, daß dieß unklug gewesen. Der Kerl hatte mich ganz in seiner Gewalt, und ließ es sich angelegen seyn, mich noch elender zu machen als vorher. Ich hab's ihm aber eingetränkt. Eines Tags konnt' ich es nicht länger ertragen, da warf ich ihn in eine Ecke und hämmerte mit meinen Handschellen auf seinem Kopf herum. Zum Glück für mich brachte ich ihn nicht um, aber er trat mir niemals wieder unter die Augen."

„Und Du? was geschah denn Dir dafür?"

— „Mir?" rief Ludowski; „mich schaudert noch, wenn ich nur daran denke. Drei Tage warf man mich in einen unterirdischen Kerker, in ein förmliches Verließ, worin das Wasser schier eine Hand hoch stand und das vom scheußlichsten Ungeziefer

aller Art wimmelte, so daß man mich mehr todt als lebendig herausziehen mußte."

„Wie lange bist Du schon hier?" fragte Montague.

— „Erst zwei Tage. Die Elenden nahmen sich die Mühe, mich bei meiner Ankunft auch noch zu belügen. Sie sagten mir, ich sei der einzige politische Gefangene hier, und nun senden sie mich expreß hieher, damit wir unsere frühere Bekanntschaft erneuern."

„Ich begreife es nicht, warum man — nach all den Vorsichtsmaßregeln die man mit mir vorgenommen, — uns beide in dieser Weise zusammenbringt. Wer war der Mann, der Dich hier einließ? Doch nicht der Gouverneur selber?

— „Ich glaube kaum; der Gouverneur müßte denn noch viel mehr von der Canaille an sich haben, als er haben sollte. Mich dünkt, es war ein gewöhnlicher Schließer, denn er trug wenigstens die Uniform derselben."

„Ich möchte wissen, ob es mein Schließer ist," sagte Paul; „wie sieht er denn aus."

— „Hm, seine Züge sind gerade nicht häßlich, aber er hat einen boshaften, listigen, verschmitzten Zug an sich — der Kerl ist ein ehemaliger Verbrecher, darauf wollt' ich wetten. Er trägt eine dunkelblonde Perrücke oder wenigstens einen krausen Schopf, der wie eine Perrücke aussieht, mit einer Locke auf der Stirne und einem großen rothen Bart. Du mußt ihn kennen, wenn Du ihn auch nur ein einziges Mal gesehen hast, denn er hat dunkle Augen und Augbraunen, die gar nicht zu der Perrücke passen."

„Aha, dann ist es nicht der meinige. Aber ich sah den Mann, den Du beschreibst, neulich einmal, als man mir einen andern Kerker anwies. Ich hielt ihn für den Inspektor oder

Untergouverneur oder sonst einen Mann von Gewicht, denn er verhörte mich über meine Gesundheit u. dergl.; und als ich um Schreibmaterialien bat, war er es wieder, der hieher kam und mir eröffnete, daß mir solche niemals verstattet werden würden. Er war im Grunde gar kein so übler Bursche für ein Gefängniß, zwar so finster und abstoßend wie die meisten dieser Kerkermeister, aber er enthielt sich wenigstens brutaler Aeußerungen."

— „Ah!" versetzte Ludowski gedankenlos, denn er blickte gierig auf Paul's Segeltuch, und nach einer Weile fuhr er fort: „Thut mir einen Gefallen, Montague!"

„Worin soll er bestehen?"

— „Laßt mich ein Wenig an Eurer Arbeit mithelfen, während ich hier bin," fuhr Ludowski fort. „Man will mir keine Beschäftigung geben, obschon ich zu wiederholten Malen darum gebeten habe. Ich würde Wunder-was um Arbeit geben, denn ich bin zuweilen meiner selbst so überdrüssig, daß ich mich gern an meinen Hosenträgern aufhängen würde, wenn ich nicht fürchten müßte, wieder abgeschnitten und auf's neue in jenen nassen Kerker geworfen zu werden."

Paul reichte ihm die Nadel und das Segeltuch; nun er Gesellschaft hatte, lag ihm nicht mehr so viel an seiner Arbeit. „Wie macht Ihr es denn?" fragte der Graf, welcher die Sache sehr ungeschickt angriff; „ich habe zum ersten Mal in meinem Leben eine Nadel und einen Zwirn zwischen meinen Fingern. Es wäre besser, man hätte uns im Kolleg etwas derartiges gelehrt, anstatt jenes unnützen Griechisch und Latein, das mir nie den mindesten Vortheil gebracht hat."

Paul lachte wirklich, als er die Arbeit dem Grafen richtig in den ungewohnten Händen anordnete, und Ludowski sagte: „Beim Himmel! seit zwei Jahren habe ich kein solch fröhliches

Lächeln mehr gehört wie dieses! Aha, nun begreife ich es; nun soll es gehen, alter Junge. Ich bin goldfroh, daß ich Euch hier getroffen habe; es wird mich auf einen ganzen Monat lang wieder bei gutem Muthe erhalten." — Ludowski's Anstelligkeit und natürliches Talent zur Ueberwindung von Schwierigkeiten setzte ihn bald in den Stand, rasch an der Sackleinwand fortzuarbeiten, und er ward darob ganz veranügt. — „Was zum Geier soll denn dieß geben?" fragte er.

„Einen Sack, vermuthlich," meinte Montague.

— „Ach ja, natürlich! Ich hatte ganz vergessen, daß es solche Dinge wie Säcke in der Welt gebe. Beiläufig gesagt, Montague, erinnert Ihr Euch jener Geschichte im ‚Monte Christo' von Alexander Dumas — Ihr habt ihn doch sicher gelesen? — jener Geschichte von dem Mann nämlich, der sich in den Sack des Todten steckte und in's Meer werfen ließ?.... Was für ein gewandter Lügner dieser Dumas ist! Ich habe oft über diese Geschichte nachgedacht, und selber einmal einen Fluchtversuch in Brest gemacht, der aber mißlungen ist, wie Ihr seht."

So plauderten sie. Ludowski war trotz aller neueren Erlebnisse seines angebornen Dünkels nicht ganz ledig geworden, und sprach nur meist von sich selbst und dem elenden Leben, das er seither im Kerker geführt hatte. Paul begnügte sich damit ihm zuzuhören, denn ihm war alles angenehm, was seine Gedanken von seinem eigenen Ich abwandte. Er hatte noch Hunderte von Fragen zu stellen, und wollte sich gerade nach Herrn von Coucy erkundigen, als der Schlüssel in der großen Thüre gedreht wurde.

„Stille!" flüsterte Ludowski; „man kommt. Nehmt die Leinwand zurück und arbeitet weiter. Stille; erinnert Euch, daß wir einander nicht kennen!"

Im nächsten Augenblick trat der Wärter ein, um Ludowski zu holen; es war der nämliche, welcher ihn gebracht hatte. Er gab keinen Ton von sich, sondern zerrte seinen Gefangenen barsch fort und bedeutete Paul durch ein Zeichen, zu bleiben wo er war. Als sie draußen waren, stieß der Kerkermeister sein Opfer mit solcher Derbheit vorwärts, daß Ludowski heftig gegen die Wand fiel. „Aufgestanden, elende Kreatur!" brummte der Wärter und stieß ihn mit dem Fuß gegen die Seite. Ludowski wandte sich gegen ihn und stierte ihn mit den Blicken eines bösen Hundes an; aber er besann sich sogleich wieder, denn die Furcht vor dem nassen Verließ schwebte ihm für immer vor.

Fünfzigstes Kapitel.

Kerkerschauer.

Als Paul in seine Zelle zurückkehrte, fühlte er sich glücklicher als jemals seit seiner Gefangenschaft. Er war auf einen Augenblick aus sich selbst herausgerückt worden. Die Einsamkeit ist ein Gift, das, wenn man es in kleinen Dosen nimmt wie Laudanum, einige Linderung von den Schmerzen des Lebens verschafft. Bekommt man jedoch davon zu viel, so stirbt man daran, wenn Einem nicht das Gegengift: Gesellschaft und Umgang, zeitig gereicht wird. Von diesem lethargischen Gift der Einsamkeit war Paul nun befreit. Er begann sich jedoch bald Vorwürfe über seine Thorheit zu machen, daß er den Grafen so viel von sich selber hatte reden lassen, während er ihm doch so viele Fragen zu stellen hatte. Vielleicht läßt man uns morgen

wieder zusammen, obschon mich dieß äußerst unwahrscheinlich dünkt, dachte er. Sicher ist es auch heute nur zufällig geschehen. Und doch bin ich bis zu dieser Stunde sicher der einzige politische Gefangene gewesen. Ludowski ist erst vor zwei Tagen angekommen, und so mag es wohl der Brauch seyn, daß man die politischen Gefangenen täglich auf eine kurze Zeit sich in diesem Gewölbe ergehen läßt. Jenun, dieß alles wird sich ja morgen zeigen; aber vermuthlich werden wir, wie es auch ganz natürlich ist, einen Kerkermeister bei uns haben.

Die Hoffnung auf eine neue Begegnung mit Ludowski verließ ihn nicht, und er bereitete sich eine Reihe delikater Fragen vor, die er an den Grafen richten wollte, namentlich in Beziehung auf die Anhänglichkeit, welche nach seinem Dafürhalten zwischen Madeleinen und Antoine Legrand bestand.

Der andere Tag kam und Paul, welcher die ganze Nacht nicht geschlafen, sondern über die verschiedenen Mittheilungen Ludowski's nachgegrübelt hatte, konnte vor Spannung und Ungeduld den Anbruch des Abends kaum erwarten. Er hatte sich gewöhnt, die Tageszeit nach der Höhe des Schattens an der Wand seiner Zelle zu bestimmen, und hatte mit seinen Nägeln in gleichen Entfernungen an derselben hinauf Kritze eingeritzt, denen er die Zahl der verschiedenen Stunden gab. Allein es konnte ihm heute selbst die Beobachtung dieses Stundenzeigers keine Beruhigung verschaffen.

Die gewöhnlichen Gefangenen vom Mont St. Michel werden in dem großen Rittersaale an Webstühlen beschäftigt. Obschon dieser Ort durch manchen langen Gang und viele feste Thüren von demjenigen Theil des Gefängnisses entfernt war, wo die politischen Gefangenen wohnten, so konnte Montague's ängstliches Ohr doch gerade noch schwach das Schwirren der Webstühle

unterscheiden. Endlich nach einem langen Tage hörte dieses Geräusch auf, und Paul wußte, daß die sehnlichst erharrte Stunde gekommen war.

Der Kerkermeister erschien, holte ihn wie gewöhnlich aus seiner Zelle ab, führte ihn durch lange düstere Gänge nach der Gruft und schloß ihn dort ein. Paul vermochte heute nicht zu arbeiten; ja er mochte nicht einmal zum Fenster hinaussehen. Der Streifen Himmel, den er von hier aus erblicken konnte, hatte sein Interesse für ihn verloren, so klar und blau er auch war. Er ging zwischen den Pfeilern auf und nieder und kehrte fortwährend wieder zur Thüre zurück. — Die Stunde erschien ihm so lang wie ein Tag.

Endlich kreischte der Schlüssel im Schloß, und um nicht allzubegierig zu erscheinen, blieb Paul nahe beim Fenster stehen. Allein er konnte sich nicht täuschen; der rüstige, wenn auch schwere Schritt verrieth keine Spur von Fesseln, und der Kommende war nur der Gefangenwärter. Dieser war ein gewöhnliches Menschenkind von dem französischen offiziellen Typus, der nichts weniger als ein liebenswürdiger ist; aber Paul hatte sich an das barsche Wesen der Wärter so gewöhnt, daß schon die wenigen gelegentlichen Gefälligkeiten des Schließers sein Herz gewonnen hatten.

Der Schließer faßte den Sack an, betrachtete ihn und sagte: „Ihr habt heute nichts gearbeitet. Wozu erlaubt man Euch alsdann ein solches Zugeständniß? Ich werde es dem Gouverneur melden, der Euch dann die Arbeit wieder abnehmen lassen wird."

„O nein, thut das nicht, ich bitte Euch!" flehte Paul inständig. „Ihr werdet mich in der That zu Grunde richten, wenn Ihr das thut. Glaubt mir, ich habe heute nur deßhalb

nicht gearbeitet, weil ich mir Bewegung machen mußte und lieber auf und ab ging. Ich will morgen doppelt fleißig daran arbeiten."

„Es hilft Euch nichts, ich muß es dem Gouverneur melden, der dann nach Gutdünken verfügen mag!" — Vergebens beschwor ihn Paul um Nachsicht. „Kommt!" sagte der Schließer ungerührt; „es hilft nichts, denn ich habe ohnedem die Weisung, Euch übermorgen die Arbeit auf jeden Fall wegzunehmen, gleichviel, ob Ihr daran schafft oder nicht. Ihr seht, ich kann Euch nicht helfen."

Paul grübelte in seiner Zelle lange darüber nach, und dachte: Man muß auf irgend eine Weise entdeckt haben, daß ich Ludowski daran arbeiten ließ. Und doch wie können sie dieß ermittelt haben? Sollte er so undankbar gewesen seyn, es seinem Wärter zu erzählen?

Eine ganze Woche hindurch ward Montague Tag für Tag zur selben Stunde nach der Gruft gebracht, traf aber Ludowski niemals daselbst. Dieser Ort selbst ward nun Montague nachgerade verhaßt. Es ermüdete und langweilte ihn mehr, hier müssig zwischen den Pfeilern auf und ab zu gehen, als in Gedanken versunken in seiner Zelle zu sitzen; und endlich sah er nur noch mit Grausen anstatt mit Freude der sechsten Abendstunde entgegen.

Eines Tages trat er wie gewöhnlich mit großem Widerwillen in das unterirdische Gewölbe ein und wandte sich plötzlich nach dem Fenster; da bebte er zurück, denn er sah auf der Steinbank die Gestalt eines Gefangenen zusammengekauert und heftig zitternd. Wer war es, und was konnte es bedeuten? Er trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter. Ein leiser unterdrückter Schrei entfuhr dem Gefangenen, welcher noch hef-

tiger zitterte als zuvor. Paul beugte sich zu ihm herab und erkannte mit Staunen in ihm Ludowski.

„Mein lieber Graf, was fehlt Euch?“ fragte er ihn freundlich.

Der Graf schlug sein Gesicht, auf welchem der Schreck und das Grausen tiefe Linien eingewühlt hatten, zu ihm auf, fuhr mit der Hand schwach über die Augen und seufzte: „Ach, Gott sey Dank! der Himmel sey gepriesen, daß Ihr es seyd, Montague!“

„Ums Himmels willen, was ist Euch denn, Graf? Seyd Ihr krank? was kann ich für Euch thun?“

Der arme Graf konnte einige Minuten lang nicht sprechen, während Montague seine Hand ergriff, ihm den Puls fühlte und doch nichts zu begreifen vermochte. Plötzlich schrie Ludowski auf „Dort, dort ist es wieder! Oh, oh!“ und verbarg sein Gesicht wider die Wand. Paul wandte sich um und wollte ermitteln, was den Armen so sehr erschreckt habe, sah aber natürlich nichts. — ‚Er ist im Delirium,‘ dachte er, ‚oder sein Verstand ist auf irgend eine andere Weise gestört worden.‘

„Verlaßt mich nicht!“ rief der arme Gefangene und klammerte sich an Montague's Blouse an; „ums Himmels willen verlaßt mich nicht!“

— Nein, mein Freund, ich will bei Euch bleiben,“ sagte Paul. „Aber benehmt Euch nicht so kindisch; richtet Euch auf und sagt mir, was Euch fehlt!“

Der Graf richtete sich auf und zog Paul neben sich auf die Bank. „Wie lange seyd Ihr schon hier?“ flüsterte er Montague ins Ohr.

„Ich? etwa fünf Minuten.“

— „Habt Ihr irgend etwas gehört oder gesehen?“

„Ich sah nur Euch und hörte unser beider Stimmen,“ sagte Montague.

Der Graf blickte beruhigter auf und meinte: „Es ist vielleicht nur ein Delirium gewesen: aber ich kann Euch nicht sagen, was ich in dieser vergangenen Woche ausgestanden habe. Den Tag, nachdem ich Euch hier getroffen, brachte man mich Abends sieben Uhr hieher, vermuthlich um die Zeit, da Ihr gerade weggegangen ward. Erinnert Ihr Euch nicht mehr, ein abscheuliches teuflisches Lachen gehört zu haben, als wir hier beisammen waren?“

„O ja, ich hörte es, aber ich sah Niemand hier; es ist vielleicht nur der Wind gewesen.“

Ludowski schüttelte den Kopf und seufzte: „Wollte Gott, es wäre der Wind gewesen und nichts Schlimmeres, wenigstens an jenem Tage. Aber zuerst müßt Ihr wissen, daß ich jüngst krank gewesen bin und daß die lange Kerkerhaft mich ganz entnervt und entkräftet hat. Ich war früher keine Memme, aber nun bin ich allzu elend und entmuthigt. Vor Fleisch und Bein würde ich mich nicht fürchten, aber jener, dessen höhnendes Lachen mich überall verfolgt, ist irgend ein übernatürlicher Feind, ein Teufel. Ihr wißt, ich habe niemals an Gott noch an den Teufel geglaubt; ich lachte über solchen Aberglauben, denn dafür hielt ich es. — Allein, mein lieber Montague, jetzt lache ich nicht mehr darüber. Wenn es keinen Gott gibt, so gibt es wenigstens irgend einen Teufel oder Dämon, welcher die Menschen auf der Erde quält.“

„Mein lieber Ludowski,“ erwiderte Montague, „wenn Ihr wahrhaft an Gott geglaubt und nach Eurem Glauben gelebt und gehandelt hättet, so würdet Ihr jenen Dämon nicht fürchten, welcher Euch zu verfolgen scheint.“

— „Ihr habt Recht, Freund! Seht, ich habe ein böses Leben geführt und nun Zeit gehabt, es zu bereuen. In Paris

wollte man mir nicht glauben, daß ich ein Gewissen habe; man hätte mich ausgelacht, wenn ich dieß behauptet haben würde. Allein ich kann Euch versichern, daß ich es nun zu meinem Entsetzen erfahren habe. Ich sprach Euch von jenem höhnischen Gelächter an jenem ersten Tage, wo wir uns begegneten — seht, dieß war nur der Anfang; ich hörte jenes Hohnlachen damals dreimal — hört Ihr? hört Ihr es wieder? da! da!"

Paul hörte es allerdings und unzweideutig, wollte aufstehen und sagte: „Da will Euch jemand zum Besten haben."

„Oh, bleibt, — ich bitte ich Euch. Ihr dürft mich nicht einen Augenblick verlassen; ich könnte es nicht ertragen," sagte Ludowski und zog ihn wieder auf die Bank zurück. — „Laßt Euch erst Alles erzählen," fuhr er fort. „Es kann keine Neckerei, sondern es muß ein Dämon seyn. Hört mich an! Am zweiten Tag weigerte ich mich, hieher zu gehen; aber der Schließer — jener Unhold mit dem Bart, der mich zu seinem Vergnügen mißhandelt und mit Füßen tritt — zwang mich hieher zu kommen. Wohlan, anfangs hörte ich nur das entsetzliche Lachen und versteckte mich in dieser Ecke; dann aber hörte ich gleich darauf eine leise zischende Stimme mich bei meinem Namen rufen. Nun aber weiß ich, daß wir hier gar keine Namen haben und nur mit unseren Zahlen gerufen werden; so konnte es also kein Gefangenwärter seyn. Wenn man mich Nummer Siebzehn gerufen hätte, so würde ich mir nichts daraus gemacht haben. Und dann, nach einiger Zeit ließ sich die zischende Stimme wieder hören und flüsterte mir zu: ‚Ludowski, Marie die Singerin ist todt' . . ."

— „Ah, ah!" rief Paul, selber betroffen; dann aber that er sich Zwang an und fragte: „Was sollte denn dieß bedeuten?"

„Das will ich Euch sagen, obschon es eigentlich ein Geständniß ist!" versetzte Ludowski mit eine mleisen Schauder. „Ich

habe ein wildes, wüstes Leben geführt, aber unter allen meinen losen Streichen bereue ich keinen so sehr wie diesen. Marie die Singerin war ein armes Landmädchen in der Bretagne, das ich verführte. Das arme Kind liebte mich, wie mich kein anderes Weib jemals geliebt hat, denn ich bin nur jenes einzige Mal um meiner selbst willen geliebt worden. Und dennoch war ich so herzlos und niederträchtig, sie zu verlassen. Nein, Freund, verdammt mich nicht, ehe Ihr mich ganz zu Ende gehört habt! Könnt Ihr Euch noch eines Fräuleins von Ronville entsinnen, die Ihr in Paris getroffen habt?" (Als ob sich Paul nicht noch deutlich jedes einzelnen Umstandes jener ersten Begegnung erinnerte.) „Jenun, dann wißt Ihr ja auch, daß ich mit dem Fräulein verlobt war: und ich liebte sie wirklich, obschon ich gestehe, daß ich es anfangs nur auf ihr Geld abgesehen hatte. Ihr verdankte ich es, daß ich zuerst jenes arme Mädchen zu sehen bekam, das sehr hübsch war und, wie ich bemerkte, mich mit einer besondern Aufmerksamkeit betrachtete. In jenen Tagen kannte ich keine Rücksicht; ich war ein Selbstsüchtling vom reinsten Wasser, und da es auf dem Schlosse sehr langweilig zuging, so machte ich mir einen Zeitvertreib mit der kleinen Marie. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich habe seither ihre wehmüthigen Augen mir gar nicht mehr aus dem Sinne schlagen können; sie haben mich bisher unaufhörlich verfolgt, wie ein Gespenst, und nun überkommt mich diese entsetzliche Vision, wenn ich zu schwach bin, sie zu ertragen."

— „Und diese Intrigue mit dem Bauernmäöchen war wohl auch der Grund, warum Madeleine — ich meine Fräulein von Ronville — Eure Hand ausschlug?" fragte Paul lauernd.

„Ah, Ihr kennt also sogar ihren Namen? Ach ja, ich erinnere mich, Ihr standet in Paris sehr vertraut mit ihr?"

— „Allerdings, aber sagt mir: war Eure Geschichte mit Marien die Ursache, daß das Fräulein Euch aufgab?"

„Nein, nicht gerade ausschließlich; aber es ist eine lange Geschichte," versetzte Ludowski. „Laßt Euch erzählen, was mir den folgenden Tag begegnete . . ."

— „Halt!" sagte Paul entschieden; „ich möchte eine Antwort auf meine Frage haben; ich will die Schilderung Eures Verlöbnisses mit Fräulein von Ronville hören."

„Wie kommt es, daß Ihr Euch so sehr für sie interessirt? Sie ist es ja gar nicht werth!"

— „Nicht werth?" rief Paul; was wollt Ihr damit sagen? Sie ist ein . . ." Paul vollendete aber nicht, denn er wollte sein eigenes Geheimniß nicht preisgeben.

„Jenun, seht," versetzte Ludowski, „nach einiger Zeit gewann ich die Ueberzeugung, daß Madeleine mit mir niemals ganz glücklich seyn würde, weil . . . weil sie eine Neigung zu einem Andern hatte."

— „Ah, wirklich?" rief Montague; „und wann habt Ihr diese Entdeckung gemacht?"

„Etwa ein Jahr nach unserer Verlobung — nachdem ihre beiden Eltern unsere Verbindung bereits gebilligt hatten."

— „Hat denn das Fräulein überhaupt in diese Verbindung gewilligt?" fragte Paul halb spöttisch.

„Hm, eigentlich nicht so ganz," sagte Ludowski; „aber ich hatte Grund zu der Vermuthung, daß sie mit der Zeit schon eingewilligt hätte."

— „In der That? Und wer war denn der Mann, mit dem sie . . . ein Verhältniß hatte?"

„Ja, das ist gerade das Räthsel! Lange Zeit vermochte ich es nicht zu ermitteln, allein eines Tages ward mir in einem

anonymen Briefe eine Andeutung in dieser Beziehung gegeben; ich stellte Erkundigungen an und fand, daß es der Sohn eines Wildhüters ihres Vaters war. Das war an sich selbst schon schlimm genug, zumal für ein Mädchen ihres Standes; aber es war noch nicht das Schlimmste. — Ihr staunt? Jenun, vielleicht habe ich kein Recht, es Euch mitzutheilen, — selbst hier nicht! Jedenfalls müßt Ihr mir erst sagen, ob Ihr mit der Familie genauer bekannt geworden seyd, Montague?"

— „Allerdings; ich war einst einige Tage ihr Gast auf Schloß Ronville."

„Ihr? Aber alsdann müßt Ihr ja alles wissen?"

— „Ich weiß nichts über Madeleine."

„Dann sollte ich es Euch eigentlich auch nicht sagen," fuhr Ludowski fort; „ich sehe, Ihr interessirt Euch für das Fräulein. Aber was liegt denn im Grunde daran, wann Ihr es hier erfahrt? wir sind ja doch fortan von jenen Menschen auf immer geschieden!"

Montague senkte das Haupt; wie gerne glauben wir von unsern besten Freunden Schlimmes! „Fahrt fort!" murmelte er.

„Denkt Euch: eines Tages erhielt ich eine Mittheilung, daß das Fräulein eine . . . . eine Liaison mit jenem Menschen habe . . . ."

— „Graf!" rief Paul und sprang heftig auf; „sagen Sie mir da die Wahrheit? Lügen Sie wirklich nicht, Graf? Gestehen Sie es, daß Sie mir etwas aufbinden?"

„Ihr wolltet Auskunft und ich gab sie Euch!"

— „O, sagen Sie mir, es sey eine Lüge. Gestehen Sie mir, daß es nicht wahr sey, und ich will Ihnen vergeben!"

„Montague," erwiderte der Graf sich aufrichtend, „Sie ver-

gessen, daß wir jetzt nicht in Paris sind. Es wäre eine Thorheit von uns beiden, wenn wir an diesem Orte einander in Stücke reißen wollten; es ist daher nicht brav von Ihnen, daß Sie mich einer Lüge beschuldigen!“

— „Oh, diese Qual!“ stammelte Montague. „Ich will Ihnen gestehen, Graf, daß ich jenes Mädchen geliebt habe, innig geliebt — daß ich sie rein wähnte. Verbittern Sie mir also die Pein meiner Kerkerhaft nicht noch mehr durch eine solche Unwahrheit. Sie haben Ihre Liebe überwunden, aber bei mir ist sie tiefer als jemals. Graf Ludowski, ich bin Ihnen so freundlich begegnet, als es mir nur in dieser Hölle möglich war. Aber sagen Sie mir nun offen: glauben Sie selber an diese Geschichte?“

Der Graf war an seinem Selbstgefühle angegriffen.

„Sie verlangten sie ja von mir zu erfahren, und ich erzählte Ihnen die reine Thatsache; es ist nicht meine Schuld, daß sie wahr ist.“

Montague verdeckte sein Gesicht mit den Händen; dieser Gedanke war allzu bitter für ihn. — Gerade in diesem Augenblick scholl das Hohngelächter wieder durch das Gewölbe. Ludowski bebte zusammen und flüsterte ängstlich: „Hören Sie es, Montague? haben Sie es gehört?“ — Aber dieser gab keine Antwort: er war in's tiefste geistige Elend versunken.

Wohl zwanzig Minuten saßen die beiden Gefangenen hier beisammen und bebten vor dem Lichte zurück, als ob die Finsterniß Trost brächte; der eine erbebte unter Gewissensbissen, der andere erlag beinahe einem unbeschreiblichen Herzweh. Endlich kreischte der Schlüssel im Schloß: der Schließer kam, um Ludowski abzuholen, derselbe bärtige Schließer von vorhin. Als der

andere Wärter kam, um Paul Montague (oder besser gesagt Nummer Sechs) abzuholen, fand er ihn, halb blödsinnig vor Kummer, auf den Steinplatten des Fußbodens liegen.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Das friedliche Dol.

In einem der abgelegenen Winkel des schönen Frankreich liegt eine alte vergessene Stadt Namens Dol, einst in den Zeiten Wilhelms des Eroberers, des ersten Bezwingers der Angelsachsen, ein berühmter Ort, denn sein Name glänzt in den Annalen des Ritterthums und auf jener merkwürdigen alten Reliquie desselben, der Tapete von Bayeux, neben denen von Pontorson und Mont St. Michel, denn Dol liegt ebenfalls in der Bretagne.

Es ist ein eigenthümlicher Reiz über dieses halb verfallene alte Städtchen ausgegossen, so daß selbst derjenige, welcher die halbe Welt durchreiste und blasirt und seines Lebens überdrüssig ist, noch dorthin gehen und vierzehn Tage sich unterhalten und Dinge sehen kann, die er nirgend anderswo gesehen hat. Das Städtchen trägt ein Gepräge des Alterthümlichen und Primitiven, wie wenige andere, und die bizarren bretagnischen Volkstrachten verstärken noch die Illusion, die man sich hier unwillkürlich macht, daß man nämlich in die Zeiten Heinrichs des Vierten zurückversetzt sey.

Es gehört nicht in den Rahmen unserer Geschichte herein, die mancherlei archäologischen Sehenswürdigkeiten zu schildern, an welchen dieses Städtchen ungewöhnlich reich ist, oder die

mancherlei originellen Ansichten und Scenen aus dem Volksleben, welche einen Genremaler hier entzücken würden. Wir laden den Leser zwar ein, uns nach der alten schönen Kathedrale zu folgen, aber nicht um ihm deren reiche Schönheiten aus der Blüthezeit der Gothik zu zeigen, sondern um ihn im spärlichen Dämmerlichte das lange hohe Schiff entlang zu führen bis an die Stufen, welche die Absis von dem Langhause scheiden, und vor denen einige uralte wurmstichige, vom Alter ganz geschwärzte Betschemel stehen. Da zeigen wir ihm vor einem dieser Betstühle eine weibliche Gestalt, welche betend vor dem Altar kniet, so still, so ruhig und regungslos, daß man sie kaum für lebend halten sollte. Es liegt ungemein viel Anmuth in dieser weiblichen Gestalt, so einfach und beinahe plump auch ihr Anzug ist, denn er besteht nur aus einem groben grauen Kleide, das um die Hüften von einem dünnen Gürtel zusammengehalten wird, woran ein einfacher Rosenkranz von schwarzen Kügelchen hängt; die Kopfbedeckung aus einer großen Haube von tadellos reinem Weiß, die weit über ihre Stirne hervorsteht und zu beiden Seiten in breite Flügel ausläuft. Es ist die Tracht der barmherzigen Schwestern vom Orden des heiligen Vincenz von Paula.

Die Schwester hält in ihren Händen ein kleines Crucifix von Elfenbein, auf das sie das Haupt herabneigt. Der Blick des Beschauers fällt gerade auf ihr Profil und dieses überrascht durch seine Jugend und Schönheit. Dieser zarte blasse Teint und diese edlen stark ausgeprägten Züge erscheinen uns bekannt, und doch sind wir nicht im Stande sie wieder zu erkennen. Schwester Madeleine ist nicht mehr dasselbe Wesen, das sie vor zwei Jahren war. Noch liegt zwar eine gewisse Melancholie in diesen großen schwarzen Augen, aber auf dem Gesichte lagern Spuren eines ruhigen Friedens. Das Antlitz ist runder und

voller, und der Mund hat seine leidenschaftliche Energie verloren; die Lippen sind heruntergezogen, und demüthig beugen wir unser Ohr recht nahe zu ihnen herab, und horchen wir, so können wir einzelne Stellen ihres Gebets verstehen:

„O mein Gott und Heiland! Du dessen reine Füße sie mit ihren bittern Thränen netzte; ich danke Dir, mein Heiland, ich danke Dir, mein Herr und Vater! Solche Gnade habe ich nicht verdient, die ich Dich so lange mit meinen Sünden kreuzigte, und doch hast Du mir alle meine Missethat vergeben. Du bist allezeit gnadenreich und voll Milde und vergibst immer gerne; ich danke Dir inbrünstig für diesen Frieden und diese Vergebung! Verleih' mir nur Kraft, mein Gott! reinige mich, Herr, und erhebe mich zu Dir; und nun da Du mein Herz zurückgeholt hast von der Nachfolge der Welt, so gib mir, daß es auch ganz Dein seyn möge. O Gott der Liebe und Reinheit laß mich Dich von ganzem Herzen lieben und mit all meiner Kraft, von ganzer Seele und mit meinem ganzen Willen, und laß, o Vater, meine bitteren Thränen alle Schuld meiner Sünden aus Deinem Schuldbuche tilgen!"

Damit steht die Betende auf, und man sieht ihre Thränen noch am Ende ihrer langen Wimpern zittern. Sie streift sie ab und ihr Gesicht ist wieder ruhig — ruhig, ja sogar heiter. Es ist als ob eine Last von ihrem Herzen genommen sey, und sie steht einen Augenblick stille, schaut zu den hohen Fenstern des Chors empor und zu dem Himmel weit über demselben, und ihr Antlitz ist reiner als das irgend einer Frau. Nun beugt sie sich herab, hebt einen Korb auf, den sie neben ihren Betstuhl gestellt hatte, trippelt mit leichtem Schritt und noch leichterem Herzen das lange Schiff hinab und entfernt sich durch das verwitterte Portal.

Es ist ein sonnenheller Frühlingsmorgen, aber die Sonnenstrahlen sind nicht heiterer als ihr Gesicht. Sie macht nun die Runde von einem Häuschen der Nothleidenden zum andern, und wo nur immer ihre Figur auf der Schwelle steht, da wird sie bewillkommt wie ein Engel der Freude. Dem einen Armen bringt sie etwas Suppe, dem andern eine Flasche Wein, einem dritten etliche hübsche Kleinigkeiten, die sie mit ihren eigenen Fingern verfertigt hat. Dann tritt sie an das Lager der Kranken und Sterbenden, spricht ihnen Worte des Trostes zu, und nimmt irgend eine beruhigende Arzenei aus ihrem Körbchen. Aber der beste Balsam für die armen Leidenden ist das holde, liebliche Gesicht der barmherzigen Schwester: sie hat ein Lächeln, ein sanftes freundliches Wort, einen Händedruck für Alle; die Kinder sammeln sich um ihre Kniee, und die Alten murmeln ihre herzlichsten Segenswünsche, und Allen erscheint sie wie ein Sonnenstrahl und läßt Friede und Freude hinter sich zurück. Endlich kommt sie in ein Häuschen, worin ein junges Frauenzimmer wohnt, das am Brustkrebs stirbt. Es war die alte Geschichte, die überall auf dem platten Lande so gewöhnlich ist: ein uneheliches Kind, und nichts, um dasselbe damit zu unterhalten als die Brust der Mutter, welche diese wie ein Pelikan allzulange für das Kind ausgedrückt hat. Wie viel kostet es, einem Menschen das Leben zu sichern, und wie leichtsinnig und ruchlos vergeudet er es!

Vielleicht, meine schöne, holde, sanfte und wohlmeinende Leserin! (ich spreche nämlich hier zu jungen Damen) — hast Du nie eine Frau gesehen, die an den entsetzlichen Schmerzen dieser furchtbaren Krankheit litt. Wenn dieß der Fall ist, so höre mir zu, und befolge freundlich meinen Rath, den ich Dir zu Deinem eigenen Besten gebe. Lege diesen Roman jetzt nieder; kümmere

Dich nicht um das Bißchen Intereſſe, welche Dir die Anlage deſſelben einflößen kann, denn ich will Dir etwas geſtehen, was ich die andern Leſer nicht gerne merken laſſen möchte, daß nämlich der Schluß ſehr langweilig, ja in der That thöricht und nicht leſenswerth iſt. Du ſiehſt alſo, ich kann auch ein kleines Opfer für einen guten Zweck bringen! Kümmere Dich daher nicht darum, ob Du heute den Beſuch des ſchmucken Oberlieutenants oder die Fenſterparade des kühnen Rittmeiſters verſäumſt; ich verſpreche Dir ſie morgen wieder herzuführen, wenn Du thun willſt, was ich jetzt von Dir verlange. Lege ſogleich Hut und Mantel an, laß Dir von der Köchin eine halbe Flaſche guten alten Rothwein geben, ſtecke ſie in Deinen Arbeitsbeutel und laß ſie nicht von der Magd oder dem Laufburſchen hinbringen, ſondern thu' Deine guten Werke ſelbſt, allein und ungeſehen, und geh' dann hinaus auf's Dorf zu dem armen Gretchen So-und-So! Sie ſtirbt langſam am Bruſtkrebs, und zwar in einer einzigen kleinen Stube, worin die kleinen Kinder, die ihr das Leben koſten, fortwährend ſchreien. Thu' dieß, mein liebes Mädchen, und Du wirſt es nicht bereuen; denn wenn Du kleine Unannehmlichkeiten gehabt haſt, die Dich ärgerten, häusliche Zwiſtigkeiten oder Verlegenheiten, wenn Dir ein neues Kleid verdorben worden iſt, wenn Mama Dich zankte, oder Dir ſonſt etwas Uebles paſſirte, ſo verſpreche ich Dir, Du wirſt dieß Alles vergeſſen beim Anblick jener furchtbaren verheerenden Krankheit, jenes entſetzlichen Schmerzes, jenes endloſen Todeskampfs, und etwas traurig und verſtimmt, ja vielleicht ſehr traurig, aber ruhiger und beſſer zurückkommen, als Du hingingſt. Und nun höre weiter! —

Madeleine trat in das Stübchen; ein ſchönes Kind von etwa zwei Jahrrn ſaß auf dem Fußboden und weinte heftig.

Auf einem niedrigen Bette lag die kranke Mutter. O was war das für ein Anblick? Das Gesicht, das noch vor Kurzem so schön und rund und glücklich aussah, war so furchtbar entstellt, daß dieses nicht einmal mehr ein passender Ausdruck dafür ist. Die Wangen waren ganz verschwunden, und die Haut einer jeden schien mit derjenigen der andern im Munde zusammenzutreffen, die Augen verloren sich beinahe in ihren Höhlen, so tief waren sie eingesunken; die weißen Lippen hingen kaum zusammen; die harte Stirne, fleischlos und glänzend weiß, war ganz voll Runzeln und schauerlich anzusehen; eine Hand und ein Arm waren außerhalb der Betttücher und bewegten sich langsam hin und her, als ob dieß ihren Schmerz beruhige; dieser Arm und diese Hand waren entsetzlich geschwollen und bildeten einen wehmüthigen Contrast zu dem Gesicht.

Von Kissen unterstützt und aufgerichtet, konnte das arme Geschöpf weder liegen noch sitzen, sondern krümmte sich eher auf seinem armseligen Bett, stöhnte und unterdrückte doch dieß Stöhnen, und fuhr mit der Hand immer an ihre schmerzende stechende Brust; und so hatte sie schon Wochen ja Monate lang gelegen.

„Wie geht es Dir heute, arme Victorine?“ fragte Madeleine.

— „Besser, Madame; die Brust ist leichter; ich denke, der Tag meiner Auflösung ist nicht mehr ferne, Fräulein!“ erwiderte sie sehr langsam, als ob das Leben selbst schon zu schwinden begänne. Madeleine hatte ihr etwas Wein und Kuchen mitgebracht, die sie genoß, und worauf sie ruhiger wurde.

„Gute Schwester Madeleine!“ flüsterte sie mühsam; „ich weiß, mein Ende ist nicht mehr fern, aber ich fürchte mich vor dem Tode, denn ich habe so viel gesündigt. Ich kann nicht

sagen, was für eine Strafe mich erwartet, vielleicht soll dieser Schmerzensweg fortdauern!"

Madeleine zieht nun ein kleines Buch aus der Tasche und liest: „‚Und siehe, ein Weib war in der Stadt, die war eine Sünderin, und als sie erfuhr, daß Jesus zu Tische saß in des Pharisäers Hause, brachte sie einen alabasternen Krug mit Salbe, trat hinten zu seinen Füßen, weinte und begann seine Füße mit Thränen zu waschen und mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen und küßte seine Füße, und rieb sie ein mit der köstlichen Salbe; und Jesus sagte: Siehest Du dieß Weib? Ich trat in Dein Haus, Du gabst mir nicht Wasser zu meinen Füßen, aber sie hat sie mit ihren Thränen genetzt und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet. Du hast mir keinen Kuß gegeben; diese aber, seit sie hereingekommen ist, hat nicht aufgehört meine Füße zu küssen; Du hast mein Haupt nicht gesalbt, aber dieses Weib hat meine Füße mit Salben gesalbt; deßhalb sage ich Dir: ihre vielen Sünden sind ihr vergeben, denn sie hat viel geliebet; welchem aber wenig vergeben wird, der liebet wenig. Und er sprach zu ihr: Deine Sünden sind Dir vergeben.‘"

Eine kleine Pause entstand, dann sagte die Sterbende mit leiser Stimme. „Küsse mich, Schwester Madeleine!" Und die eine Sünderin küßte die andere, und die barmherzige Schwester sagte:

„Auch ich habe gesündigt, sehr schwer gesündigt — mehr als Du, armes Kind!"

Und die Kranke sprach: „Nein, Schwester Madeleine, es kann nicht seyn; Du bist zu rein, zu heilig, um jemals so gesündigt zu haben, wie ich."

Und Madeleine antwortete: „Tröste Dich und sey guten Muthes; er hat mir meine Sünden vergeben, und Du nennst

mich rein; er kann Dir die Deinigen ebenfalls vergeben und Dich reiner machen als mich."

Und die Sonnenstrahlen strömten durch das schmale Gitter auf das Todtenbett herein, und beleuchteten das Gesicht der Kranken, und als Madeleine sich wieder nach ihr umsah, bemerkte sie, daß sie gestorben war.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Die Schwestern des heiligen Vincenz von Paula.

Das Haus stand etwas von der Straße zurück und erhob sich namhaft über die niedrigen Behausungen der Armen, und doch war es kein stolzes Gebäude; breit, massiv, luftig, mit einem hohen Dach, wie der Kopfputz einer normännischen Bäurin, sah es doch weder wohlhabend noch behaglich aus. Seine vielen Fenster waren trüb und staubig, seine großen Thorflügel von unbemaltem Eichenholz rauh und unfreundlich und grau; das Haus erschien wie ein vergessener Palast, wo einst viele gewohnt haben, die nur von dem Fette des Landes zehrten, wo manche fröhliche Stimmen durch die langen schmalen Gänge klangen, manch leichte Füßchen über die steinernen Stufen sprangen, und worin jetzt ein paar schwächliche Frauen, schwach an Gestalt aber stark an Glauben, ihr Daseyn voll werkthätiger schlichter Nächstenliebe hinbringen.

Das ist das alte Hospiz der Schwestern des heiligen Vincenz von Paula, ehemals ein reiches Kloster, jetzt nur ein ödes leeres Haus, worin nur fünf oder sechs Zimmer möblirt und

bewohnbar sind, die übrigen aber den Motten und Holzläusen zum Aufenthalte dienen.

Schwester Madeleine — nicht länger mehr kraft des Rechts der Geburt Baronin v. Ronville — betritt mit einem gedankenvollen Gesicht seinen hohen Thorweg. Gleichwohl füllt ein stiller Friede ihr Gemüth, denn sie ist froh, daß jenes arme Mädchen zu seiner Ruhe eingegangen ist, und sie zweifelt nicht, daß der Allbarmherzige ihm werde Gnade widerfahren lassen. Sie stößt eine niedere Thür auf, welche hinter ihr wieder in's Schloß fällt, und tritt in ein großes, dürftig möblirtes Zimmer mit nacktem Fußboden und kahlen Wänden. Das ganze Geräthe der Stube besteht nur aus einem kleinen tannenen Tisch, einem hohen altväterischen Schranke, und einem halben Dutzend plumper hölzerner Stühle. Dieß ist das Wohn- und Empfangzimmer der Schwestern. Vier Frauen in gleicher Tracht wie Madeleine sitzen emsig nähend um den Tisch und plaudern heiter miteinander.

Die Aelteste von ihnen und die Angesehenste ist eine stattliche Frau von edlem Aussehen und Ausdruck. Obschon ihre Kleidung keinen Unterschied kund gibt, so sieht man doch schon an der Art, wie ihre weiße Hand die Nadel führt, genugsam, daß sie von edler Abkunft und besserer Erziehung ist, als die Uebrigen. Allein, was liegt daran? Sie dient Gott und nicht der Welt, und in ihrem Berufe gilt kein Ansehen der Person; sie ist hier nur Vorsteherin, weil sie die älteste ist und am längsten gedient hat; Schwester Madeleine verneigt sich vor der Oberin und setzt ihr Körbchen nieder.

„Und wie hast Du Deine Pflegbefohlenen gefunden, Schwester Madeleine?" fragte Schwester Josepha die Oberin.

— „Sie sind alle wohl, mit Ausnahme der kleinen Victorine."

„Und wie geht es ihr, dem armen Kinde?"

— „Sie ist todt," flüsterte Madeleine.

Die Arbeit fällt aus den Händen der sämmtlichen vier Frauen; wie von Einem Gedanken bewegt, stehen sie auf, bekreuzen sich andächtig und flüstern zusammen: „O Gott, erbarme Dich ihrer Seele!" — Dann setzen sie sich wieder und Thränen schleichen sich in die Augen der Einen von ihnen, der Jüngsten, eines Mädchens mit einem süßen freundlichen Gesicht und ruhigen Augen, und die Anderen schwiegen still.

„Das arme Mädchen starb ohne Beichte und ohne Sakrament," erzählt Schwester Madeleine weiter; „der Tod ereilte sie allzu plötzlich; und dennoch zweifle ich nicht, daß ihre Seele Gnade finden wird vor dem Herrn, denn sie hat lange zuvor mir gebeichtet, und hat lange bereut."

— „Amen," antworteten die vier Frauen. Jetzt tritt ein tiefes Schweigen ein, und Madeleine nimmt einen der beiden leeren Stühle und ein Stück Arbeit, ein Kinderkleidchen, das auf dem Tische liegt und rührt ihre Nadel emsig.

„Habt Ihr noch nicht gefrühstückt?" fragt sie nach einer Weile.

— „Mit nichten," erwidert Schwester Josepha; „und ich fürchte, wir haben diesen Morgen nur wenig zum Frühstück. Hast Du Schwester Maria nicht getroffen?"

„Nein; ich sandte den Fisch durch sie der armen Taglöhnerfamilie, die seiner mehr bedürfen wird, als wir, wie mich dünkt. Seyd Ihr hungrig, meine Schwestern?"

Alle nacheinander verneinen.

„Aber Du, Madeleine, wirst hungrig seyn, denn Du hast einen weiten Weg gemacht," entgegnet die Oberin. „Schwester Elisabeth, es dürfte besser für uns seyn, jetzt zu frühstücken, denn wir haben eine Reise in Aussicht. Willst Du den Tisch decken?"

Elisabeth, die jüngste von den Frauen, steht gehorsam auf und verläßt das Zimmer, kehrt aber bald mit dem Tischtuch, einigen plumpen Tellern und einem armslangen, schwarzen Brodlaib zurück, deckt still und hübsch den Tisch und geht dann wieder hinaus. Bei ihrer Rückkehr trägt sie eine große Schüssel Brodsuppe, die einstweilen von selbst in der Küche gekocht hat, herein, und stellt sie mitten auf den kleinen Tisch. — Diese ist das ganze Frühstück der armen Nonnen.

Die frommen Frauen rücken ihre Stühle zu dem Tisch, bekreuzen sich, danken Gott in wenigen Worten für dieses ihr tägliches Brod und essen die derbe Kost herzlich und mit dem besten aller Gewürze: mit Zufriedenheit. Die armen Wesen! Wenn wir in der That diejenigen bedauern müssen, deren Leben einem ganz edlen Zweck gewidmet ist; sie haben seit gestern Abend fünf Uhr nichts mehr gegessen und nun ist es beinahe eilf Uhr und sie sind seit sechs Uhr auf den Beinen.

„Und wie geht es mit der Arbeit?" fragt Madeleine.

— „Sehr gut," erwidert die Oberin.

„Wir haben zwei Hemden und ein Kleid vollendet und könnten noch mehr machen, wenn wir nur noch Stoff hätten. Ich muß hinunter gehen zu der englischen Familie, denn wenn sie auch Ketzer sind, so sind sie doch voll Mitleid und werden uns doch gerne mehr Zeug geben."

— „Und ich," sagt eine Andere vergnügt, „ich habe das Paar Socken vollendet, und sie sehen ganz hübsch aus."

„Ich aber," sagt Schwester Elisabeth schüchtern, „kann die Jacke des alten Mannes nicht halb so schnell fertig bringen, als ich wohl möchte, denn der Zeug ist so hart und steif . . ."

— „Und Deine kleinen Damenhände sind solcher Arbeit noch

nicht gewöhnt," fällt ihr Madeleine in's Wort und lächelt dem jungen Mädchen zu.

„Und nun, meine Schwestern!" hebt die Oberin an, „nun muß ich Euch sagen, was uns bevorsteht. Seit Madeleine und Marie uns heute früh verlassen haben, ist ein Brief von der Superiorin zu Mont St. Michel eingetroffen. Sie schreibt, es herrsche ein böses Fieber im Gefängniß, und die Schwestern dort seyen mit Arbeit überhäuft, denn das Fieber scheint daselbst auch in der Stadt ausgebrochen zu seyn; sie erkundigt sich daher bei mir, ob ich nicht eine oder zwei von Euch zur Aushülfe schicken könne. Ich habe darüber nachgedacht, und glaube, daß Du, Madeleine, und Du, Elisabeth, am besten geeignet seyd, dorthin zu gehen, und daß ich Euch hier am leichtesten entbehren kann."

Die beiden Schwestern verneigen sich und erklären sich mit Vergnügen bereit überall hinzugehen, wohin man sie schicke.

„Nun denn," fährt die Oberin fort, „Schwester Marie hat mir versprochen, Pierre's kleinen Karren zu entlehnen, denn es ist zu weit für Euch, um zu Fuße dorthin zu gehen, und ich will mir diese Gelegenheit zu Nutze machen, Euch bis Pontorson zu begleiten. Wir werden eine heitere Gesellschaft bilden, und Du, Madeleine, sollst den Esel kutschiren, weil Du Dich darauf so gut verstehst."

„Ach, das wird ein wahres Vergnügen seyn!" ruft die kleine Elisabeth entzückt.

Kaum ist die einfache Mahlzeit vorüber, so kehrt Schwester Marie zurück, die, wie sie sagt, bei einem der Bauern gefrühstückt und den Fisch der armen Taglöhnerfamilie gebracht hat, welche über diese Mahlzeit sehr erfreut war; und nun berichtet sie, daß sie den Karren geborgt habe, welchen Pierre, der wackere

bretonische Bauer, in wenigen Minuten vor die Thüre bringen werde.

Es ist eine Freude zu sehen, wie galant und zuvorkommend die drei frommen Schwestern von dem ehrlichen Bauern auf den bresthaften kleinen Eselskarren gehoben werden, denn Pierre hegt eine tiefe Ehrerbietung und innige Dankbarkeit für sie, welche ihn in einer tödlichen Krankheit verpflegt haben. Schwester Madeleine ergreift die Zügel mit leichter Hand. Die Frauen haben zwei oder drei Flaschen Wein, welche sie von mitleidigen Seelen bekommen, in einem Korbe mitgenommen für die kranken Gefangenen. Sie selbst brauchen keinen Wein, denn der Eifer und der Glaube halten ihre Kraft aufrecht; ja sie haben selbst einige Brodlaibe mitgenommen, damit sie den Nonnen auf Mont St. Michel nicht zur Last fallen; und nun fahren sie rasch davon, denn selbst der Esel scheint zu fühlen, daß es sich um ein gutes Werk handle.

Der Weg ist lang und staubig und die paar einfachen Gegenstände des Gesprächs sind bald erschöpft. Jetzt bittet Schwester Madeleine, die erst etwa seit Monatsfrist in dem Hospiz ist, und von Rouen aus dorthin gesendet wurde, die beiden Anderen, es möge ihr Jede ihre Geschichte erzählen. Diese drei Frauen scheinen inniger zu einander hingezogen als die übrigen, denn sie sind alle drei von besserem Stande und sorgfältigerer Erziehung. Die übrigen sind würdige Frauen aus den unteren Ständen, und nicht minder fleißig und lobenswerth, aber weniger interessant. Diese drei aber scheinen ganz vertraut zu seyn, eben weil ihre Geschmacksrichtung und Erziehung sie gegenseitig zu einander hinzieht.

„Mein Kind," erwidert die Oberin auf Madeleine's Vorschlag; „Du weißst nicht was Du verlangst. Mich an die Welt

zu erinnern, wo mein Leben nur ein thörichtes und bitteres war, heißt wieder Bitterkeit in meiner Seele wecken, und doch ist der Stachel schon so lange todt und die Vergangenheit erscheint mir so fern liegend, daß ich glaube, ich könnte jetzt ohne eine Spur von Herzweh davon sprechen. — Denkt Euch, ich bin in China, in Trincomalee, ja sogar in Egypten, und eigentlich nahezu in der ganzen Welt gewesen; und doch ward ich beinahe niemals bis auf den heutigen Tag aufgefordert, von meinem Leben in der Welt zu sprechen, obschon es ein seltsames, wunderbares gewesen ist. Ihr seht, ich bin nun eine alte Frau, und mein Haar wird schon theilweise grau, denn ich bin noch im vorigen Jahrhundert geboren und diene schon seit vierzig Jahren in unserem Orden."

— „Vierzig Jahre?" ruft Elisabeth; „und Du dienst noch immer und bist so gut und so thätig!"

„Ja, meine Kinder. Ich gehöre in der That zu den Veteranen," erwidert die Oberin; „ich habe einst auch in andern Schlachten gefochten, als in denjenigen unseres Berufs; ich habe den Tod auch in anderer Gestalt gesehen, als an dem Krankenbette. Ihr werdet mir kaum glauben, wenn ich Euch sage, daß ich schon unter dem großen Napoleon gedient habe."

— „Du hast gedient? Doch nicht als Soldat?" rufen die beiden jüngeren Schwestern.

„Ihr sollt es schon hören," fährt die Oberin fort. „Ich war die Tochter einer adeligen Familie in Lothringen; meine Eltern waren starre Legitimisten; wir wohnten in einem alten Schlosse ferne von irgend einer Stadt, und da wir arm waren, lebten wir sehr zurückgezogen und hatten keinen Umgang. Unsere einzigen Nachbarn und Bekannten wohnten auf einem andern Schlosse, ungefähr eine Meile weit von uns, und als ich noch ein Kind war, standen wir sehr vertraut mit ihnen. In jener Familie

war ein hübscher Knabe, der einzige Sohn, dessen größter Ehrgeiz dahin ging, Soldat zu werden. Wir spielten zusammen, wir wuchsen zusammen auf, und als wir junge Leute waren, entdeckten wir eines schönen Tages, daß wir bis zum Wahnsinn ineinander verliebt seyen. Henri brannte vor Begierde, die Kriege mitzumachen, welche damals geführt wurden; aber seine Familie war so königlich gesinnt, wie die meinige, und er durfte nicht wagen auch nur daran zu denken, bis er eines Tages in aller Stille auf und davon ging und in ein Dragonerregiment trat. Ich war damals ein Mädchen von fünfzehn Jahren und entsinne mich noch wohl, wie bitterlich ich weinte, als ich hörte, daß er davon gelaufen sey; denn obschon er mir seinen Plan heimlich mitgetheilt hatte, hätte ich doch niemals geglaubt, daß er ihn wirklich ausführen würde. Zwei Jahre lang grämte ich mich über seine Abwesenheit; wir lebten so einsam auf unserem Schlosse, daß ich gar nichts hatte, um meine Gedanken von ihm abzulenken, und je mehr ich an ihn dachte, desto mehr liebte ich ihn, und sehnte mich darnach, ihn wieder zu sehen.

„Eines Nachts, als ich schlaflos in meinem Bette lag, kam mir ein Einfall. Ich stand auf, packte die nothwendigsten Kleidungsstücke in ein Bündel und lief davon. Ich wanderte die ganze Nacht und den folgenden Tag durch Feld und Wald in der Richtung gegen Paris, und als ich fand, daß ich von meinen Eltern nicht entdeckt wurde, die, wie ich später erfuhr, mich überall gesucht hatten, so nahm ich am dritten Tage den Postwagen und gelangte nach Paris, wo ich mich dem Obersten eines Regiments als Marketenderin anbot. Der Oberst schien seine Freude an mir zu haben, so jung ich auch noch war, und nahm mich an, und von jener Zeit an bis zum Tage der Schlacht von Quatre-Bras diente ich in verschiedenen Regimentern und

suchte Henri, den ich aber erst an diesem Tage fand. Ich war mit einer Armee in Rußland gewesen, während er am Rhein stand, und das Truppencorps, zu welchem er gehörte, war erst am Abend vor jener fürchterlichen Schlacht zu der Armee gestoßen. Ich sah ihn und einen einzigen Tag und eine Nacht waren wir glücklich miteinander. Sein Regiment war bei Quatre-Bras nicht beschäftigt und ich beständig bei ihm. Dann kam die Schlacht von Waterloo, wo ich ihn am Morgen noch sprach, und dann nicht mehr lebend wieder sah. Als unsere Armee den Rückzug angetreten hatte, und das Feld mit Todten und Verwundeten übersäet verlassen wurde, machte ich mich mit meinem Branntweinfäßchen auf den Weg und suchte ihn auf dem Schlachtfelde auf, denn ich hatte sein Regiment ohne ihn retiriren sehen. Ich fand ihn endlich unter einem Haufen von Todten, sein erschossenes Pferd wenige Schritte von ihm. Ich nahm von seinem Hals ein goldenes Kreuzchen, das ich ihm viele Jahre zuvor gegeben hatte, und hing es mir selbst um, wo es noch jetzt ist," setzte sie hinzu und zog ein kleines Kreuzchen aus ihrem Busen; „und dann folgte ich der Armee auf ihrem Rückzuge. In Paris schrieb ich an meine Verwandten und bat sie um die Erlaubniß, in diesen Orden treten zu dürfen, dem ich nun seit 1815 angehöre. Und dieß ist meine ganze Geschichte."

Die beiden jungen Schwestern betrachteten mit stummem Erstaunen ihre Oberin, als diese mit ihrer Erzählung zu Ende war, und wunderten sich, wie sie den Muth gehabt haben konnte, so viel durchzumachen, und wie ruhig sie nun von dem Tode ihres Geliebten zu sprechen vermochte, denn sie begriffen nicht, daß dieselbe Willenskraft und Charakterstärke, welche sie veranlaßt hatte Marketenderin zu werden, auch hinreichte, sie unter diesem schweren Schicksalsschlage aufrecht zu erhalten.

„Und bist Du nie von den Soldaten beleidigt oder mißhandelt worden?“ fragten sie.

— „Ihr erwartet wohl, daß ich die Frage verneine?“ erwiderte die Oberin; — „und Ihr würdet wohl zum mindesten gerne glauben, der französische Soldat zolle jeder Frau geziemenden Respekt, um wie viel mehr also einer solchen, die eine Art bevorrechteter Stellung im Regimente einnimmt? Allein ich muß Euch zu meinem Bedauern sagen, daß es mir nicht so leicht geworden ist. Abgesehen von den mancherlei Gefahren während eines Feldzugs, von Kälte, Krankheit und Strapazen aller Art, gab es oftmals Augenblicke, wo ich groben Angriffen von Seiten der betrunkenen Soldaten ausgesetzt war, obschon selten von solchen meines eigenen Regiments. Und doch war ich, wenn ich an die Galanterie der Männer und ihren Ruhm als Franzosen appellirte, stets sicher Schutz zu finden, während zuweilen vielleicht meine Aussprache und mein Benehmen mich vertheidigten, aus denen wohl die Meisten entnehmen mochten, daß ich von besserem Stande war, als sie selbst.“

Die drei barmherzigen Schwestern fuhren sodann eine Zeitlang schweigend dahin, und Madeleine verglich im Stillen das Leben der Schwester Josepha mit ihrer eigenen Vergangenheit, und vergaß den trägen Esel anzutreiben. Endlich erreichten sie Pontorson, wo die gute Oberin sie verließ. Von hier bis Mont St. Michel ist es nicht mehr weit, und die beiden Mädchen fuhren vergnügt ihre Straße entlang.

„Und worin besteht Deine Geschichte, Schwester Elisabeth?“ fragte Madeleine.

Diese lachte und erwiderte kopfschüttelnd: „Ich weiß in der That wenig zu erzählen, was sich auf mein vergangenes Leben bezieht, und dieses Wenige würde Dich nicht interessiren.“

„Wie kannst Du das wissen, Schwesterchen?" entgegnete Madeleine. „Mich interessirt im Gegentheil Alles, was aus einem treuen Herzen kommt, und Leute, die ihre eigene Geschichte erzählen, wenn Alles längst vorüber ist, haben wenig Ursache der Wahrheit Abbruch zu thun."

— „Aber meine Geschichte kann ich Dir in wenigen Worten erzählen," erwiderte Elisabeth. „Es ist wahrscheinlich dieselbe Geschichte, welche so Viele unter uns von sich erzählen könnten. Ich war ein thörichtes und ungehorsames Kind, und bestand hartnäckig darauf einen Mann zu lieben und zu heirathen, der arm war und den Beifall meiner Eltern nicht hatte; zwei oder drei Jahre vergingen, und meine Eltern verlangten von mir, ich solle einen andern Mann heirathen, und weil ich dieß nicht wollte, da ich den ersten zu sehr liebte, so ... so zog ich es vor, Nonne zu werden."

„Armes Kind!" sagte Madeleine voll Mitgefühl und legte ihren Arm um den Hals des jungen Mädchens. „Meine arme Schwester, ich muß Dich in der That bedauern, denn es war sehr hart für Dich!"

— „Nicht doch, es war ja nur mein Fehler und meine eigene Thorheit!" sagte Elisabeth und eine stille Thräne trat ihr in's Auge; dann aber schüttelte sie den Kopf munter und fuhr fort: „Und nun wir beide Dir unsere Geschichte erzählt haben, mußst Du uns auch die Deinige mittheilen. Ich bin überzeugt, sie ist interessant, Schwester Madeleine!"

„Frage mich nicht darum, Schwesterchen!" versetzte Madeleine ernst; „es würde mir allzuviel Schmerz verursachen, wenn ich von meiner Vergangenheit reden müßte, denn schon der Gedanke daran ist mir unerträglich."

Schwester Elisabeth ließ das Köpfchen hängen. Wie? war

die Geschichte ihrer Gefährtin so fürchterlich, daß sie sie nicht erzählen konnte?

„Ach, ich bitte Dich dringend, theile mir doch nur Einiges davon mit!“ bat sie flehentlich; aber zum Glück für Madeleine brachte eine Biegung der Straße ihnen plötzlich einen seltsamen Anblick zu Gesicht.

„Sieh nur!“ rief Madeleine, „dort ist schon Mont St. Michel.“

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Ein seltsames Zusammentreffen.

Von Pontorson führt ein schmaler harter Weg über den weichen Sand hin; auf diesem lenkte Madeleine den gehorsamen Esel weiter und sie erreichten wohlbehalten die Bergveste. Gespann und Karren wurden in dem Hause einer alten Frau untergebracht, welche beide in Verwahrung nehmen sollte, bis man sie abholen würde. In diesem Häuschen, das so ziemlich auf halbem Wege zu der Abtei und in der Mitte der einzigen steilen Straße des Fleckens lag, mietheten sich die beiden Schwestern ein gemeinsames kleines Schlafzimmer, für welches die alte Frau, deren Tochter einst von den barmherzigen Schwestern verpflegt worden war, nur einen sehr bescheidenen Miethpreis verlangte.

Die beiden barmherzigen Schwestern stiegen dann zum Thore des Gefängnisses hinan und zogen an der großen Glocke. Zuerst ward ein kleiner Schieber geöffnet, durch welchen ein graubärtiges Gesicht auf einen Augenblick herausschaute; hierauf riegelte man das Pförtchen auf, und der Thürhüter, welcher ihr Anliegen

kannte, wies sie nach einem kleinen, kalten, schlecht möblirten Wartezimmer, von wo aus eine Thür in das Bureau des Gouverneurs führte.

Der Gouverneur des Gefängnisses, ein früherer Gendarmerie-Oberst, war nun zwar der unumschränkte Beherrscher der ganzen Bergveste, aber ein Mann von solch' bescheidenem Charakter, daß er es vorzog, seine Zeit in der anspruchslosen Dunkelheit eines Billardzimmers zu verbringen, wo er Carambolen spielte mit dem graubärtigen Infanterie-Capitän, dessen Compagnie die Besatzung bildete. Dem Gouverneur war's lieber sein überflüssiges Geld in Wetten auf das fünfundzwanzigste Spiel zu vergeuden oder in Ecarté zu verlieren, als sich mit den Geschäften abzugeben, deren Besorgung lediglich seinem Sekretär oder Untergouverneur zufiel. Dieser Beamte, aus den Reihen der Gefängnißwärter emporgestiegen, war ein systematischer, aber schüchterner Mensch und wurde daher leicht durch den obersten Schließer beherrscht, welcher kein anderer war, als der Mann mit dem rothen Barte, der sich des Grafen Ludowski mit solch liebevoller Sorgfalt annahm.

Die beiden Schwestern waren nicht lange auf der harten Bank des Wartezimmers gesessen, als der Letztere an ihnen vorüber kam. Er betrachtete sie anfangs gleichgültig, bebte dann aber zusammen und konnte einen halblauten Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken. Schwester Elisabeth schlug die Augen nieder, aber Schwester Madeleine schaute ihn ruhig und würdevoll und mit jener Unabhängigkeit an, für welche sie berühmt war, und die selbst der Aufenthalt im Kloster nicht verwischt hatte; der Oberschließer trat in das Zimmer des Gouverneurs und fand hier diesen selbst, der eine Cigarette rauchte und sich in seinem Stuhle schaukelte, sowie den Untergouverneur, der

emsig die Meldungen der Schließer in das Tagebuch eintrug, und dann noch einen kleinen Priester von unbedeutendem Aeußern, aber mit einem scharfen, klugen, gutmüthigen Auge, der ziemlich eindringlich mit dem Gouverneur sprach.

„Ah, da kommt so eben unser Mann," rief der Gouverneur mit einem tröstlichen Seufzer und nahm die Zeitung wieder auf, worin er zuvor gelesen hatte; „der ehrwürdige Herr hier hat Nummer Siebzehn die Beichte abgenommen und ist sehr in Sorgen wegen seines Gemüthszustandes und seines Verstandes. Es scheint, daß . . . daß die Behandlung, welche Sie ihm . . ."

— „Schon gut!" fiel der Oberschließer mit dem rothen Bart dem Gouverneur in's Wort und warf mit einem beinahe mitleidigen Lächeln dem Geistlichen einen bedeutsamen Blick zu; „ich werde mich darüber sogleich mit Herrn Thalet benehmen; inzwischen aber, ehrwürdiger Herr, sind die barmherzigen Schwestern angekommen und warten auf mich."

„Aha!" rief der Priester; „das geht mich an; ich muß hingehen und mit ihnen sprechen. Wo sind sie?"

— „Um Vergebung! Es ist das Geschäft des Arztes, ich glaubte ihn hier zu finden, aber ich will hingehen und ihn herbeiholen," erwiderte der Schließer.

Der Priester war von seinem Stuhle aufgestanden, aber der Blick, den ihm der Schließer zuwarf, zwang ihn sich wieder zu setzen; dieser Mensch schien einen unerklärlichen Einfluß über jedermann in seiner Umgebung zu besitzen. Er trat wieder in das Vorzimmer und heftete abermals einen forschenden Blick auf die beiden Schwestern; einen Augenblick zauderte er, dann trat er auf sie und fragte:

„Sie sind wohl so eben angekommen, meine Damen?"

— „Ja, mein Herr," erwiderte Schwester Madeleine.

Beim Klange dieser Stimme wechselte der Schließer die Farbe, bemeisterte aber sogleich seine Gemüthsbewegung und fuhr fort:

„Sie sind zur Verpflegung der kranken Gefangenen berufen? Sie kommen von Dol, nicht wahr?"

— „Ja, mein Herr!"

„Gut; ich will sogleich den Doktor holen, daß er ihnen die nöthigen Anleitungen gibt." Damit entfernte er sich und murmelte unterwegs vor sich hin: „Ich habe mich nicht geirrt; das Glück begünstigt mich offenbar, und ich muß es dem schlauen kleinen Priester nachrühmen, daß es sein Werk ist, nach den barmherzigen Schwestern gesandt zu haben. Ich muß es mir nun zu Nutze machen."

Als er fort war, flüsterte Schwester Elisabeth Madeleinen zu: „Dieser Ort gefällt mir nicht, und jener Mann hat für mich etwas Abstoßendes."

„Armes Kind," sagte Madeleine, „Du mußt diese Gefühle zu überwinden suchen, und jeden Menschen, dem Du begegnest, in so lange für gut halten, bis Du Dich vom Gegentheil überzeugst. Erinnere Dich, daß wie auch immer das Aeußere eines Menschen seyn mag, er stets ein Ebenbild Gottes, wenn auch entstellt, in sich trägt."

Wie kam Madeleine gerade vor allen Anderen dazu, solche Reden zu halten! Aber sie hatte Elisabeth unter ihren besonderen Schutz genommen, und sprach so sanft, so liebreich, daß das junge Mädchen, das kaum seiner Stellung gewachsen war, ihr für diese gelegentlichen Mahnungen herzlich dankte. Jetzt kehrte der Gefangenwärter mit dem Arzte zurück, den er wie Einen seinesgleichen behandelte, Arm in Arm führte, und dem er vertraulich zuflüsterte. Dem wackern Arzte schien dieß zwar nicht zu be-

hagen, aber es lag etwas in dem Mann mit dem rothen Barte, was ein Widerstreben unmöglich zu machen schien.

„Man hat uns sehr junge und sehr hübsche barmherzige Schwestern geschickt," sagte der Schließer.

— „Um so besser; es ist ein wahrer Genuß, wenn man in diesem trübseligen Loch einmal ein hübsches Gesicht sieht. Parbleu, ja fürwahr, sie sind hübsch!" fügte der Arzt hinzu, als er ihre Gesichter sah; „wie schade, daß solche heirathsfähige Mädchen Nonnen geworden sind! dazu hätte meine Nichte besser gepaßt, die zwar ein herzensgutes Mädchen, aber nicht hübsch ist, und sich wohl niemals hier verheirathen wird, wenn der Lieutenant sich nicht in sie verliebt, wie es oft den Anschein hat und ich mir Hoffnung mache; aber sie würde nicht in's Kloster gehen, und wenn sie mich damit vom Hungertod erretten könnte."

„Da hat sie auch ganz recht," meinte der Schließer; „aber sagen Sie, Doktor, haben Sie heute schon Nummer Sechs gesehen?"

— „Allerdings, und er ist entschieden nun der schlimmste Fall, den wir haben. Da die Schwestern angekommen sind, so muß ich eine von ihnen bewegen, daß sie heute Nacht bei ihm wacht. Ich möchte nicht haben, daß die Leute in Belle-Isle uns nachsagten, wir hätten unsere Gefangenen umgebracht."

„Fertigen Sie die Liste an und geben Sie sie mir, Doktor; ich möchte nicht, daß der neidische kleine Priester sich in die Sache legte."

— „Schon gut, ich verstehe," versetzte der Arzt; und die beiden gingen in das Zimmer des Gouverneurs, von wo der rothbärtige Schließer sogleich wieder zurückkam und den Schwestern winkte vor dem Gouverneur zu erscheinen.

Der gestrenge Herr berieth sich noch mit dem Priester, al

die barmherzigen Schwestern eintraten; er stand auf und verbeugte sich ehrerbietig vor ihnen, welche mit gesenkten Blicken dastanden. „Ich finde," sagte der Gouverneur freundlich, „ich finde es ganz unnöthig, Sie als Schwestern von dem Orden des heiligen Vincenz von Paula den Eid leisten zu lassen, welcher gewöhnlich denjenigen Personen abverlangt wird, die in den Gefangenenzellen Zutritt finden. Wir können uns auf Ihren Gehorsam gegen die Ordensregeln verlassen und brauchen Sie blos vor jeder Versuchung zu verwarnen, daß Sie Nachrichten, Winke oder Aehnliches von einem Gefangenen zum andern tragen, oder sich überhaupt auf irgend welche Weise in die Hausordnung dieses Etablissements mischen. Darf ich so frei seyn, mir Ihren Namen auszubitten?"

„Schwester Madeleine," war die Antwort.

— „Und der Ihrige?"

„Schwester Elisabeth."

„Sie haben die Listen, Antoine. Haben Sie die Güte, dieselben diesen frommen Frauen zu geben und sie nach den Zellen der kranken Gefangenen zu führen."

Madeleine's Liste bestand aus den Gefangenen Nummer 36, 41, 52 und 6; die Liste Elisabethens aus Nummer 75, 96 und 17. Der Gouverneur nahm wohlgefällig seine Cigarette wieder auf und vertiefte sich in seine Zeitung. Der Doktor trat nun vor, wandte sich freundlich an Madeleine und fragte sie: „Sind Sie an Anfälle von Nervenfieber gewöhnt?"

„Ja, mein Herr, ich habe Viele derselben in Lyon verpflegt."

— „In Lyon? Das ist eine sehr ungesunde Stadt. Es hat dort, wie ich hörte, im vergangenen Herbst eine Typhus-Epidemie geherrscht. Erlauben Sie mir einen Blick auf Ihre Liste.

Sie werden keinen von all diesen Fällen schwer finden, als denjenigen von Nummer Sechs. Nummer Einundvierzig ist schon aus aller Gefahr und hat nur einen leichten Anfall gehabt. Bei Nummer Zweiundfünfzig zeigt sich die Krankheit im ersten Stadium und bedarf einiger Pflege. Nummer Sechs dagegen ist auf dem höchsten Punkte der Krankheit, liegt im Delirium, und ich erwarte von Ihnen, daß Sie ihm beständig Eisumschläge auf den Kopf machen. Auch fürchte ich Sie mit der Bitte belästigen zu müssen, daß Sie die ganze Nacht bei ihm wachen; Sie werden jedoch beständig einen Schließer zu Ihrer Verfügung haben. Die anderen Gefangenen sind alle mit einander im Krankenzimmer, allein der Gouverneur hat nicht erlaubt, daß man Nummer Sechs dahin bringe, und Sie werden ihn deßhalb in seiner Zelle zu verpflegen haben."

Mitlerweile hatte der Priester sich Elisabeths Liste angesehen, und sagte: „Ach, da ist ein Fall, wegen dessen ich sehr in Sorge bin, nämlich Nummer Siebzehn. Ich glaube nicht, daß er das Fieber hat, allein er ist in einem sehr gedruckten Zustande, und scheint mehr geistig als körperlich zu leiden. Sie sind zwar noch sehr jung für eine solche Pflege, meine Tochter," fuhr er fort und blickte die kleine Elisabeth scharf an; „allein ich erwarte von Ihnen, daß Sie alle Kräfte, welche Gott Ihnen verliehen hat, eifrigst anwenden, um den Kranken zum Bewußtseyn seiner Verantwortlichkeit und zu einem warmen religiösen Gefühl zurückzuführen. Ich habe mein Möglichstes bei ihm gethan, jedoch mit geringem Erfolg; aber eine wohlwollende weibliche Pflege hat oft mehr Einfluß auf unglückliche Männer dieser Art, als der Zuspruch eines Priesters. Ich rathe Ihnen nicht, bei Ihrem Pflegling sogleich das Kapitel der religiösen Dinge zu berühren, sondern Sie werden besser thun, wenn Sie erst seinen

Geist sondiren. Seyn Sie aufmerksam auf alle seine Bedürfnisse und zeigen Sie ihm vor Allem Wohlwollen und Milde. Das Herz ist gewöhnlich die Brücke zum Gemüth; suchen Sie das seinige zu gewinnen und Sie werden auch seine Seele retten; Sie werden finden, daß er alsdann Ihnen folgen muß."

Kein Wort von dieser Unterredung war dem rothbärtigen Schließer entgangen, welcher nun einschritt und die Schwestern nach dem Krankenzimmer führte. Hier waren nur neun Kranke, worunter drei am Nervenfieber, die von den übrigen durch eine hohe spanische Wand getrennt lagen. Ein Gefangenwärter saß an der Thüre, und ein altes Weib, welches das Faktotum dieser Abtheilung zu seyn schien, beschäftigte sich angelegentlich mit einigen minder zierlichen häuslichen Arbeiten. Der Schließer, welchen der Gouverneur Antoine genannt hatte, der aber bei den andern Gefangenenwärtern unter dem Spitznamen ‚Rothbart' bekannt war, sprach einige Worte mit dem Manne an der Thüre und entfernte sich dann.

Während Madeleine und Elisabeth bei der alten Frau die nöthigen Erkundigungen anstellen und nach den ihnen zugewiesenen Patienten sehen, wollen wir diesem Manne folgen, wie er mit raschem Schritte durch die vielfach verschlungenen Gänge der alten Abtei eilt, eine Menge Thüren mit wunderbarer Geschwindigkeit öffnet und wieder hinter sich verschließt, und endlich ein kleines Schlafzimmer erreicht, welches zwar nur dürftig möblirt ist, aber im Vergleich zu den Zellen der Gefangenen ganz behaglich aussieht. Es zeichnet sich hauptsächlich durch einen ungeheuren Kleiderschrank und sehr großen Spiegel aus, die man kaum in dem Zimmer eines Schließers zu finden hätte erwarten sollen. ‚Ich halte es für wenig wahrscheinlich, daß selbst ihr Blick meine Verkleidung durchschauen werde,' murmelte er vor sich hin und

schloß den Kleiderschrank auf, der eine solche Mannigfaltigkeit von Kostümen zeigte, wie kaum die Garderobe irgend eines Schauspielers; ‚allein sie hat mein Gesicht so viele Jahre lang gekannt, und das Wahrnehmungs-Vermögen der Frauen ist so scharf, daß es vielleicht nicht rathsam ist, die Möglichkeit zu riskiren, daß ich in ihrem Beiseyn an's Licht trete.'

Er nimmt nun aus dem Schranke einen Topf mit rother Schminke, eine Schachtel mit Pulver, und eine große Schachtel mit verschiedenen feingeriebenen Farben und allen möglichen Fettschminken; diese stellt er vor dem Spiegel auf den Tisch, und zieht die staubfarbige Perrücke herunter, und nun erst zeigt sich der Zweck der großen Locke über der Stirne deutlich, denn unter der abgenommenen Perrücke kommt eine große unregelmäßige Narbe zu Tage, welche sich von der Stirn nach dem Schädel hinauf erstreckt. Nun beginnt er sein Angesicht auf eine Weise zu schminken, welche einem geübten Schauspieler Ehre gemacht hätte; es gilt, seinem Gesicht einen anderen Ausdruck zu geben, nämlich den eines Trunkenbolds, der für seine Physiognomie ganz neu seyn muß, da er sein Leben lang an strenge Mäßigkeit und unaufhörliche Thätigkeit gewöhnt war. Als er seine Arbeit vollendet hat, tritt ihm aus dem Spiegel ein kupferrothes Gesicht mit tiefliegenden Augen, dunkelblauer Nase und Stirne entgegen, das durch diese Färbung und eine dunkle Perrücke beinahe ganz unkenntlich geworden ist. Er ist ganz überzeugt, daß es nicht mehr möglich sey, die Identität seiner Person nachzuweisen, nimmt nun aus einer Schublade im Schrank, welche mit Werkzeugen, Brechinstrumenten und Nachschlüsseln aller Art gefüllt ist, einen sehr großen Nagelbohrer, steckt denselben in seine Tasche, räumt hierauf Alles im Zimmer auf, was irgend welchen Verdacht erregen könnte, verschließt dann erst die Thür selbst,

und begibt sich über eine andere Reihe von Gängen vor die Thür einer Zelle, über welcher die Nummer Siebzehn angeschrieben ist. In dieser Thüre wie in allen anderen ist ein kleines eisernes Gitter eingelassen, durch welches er aufmerksam hineinblickt und hineinhorcht.

Ein schweres unregelmäßiges Athmen von einem Bündel Bettzeug in der Ecke aus scheint darauf hinzudeuten, daß der Bewohner dieser Zelle in tiefem Schlafe liegt; allein der Schließer begnügt sich nicht mit dem blosen Anschein: er dreht sachte den Schlüssel um und tritt leise ein. Er zieht die Betttücher zurück, aber der Schläfer rührt sich nicht: er drückt seine rauhe Hand auf den Mund des Gefangenen — ein leises Husten erfolgt, und der Schläfer legt sich auf die Seite. Der Schließer kennt den wilden, stolzen Charakter seines Gefangenen und da er wohl weiß, daß wenn derselbe wachte, er sich eine solch' rohe Behandlung nicht gefallen lassen würde, so ist er überzeugt, daß derselbe in tiefem Schlafe liegt. Er verläßt die Zelle daher wieder so leise, als er sie betreten hat, verschließt die Thüre, und beginnt ein Loch in ihre starken dicken Bohlen zu bohren. Es ist nämlich Thatsache, daß für den Zweck eines regelmäßigen Spionirens das eiserne Gitter in der Thüre gänzlich ungenügend ist, da jeder in der Zelle befindliche, wenn er dicht an die Thüre herantritt, ohne Mühe das Gesicht des draußen Lauschenden sehen könnte. Sobald das eine Loch gebohrt ist, macht er ein anderes, ungefähr einen Zoll davon entfernt, und findet, daß er durch diese beiden Oeffnungen den größten Theil der Zelle völlig überblicken kann.

Sobald dieß geschehen, schreitet er den Gang entlang bis zu Nummer Sechs, und trifft hier dieselben Vorkehrungen, nur mit dem Unterschiede, daß er hier sogleich zu bohren anfängt,

ohne zuvor recognoscirt zu haben, weil er weiß, daß der arme Montague drinnen nicht im Stande ist, in seinem Delirium das Geräusch des Bohrers zu erkennen oder zu unterscheiden. —

Antoine kehrte hierauf nach dem Krankenzimmer zurück, und fand hier bereits den Doktor vor, welcher mit Madeleinens geschickter Behandlung seiner Patienten und mit Elisabeths Eifer und Rührigkeit sehr zufrieden war; es drängte ihn jedoch, den Krankensaal wieder zu verlassen, da er den Lieutenant zu einem Spiel Domino engagirt hatte, und die hiezu anberaumte Stunde schon da war. „Wohlan, meine Damen," sagte der Arzt, und rieb sich die Hände, „ich hoffe Sie nun in den Stand gesetzt zu haben, daß Sie diese paar armen Burschen hier verpflegen, und ich bin nur um die beiden in Sorge, denen Sie in ihren Zellen abwarten müssen; der Oberschließer wartet, wie ich sehe, bereits auf uns, um uns nach ihren Zellen zu führen, und da ich hernach in der Stadt einen wichtigen Fall zu besorgen habe, so wird es wohl am besten seyn, wenn wir sogleich hingehen."

Schwester Elisabeth war nie zuvor in einem Gefängniß gewesen, und schauderte schon bei dem blosen Gedanken an die Zellen. „Glauben Sie nicht, mein Herr," wandte sie sich schüchtern an den Doktor, „daß es besser seyn würde, wenn wir uns in unsere Arbeit theilten? d. h. wenn Eine von uns hier bliebe, während die Andere die beiden einzelnen Gefangenen in ihren Zellen verpflegte?"

„Hm, diese Anordnung hängt von dem Schließer ab," meinte der Doktor; „wir wollen es ihm vortragen."

„Es geht nicht," versetzte Rothbart rasch und entschieden, als ihm der Vorschlag mitgetheilt wurde; „da aber Nummer Siebzehn jetzt in tiefem Schlafe liegt, so ist es gar nicht nöthig, daß die frommen Schwestern in diesem Augenblick alle beide den Kranken-

saal verlassen; — ich will Sie nachher abholen, Madame!" wandte er sich an Elisabeth.

Die arme junge Schwester fand diese Anordnung um nichts angenehmer als die andere. Es war ihr ein Leichtes gewesen, von Haus zu Haus ihre Besuche bei den Armen abzustatten, welche sie wie einen Engel willkommen hießen; aber hier unter einer Anzahl kranker Verbrecher zurückgelassen zu werden, ohne einen andern Schutz als ein altes Weib und einen Wächter, das war ihr ein fürchterlicher Gedanke. Sie hatte jedoch durchaus keinen Grund zur Besorgniß; es herrscht ein tiefer Respekt für jede Schwester eines religiösen Ordens unter allen Klassen der Franzosen, vielleicht mit Ausnahme der höchsten Stände; und wenn irgend ein Orden auf diese Ehrerbietung mehr Anspruch hat als ein anderer, so ist es sicher der Orden der barmherzigen Schwestern, welche das Gelübde der Armuth und des Gehorsams ablegen, um die Armen und Leidenden zu verpflegen. Diese barmherzigen Schwestern unterscheiden sich bedeutend von unsern protestantischen Diakonissinnen, welche kein Gelübde bindet, und die sich daher ihrem Berufe auch nicht so ausschließlich und mit voller Seele hingeben, wie die Schwestern des Ordens vom heiligen Vincenz von Paula. Die barmherzige Schwester hat den großen Vortheil, einer religiösen Gemeinschaft anzugehören. Sie ist kein Individuum mehr, sondern nur Theil und Glied eines arbeitenden Ganzen, sie strebt nach nichts Anderem, als die Freundin und Pflegerin der Armen zu seyn, und wenn sie zu einem Reichen gerufen wird, um denselben zu verpflegen, so gehört der Gehalt, welchen sie von demselben annimmt, ihrem Orden, und dient zu dessen Unterhalt. Allein gerade weil ihre Thätigkeit eine heilige Berufung und kein bloses Handwerk ist, weil sie sich diesem Stande aus eigenem freien Antrieb widmet,

weil sie sich einer Vorbereitung und Erziehung zu demselben unterzieht, weil sie es dem Priester überläßt, seine Schuldigkeit zu thun, und sich nur mit ihren eigenen speciellen Pflichten begnügt, und weil sie nur um Gottes willen arbeitet, eben darum sind ihre Bemühungen so erfolgreich. Und doch bekehrt sie die Armen nicht durch Predigen und geistigen Einfluß, denn in neun Fällen unter zehn ist sie einem Stande entsprungen, der nur wenig über dem Stande der Armen steht, welche sie besucht, — sondern durch ihre eigene Sanftmuth und Herzensgüte, und indem sie ihren Pfleglingen durch unermüdliche Bemühungen beweist, welch' große Dinge die Liebe zu Gott leisten kann. Ich kannte in Paris eine junge Dame, welche in jenen Orden getreten war, den man les petites Soeurs des Pauvres nennt; ich weiß, daß dieses Mädchen, das eine treffliche Erziehung genossen hatte, jeden Morgen um vier Uhr aufstand, die großen nackten Zimmer in dem armseligen weitschichtigen Hause scheuerte, worin die Schwestern wohnten; daß es an allen Vorbereitungen für die übrigen Geschäfte des Tages theilnahm, und von Morgens fünf Uhr an mit einem großen schweren Korbe am Arme von Haus zu Haus, von Wohnung zu Wohnung lief, und zu Köchinnen und Spülerinnen ging, um das übrige Brod und die sonstigen Ueberbleibsel der Speisen vom vorigen Tage einzusammeln. Ich weiß, daß dieses treffliche Frauenzimmer, oft — vielleicht vier Tage in der Woche — sich mit der ärmlichsten Kost begnügen mußte, und manchmal nichts Anderes hatte als eine harte Brodkruste oder eine ärmliche Wassersuppe. Ich weiß, daß diese frommen Schwestern so arm waren, daß, als sie in den Fall kamen, zur Regelung der Zeit in ihrem großen Hause eine Uhr zu gebrauchen, sie sich zwei Monate lang das Nöthigste am Munde abdarben mußten, um das Geld zu ersparen, das sie zum

Ankauf einer gewöhnlichen Schwarzwälderuhr bedurften; ich weiß, daß jene arme Schwester oft sechs oder sieben Stunden lang Treppe-auf, Treppe-ab, mit ihrem schweren Korbe am Arm durch halb Paris wandern mußte, und sich doch niemals beklagte. Das nenne ich Hingebung und Selbstaufopferung, zumal da Alles geschah, damit sie, die jung und rührig war, dazu beitragen konnte, die Blinden, die Krüppel, die Hochbetagten und die Elenden zu speisen und zu verpflegen; und ihre Ordensschwestern blieben in ihrem Eifer nicht hinter ihr zurück. — Kein Wunder daher, daß alle Klassen, und selbst die gefährlichsten und verzweifeltsten, der barmherzigen Schwester auf der Straße mit Respect begegnen, und daß sie unangefochten und ohne Furcht sich in Stadttheile wagen kann, welche selbst der Polizei Grauen einflößen. Kein Wunder daher, wenn diese geistlichen Frauen kein Bedenken tragen, sich in dieselbe Zelle mit einem Gefangenen vom bösartigsten Charakter einschließen zu lassen, sobald er krank ist und ihrer Pflege bedarf.

Madeleine folgte dem Rothbart und dem Doktor schweigend durch die langen hallenden Gänge, bis sie Numero Sechs erreichten. Sie hörten drinnen ein leises Singen und Madeleine war angenehm überrascht, daß das gesungene Lied eines war, welches sie selbst kannte und sehr liebte, nemlich die „Kornblumen" von Victor Hugo. Der Schlüssel kratzte im Schlosse und alle drei traten ein. Es war seltsam anzusehen, wie Rothbart das Gesicht der Schwester beobachtete, allein er forschte vergeblich, denn sie beugte den Kopf etwas herab, und die große Haube ihrer Ordenstracht verbarg ihre Züge vollständig. Der Kranke lag mit dem Gesicht gegen die Wand gekehrt, und der Arzt näherte sich ihm, ergriff seine Hand und fühlte ihm den Puls. „Fühlt Ihr Euch besser, guter Freund?" fragte er ihn.

Der Kranke gab keine Antwort. „Aha," sagte der Doktor, „das Fieber stund in seinem stärksten Stadium, und seit heute früh ist noch diese Taubheit hinzugekommen." Dann wiederholte er seine Frage mit lauterer Stimme.

— „Besser?" lachte der Kranke schwach; „besser? hahaha, kann es mir denn je besser gehen, während sie so schlimm ist?"

„Er delirirt, wie Sie sehen," sagte der Doktor: „es steckt irgend eine alte Liebesgeschichte dahinter, denn heute früh sprach er in noch furchtbareren Ausdrücken von seiner Dame."

Der Rothbart hatte wenigstens Madeleinens Figur beobachtet, da er ihr Gesicht nicht sehen konnte; bei der Antwort des Kranken war sie etwas erschrocken, und von einem augenblicklichen Schauer durchbebt worden, jedoch nur für einen kurzen Moment, wie unter dem Eindruck eines flüchtigen Wiedererkennens der Stimme, das sie noch für eine bloße Täuschung hielt.

Der Doktor wandte sich nun zu Madeleinen, gab ihr die nöthigen Weisungen wegen der Behandlung für die Nacht, und entfernte sich, von dem Schließer bis zu der ersten Thüre begleitet. „Sie werden den Wärter dort drunten finden, Doktor," sagte der Rothbart zu ihm, eilte dann zurück und nahm begierig seine Stellung an den beiden Bohrlöchern ein. Madeleine machte sich im Zimmer herum zu schaffen, und ordnete die verschiedenen Gegenstände so an, wie sie ihr am bequemsten zur Hand waren. Der Kranke schwieg wieder.

Wir sind nicht gewöhnt, als demüthige Autoren unseren Lesern zu schmeicheln, allein so viel Scharfblick glauben wir denselben doch zutrauen zu dürfen, daß die meisten schon errathen oder vermuthet haben, daß der rothbärtige Schließer kein Anderer war, als Antoine Legrand in seiner dritten Vermummung. Auch mit ihm sind, seit wir ihm zum letzten Male begegneten, bedeu-

tende Veränderungen vorgegangen: das Landgut und das Vermögen, die er sich durch die Denunziation der jungen Freimaurer erworben hatte, sind von unsinnigen Spekulationen an der Börse fast verschlungen worden, denen er sich während seines Aufenthalts in Paris hingegeben. Ein unersättlicher Durst nach Gold, eine aberwitzige fieberische Gewinnsucht hatte sich seiner bemächtigt, nachdem die andere heftige Leidenschaft für Madeleine fehlgeschlagen hatte. Der neue Minister stellte ihn nicht mehr bei der geheimen Polizei an, weil er dem leidenschaftlichen Börsenspieler nicht mehr die erforderliche Ruhe zutraute, die ein Polizeispion haben muß. Er schien in Ungnade gefallen bei denen, welche vielleicht früher sein seltenes Glück beneidet hatten. Ein echter Spieler, hatte er aus dem Schiffbruch seines Vermögens beinahe nichts gerettet, als seine umfangreiche Garderobe, und als er sich nun darauf angewiesen sah, wieder irgend einen Broderwerb zu ergreifen, so öffnete sich ihm augenblicklich keine andere Laufbahn als die eines Aufsehers in den Staatsgefängnissen. Weit entfernt solch' ein bescheidenes Amt zu verschmähen, sah er darin nur einen bedeutsamen Wink, der ihn wieder an seine Feinde Ludowski und Paul Montague erinnerte. Die ganze Bitterkeit seines verfehlten Lebens stieg übermächtig wieder in ihm auf, als er jenes Ludowski's gedachte, und seine Seele wurde von Rachegier erfüllt, deren vielleicht nur ein Franzose und ein Mann von seinem Charakter fähig ist. Er wußte, in welchem Gefängniß Beide waren, und es gelang seinen Bemühungen, als er die Stelle eines Gefängnißaufsehers und Oberschließers bei den Staatsgefangenen auf dem Mont St. Michel bekommen hatte, auch die Versetzung Ludowksi's nach dort von den oberen Behörden zu erlangen. So erklärt sich das seltsame Zusammentreffen, dessen wir in der Ueberschrift

dieses Kapitels gedachten und das auf eine ganz natürliche Weise alte Freunde und Feinde unversehens unter demselben Dach wieder vereinigte. Nichts im Leben ist Zufall, und darauf gerade beruht die Romantik des Lebens; es war gewiß eine Art höherer Fügung, welche just Madeleinen vorzugsweise vor den anderen barmherzigen Schwestern von Dol dazu auserſah, die Typhuskranken auf dem Mont St. Michel zu verpflegen. —

Als Madeleine mit dem Aufräumen der Zelle zu Ende war, nahm sie den einzigen dreibeinigen Schemel, den sie hier vorfand, setzte sich dicht neben die Matratze des Kranken und zog einen kleinen Band aus der Tasche.

Aha, dachte Antoine, das ist eine Sammlung frommer Betrachtungen. Hierin irrte er jedoch in Einem Sinne, obschon er im andern recht hatte; der Band enthielt die Rayons et Ombres von Victor Hugo, ebenfalls Betrachtungen dieses Dichters. Dieß war ein anderer Zug von Unabhängigkeit in Madeleinens Charakter. Ihr umfassender Geist empörte sich gegen das engherzige System eines andauernden wiederholten Studiums der Gedanken von Thomas a Kempis oder derjenigen irgend eines andern Schooskindes der Theologen. So schön und großartig solche Erbauungsbücher auch sind, und so bewundernswerth für diejenigen, welche ihre Gedanken nicht ohne einen solchen Sauerteig erheben können, so waren sie doch Fesseln, nicht Schwingen für einen Geist, wie den ihrigen, der sich von selbst emporschwingen konnte und stets selbst emporgeschwungen hatte. In Victor Hugo's Gedichten suchte sie keine solche Hilfe, sondern eine geistige Schönheit, welche man so selten in der Welt findet, und deßhalb liebte sie dieselben so sehr.

Sie hatte noch nicht lange gelesen, als der Gefangene wieder

leise zu singen begann, und zwar so leise und mit unartikulirten Worten, daß sie den Kopf vorbeugte, um den Text zu hören und zu verstehen. Es war wieder ihr Lieblingslied und sie erkannte den Vers.

Er sang sehr leise, allein je länger er sang, desto lauter ward seine Stimme, und er richtete sich plötzlich in seinem Bette auf und starrte wild um sich her.

„Um's Himmels willen!" stammelte Madeleine leise und blickte forschend in das abgemagerte verstörte Gesicht: „sehe ich recht? Nicht doch, es kann nicht seyn, es ist nicht möglich!"

— „Kannst Du es leugnen?" rief der Kranke, erfaßte ihren Arm und umspannte ihn mit seinen hagern Fingern; „willst Du es leugnen? Ha, ihr Weiber vertheidigt immer Euer Geschlecht, ich sage Dir . . . ." Aber die plötzliche Anstrengung konnte nicht andauern und der Kranke sank erschöpft und keuchend zurück, und war nicht im Stande seinen Satz zu vollenden. Und nun kam erst der Charakter des Weibes zum Vorschein; Madeleine schrie nicht auf, und wurde nicht ohnmächtig, wie eine Heldin nach allen Regeln der Romanschreiber thun muß. Nein, sie stand ruhig auf und schenkte ein Glas frisches kaltes Wasser ein, und setzte es dem Kranken an den Mund, der es gierig leerte. — „Mehr! noch mehr!" keuchte er, als sie es ihm sachte und mit rührender Zärtlichkeit in den Mund goß. Dann ward er wieder still und seine Aufregung legte sich. Sie deckte ihn sanft zu, trug das Glas an den Ort zurück, von wo sie es genommen, kam dann wieder zu ihm und setzte sich ruhig auf ihren Schemel. Mit linder weicher Hand strich sie ihm das Haar aus der Stirne und betrachtete ernstlich, ja vielleicht allzu ernsthaft, sein blasses abgezehrtes Gesicht, in dem sie die edlen Züge ihres früheren Geliebten erkannte. Sie wußte nicht wie

ihr geschah, aber einem unbezwinglichen Drange folgend, beugte sie, Schwester Madeleine aus dem Orden vom heiligen Vincenz von Paula, ihr Haupt herab und drückte ihre Lippen auf seine glühende Stirn.

Als Antoine dieses sah, ballte er seine Fäuste so krampfhaft, daß seine Nägel sich tief in das blutende Fleisch eingruben.

Es war nur die Leidenschaft eines Augenblicks bei Madeleinen. Die lange aufgesparte Liebe, die lange unterdrückte Leidenschaft waren auf eine Minute in diesem Kuß hervorgebrochen — einem Kuß, der eben so voll von Mitleid wie von Liebe war. In der nächsten Minute hatte sie ihr Buch niedergelegt, sich neben dem Bett niedergekniet, ihr Haupt gebeugt, und betete lange und andächtig, aber schweigend. Was sie erbetete, konnte Antoine nicht errathen, und wir wollen es nicht ergrübeln; aber sie betete lange, während der Kranke in einen sanften Schlummer verfiel.

Der Abend brach ein, das Tageslicht verschwand und sie betete noch immer. In dieser engen Zelle wurde es so dunkel, daß Antoine seine Augen schmerzten, als er noch immer durch die Bohrlöcher blickte und seinen Lauerposten nicht zu verlassen wagte, damit nicht Madeleine, wenn er fortgegangen wäre, dem kranken Gefangenen noch ein anderes Liebespfand auf die Stirne drücke, um welches er nicht wisse. Der arme Thor! er hatte keine Ahnung davon, wie inbrünstig sie soeben um Kraft gebetet hatte, um der Versuchung zu widerstehen, die nun in ihr aufstieg, in der Wiedergeburt ihrer früheren Liebe ihre gegenwärtige Pflicht und ihre Hingebung an dieselbe zu vergessen! — Er blickte noch immer in die Zelle hinein, bis er nur noch die weiße Haube in dem schwarzen Raume und Madeleinen auf den Knieen sehen konnte. Das arme Mädchen! es fühlte

sich jetzt nur noch sicher und glücklich, wann es betete. Endlich bewegte sich die undeutlich gesehene weiße Haube, erhob sich und kam auf die Thüre zu; Antoine hörte anfangs nur ein leises Pochen von innen; er erhob sich auf den Zehen und schlich unhörbar den Gang hinunter. Das Pochen ward wiederholt und dann rief eine Stimme: „Schließer!“ Mit schwerem Tritte näherte er sich jetzt der Thüre und schloß auf.

„Ich möchte eine Lampe oder sonst irgend ein Licht haben,“ sagte Madeleine demüthig.

— „Ich will es sogleich holen,“ stammelte er, wandte sich um, ging einige Schritte den Gang hinab, kehrte dann aber wieder zurück und fragte: „Fürchten Sie sich nicht, im Dunkeln allein gelassen zu werden, Madame?“

„Nicht doch, mein Herr, ich bin ja nicht allein,“ gab sie zur Antwort. Die Worte waren einfach, aber für Antoine's eifersüchtiges Gemüth hatten sie eine manchfache Bedeutung und klangen ihm noch lange in den Ohren nach, als er sich tastend den Weg den finstern Gang entlang suchte. Der nächste Corridor war beleuchtet. Er fragte sich, wie es kam, daß seine Leute vergessen hatten die Lampen auf diesem Flure anzuzünden, und er erinnerte sich erst jetzt wieder, daß er die Thüre geschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt hatte, als der Doktor weggegangen war. Der Schließer, der die Lampen brachte, mußte gepocht haben, aber er war wohl so sehr in seine Beschäftigung vertieft gewesen, daß er ihn nicht gehört hatte. Als er mit der Lampe zurückkehrte, fand er Madeleinen wieder auf dem niedern dreibeinigen Schemel sitzend: sie stand auf, nahm ihm die Lampe aus der Hand und er gewahrte nun einen Ausdruck ruhigen Glücks auf ihrem Antlitz. Dieß drang ihm wieder wie ein Schwert durch die Seele.

„Werden Sie auf dem Gange bleiben, mein Herr?“ fragte sie ruhig.

— „Ich oder ein Anderer,“ gab er barsch zur Antwort, aber er wußte wohl, daß er allein da seyn würde.

„Dann kann ich also rufen, wenn ich irgend Etwas brauche?“

— „Allerdings, Madame; gute Nacht?“ sagte er und legte unwillkürlich einen gewissen Hohn in diese gewöhnlichen Worte.

Madeleine stellte die Lampe so fern wie möglich von dem Kranken in eine Ecke und setzte sich wieder auf ihren Schemel nieder. Antoine verweilte sich noch ein wenig und geberdete sich, als suche er den richtigen Schlüssel aus seinem Schlüsselbunde.

„Wie viel Uhr ist es?“ fragte Madeleine.

Er zog eine goldene Uhr heraus, — eine goldene für einen Schließer!

„Halb neun Uhr, Madame,“ gab er zur Antwort. Madeleine dankte ihm, aber er verweilte noch immer und fuhr fort: „Soll ich Ihnen meine Uhr hier lassen, Madame?“

— „Ach ja, wenn Sie so freundlich seyn wollen,“ versetzte sie; „aber vielleicht brauchen Sie sie selbst?“

„Nicht doch, Madame, ich habe noch eine andere,“ gab er zur Antwort und zog eine massiv-silberne, beinahe so groß, wie eine Wärmflasche, aus der Tasche.

— „Nun denn, so bitte ich Sie um diese hier, weil ich wissen möchte, wie lange er schläft,“ sagte die barmherzige Schwester; „er ist nun ganz ruhig und seine Hand ist sogar ein wenig feucht.“

Antoine gab ihr die Uhr; es machte ihm so viel Vergnügen

ihre Stimme zu hören, aber er wagte nicht länger zu verweilen und wußte auch in der That nicht, was er noch weiter sagen sollte. So ging er denn hinaus, verschloß die Thüre, setzte seine eigene Lampe weit hinweg an das andere Ende des Ganges und kehrte wieder zur Thüre zurück, um zu lauschen und zu beobachten.

Stunden lang saß Madeleine da und dachte und wachte, rührte sich aber nicht. Und stundenlang stand Antoine da und blickte sie an, wie nur Einer, der bis zum Wahnsinn geliebt hat, hinblicken kann. Das Schweigen der Nacht senkte sich auf diesen ganzen Ort hernieder und wurde fürchterlich. Diese beiden Menschen hörten nichts als das schwere Athmen des Kranken und das Klopfen ihrer eigenen Herzen.

Um Mitternacht stöhnte der Schläfer, erwachte plötzlich und streckte seine Hand aus. Madeleine ergriff sie, sie war brennend heiß. Der Kranke drehte sich unter Schmerzen nach ihr um und flüsterte schwach: „Wasser!“ Sie brachte es ihm und goß es sanft auf seine glühende Zunge. Dann ward er ruhiger, seufzte ein wenig und blickte auf in Madeleinens Gesicht. Sie erbebte vor Furcht, er möchte zum Bewußtseyn kommen und sie erkennen, und Antoine starrte in der furchtbarsten Spannung und Seelenangst die Beiden an.

„Wer bist Du?“ fragte der Kranke.

— „Ich bin eine barmherzige Schwester und hieher gekommen, um Sie zu verpflegen,“ erwiderte sie. — „Sie müssen aber ruhig bleiben und dürfen nicht reden.“

Er schaute ihr noch immer in's Gesicht, als ob er nicht hörte, und sie wandte mit Anstrengung ihr Gesicht ab. „Sieh' mich an!“ bat der Kranke.

Wie konnte sie es ihm abschlagen? Er sah ihr lange und

ernſthaft in's Geſicht, dann ſagte er in engliſcher Sprache: „Man hat mir meinen Hund weggenommen; wo iſt er? Smog, lieber Smog! Erinnerſt Du Dich noch des kleinen Smog?"

Madeleine verſtand ihn und zitterte; war es möglich, daß er bei Beſinnung war, oder war es nur ein Beweis von hohem Delirium, daß er ſich jetzt ſeiner Mutterſprache bediente? Sie verſuchte ihm auf Engliſch zu antworten, allein die Worte wollten ihr nicht einfallen, daher erwiderte ſie ihm auf Franzöſiſch: „Seyn Sie ruhig! Ich will dafür ſorgen, daß Ihr Hund Ihnen wieder gebracht wird."

Dieß tröſtete den Lauſcher an der Thüre einigermaßen: aber der Kranke fragte ungeduldig: „Wie ſagten Sie? Ich kann Sie nicht hören." Sie beſchwor die alten Erinnerungen wieder herauf und ſagte lauter und in engliſcher Sprache: „Bleiben Sie ruhig! Ich will dafür ſorgen, daß man Ihnen Ihren Hund wieder bringt!"

Die arme Madeleine mit ihrem gebrochenen Engliſch! — Der Kranke blickte ihr noch immer in's Geſicht und hielt ihre Hand feſt. „Man ſagte, ſie liebe mich nicht," fuhr er in engliſcher Sprache fort; „man ſagte mir, ſie liebe einen Anderen, einen böſen ſchlechten Mann .... ſie ſolle ...." Hier ſeufzte er tief auf.

„Liegen Sie ruhig!" bat ihn Madeleine.

— „Sie hieß Madeleine," fuhr er fort; „ſo heißt auch ein Weib in der Bibel, das von Teufeln beſeſſen war — von Teufeln," fuhr er ſehr leiſe fort, ſo daß Madeleine ſich über ihn beugen mußte, um ſeine Worte zu verſtehen; aber beim Klange ihres eigenen Namens ſchauderte ſie; „jenes Weib in der Bibel bereute und that Buße," fuhr er fort; „Madeleine hat nicht bereut, Madeleine iſt ſchlimmer als ſie .... Oh!" rief er mit

immer lauterer Stimme und rollte seinen Kopf auf dem Kissen herum; „oh, sie hat mich hintergangen; sie ist meiner unwürdig; sie — sie ist verdammt für immer. Ach, so schön zu seyn, und doch verdammt! Oh! dann muß auch ich verdammt werden, auch ich ...." Er gerieth wieder in seine Raserei hinein; Madeleine, die an allen Gliedern zitterte, holte die Kanne mit dem Eis herbei und legte ein großes Stück davon auf seine glühende Stirne. Dieß beruhigte ihn und nach einer Weile flüsterte er sanft: „Madeleine, Madeleine, ich liebte Dich, ich liebe Dich trotzdem noch immer!"

Wie diese Worte zu ihrem Herzen drangen, obwohl sie im Delirium gesprochen wurden! Und dennoch kämpfte sie ihre Gemüths-Bewegungen nieder und hielt das Eis an seinen Kopf, während seine glühende Haut dieß rasch schmolz und Ströme von kaltem Wasser über seinen Kopf herunterflossen. Der Kranke war jetzt ruhiger, aber sie fürchtete beinahe diese Ruhe; ihr bangte hauptsächlich nur davor, daß er allmählig zur Besinnung kommen und sie wieder erkennen werde; sie wußte sehr gut, daß die Aufregung ihn tödten würde und doch vermochte sie sich nicht von seiner Seite loszureißen. Sie nahm sich vor, ihn bis auf's Aeußerste zu verpflegen. Auf einmal sagte er auf Französisch und so ruhig, daß sie darüber erschrack: „Ich danke Ihnen, ich fühle mich nun besser." Und nach einer kleinen Weile fügte er hinzu: „Soll ich Ihnen Alles von ihr erzählen? Sie wissen, ich liebte sie so sehr, allein ich war grausam gegen sie — Gott verzeihe mir's, aber ich fürchte, er wird mir's nie vergeben. Dann kam diesen Morgen ein Mann, erst vor einer kleinen Weile, und erzählte mir, sie sey .... sie sey die .... Maitresse jenes Menschen gewesen."

Von plötzlichem Entsetzen erfaßt, zog Madeleine ihre Hand zurück, aber sie faßte sich sogleich wieder und horchte mit größter

Spannung auf seine leisen Worte. Sie hielt seine Aeußerungen nur für Folge des Deliriums, und was für Phantasieen gebiert das Fieber nicht!

„Sie hatte ihn längst schon geliebt und sie gab sich ihm hin, erzählte man mir, allein," fuhr er mit einem schwachen Lächeln fort, „allein, ich glaube kein Wort davon; Madeleine ist so rein, wie die Sterne am Himmel!" — Sie athmete wieder auf; sie vermochte nicht daran zu glauben, daß dieß Alles nur Ausgeburt der Fieberhitze und der überreizten Phantasie sey. Plötzlich murmelte er: „Rose, ja Rose hat mich geliebt; Rose vertheidigte mich. Auch Käthchen hat mich geliebt, ja angebetet, und wäre für mich durch's Feuer gegangen! — Das arme Käthchen! und sie war nur eine Lorette! — Madeleine bat um jenes Mannes Leben, aber die gute kleine Rose vertheidigte das meinige und schützte mich mit ihrem eigenen Körper, und Käthchen hätte sich für mich dem dicken Jakobiner vom Palais Royal hingegeben, um meine Freiheit zu erkaufen. Aber wo ist Madeleine? Hat sie mich vergessen? Doch nein, — ich war's ja der sie zuerst von sich stieß!" . . .

Es lag ein gewisser Trost in diesen Aeußerungen, denn es war eine Unterbrechung der Vorwürfe, die sie auf sich selbst gehäuft zu sehen erwartete. Nach einer Weile wandte er sich wieder zu ihr, blickte sie zärtlich an und sagte: „Ich glaube, Sie gleichen Rose; doch nein, Sie haben mehr Aehnlichkeit mit Madeleine, — sehr große Aehnlichkeit. Ich glaube, ich würde sie lieben, wenn sie jemals wieder leben könnte!" Damit sank er zurück und war wieder ruhig.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Liebe und Mitleid im Kampf gegen die Pflicht.

Die dunkeln Stunden der Nacht zogen langsam an Vielen in diesem Gefängnisse vorüber, nur nicht an den drei Personen, die wir an dem eben geschilderten Auftritte betheiligt sahen. Der Eine lag, der Vergangenheit unbewußt, in Fieberphantasieen da, welche ihm stoßweise die Erinnerungen an die Vergangenheit vorführten; die Andere beobachtete ihn und focht in ihrem Geiste einen großen Kampf aus; der Dritte belauerte die beiden Ersten, machte sich Pläne und stellte deren Einzelnheiten fest.

Der größte Kampf war bereits in Madeleinens Seele vorüber; die Kämpfenden waren Liebe und Pflicht gewesen, und die letztere hatte den Sieg davon getragen. Allein ein anderer casus belli war aufgetaucht und die Liebe nahm nun einen Verbündeten an, Namens Mitleid, und zwar das Mitleid einer Frauen-Seele; und diese beiden trugen mit der Zeit den Sieg davon. Eine Stimme — ich glaube, es war die eines Engels — hatte Madeleine zugeflüstert: „falls er wieder genest, willst Du ihn alsdann in diesem Gefängniß verfaulen lassen? Mittelst eines kleinen Opfers, das Dir wenigstens nicht schwer fällt, kannst Du seine Flucht bewerkstelligen; und sein Vergehen, worin es auch immer bestanden haben mag, ist bereits mehr als genügend bestraft worden.“ Vor dieser Stimme gab auch die Pflicht nach, jedoch nur bedingungsweise; „versuche zuerst gesetzmäßige Mittel,“ flüsterte ihr die Pflicht zu, und Mitleid, diese Amazone, war damit einverstanden. „Er ist ein Engländer,“ sagte die Pflicht; „er soll in der Bretagne, wie ich gehört habe, gleich einem wildem Thier verfolgt und gehetzt worden seyn,

und hatte vielleicht keine Gelegenheit, geschweige denn die Zeit, die Einmischung und Vermittlung des englischen Gesandten nachzusuchen. Ich habe gehört, daß die englische Regierung auch ihre schlimmsten Unterthanen sogar vor gerechter Bestrafung im Auslande beschützt. Palmerston ist noch immer in England am Ruder. Ich will auf meine eigene Verantwortlichkeit handeln und an den britischen Gesandten in Paris schreiben."

Der Morgen kam und wuchs mit raschen Schritten. Antoine war es am Ende müde geworden, in Madeleinens stilles Gesicht zu blicken, und begab sich daher auf eine Weile nach seinem Zimmer. Hier nahm er aus seinem großen Schranke ein kleines Reiseschreibpult, schloß es auf, drückte auf eine geheime Feder, und öffnete dadurch eine kleine Schublade, worin etliche stark gelesene Briefe lagen. Unter diesen suchte er einen kleinen zerknitterten Papierstreifen hervor, öffnete ihn und las die Worte:

„Ich habe Deines Lebens geschont, mache künftig einen bessern Gebrauch davon, als seither, und sey dankbar.

Paul Montague."

Und nun begann dieser Mann, den Niemand von seinen finstern, selbstsüchtigen Plänen abzubringen vermocht hatte, den Versuch, sich selbst milder zu stimmen.

Auch in ihm gährte ein Kampf, aber die Selbstsucht trug den Sieg davon, und er sagte sich: „Ich muß sie hier behalten, was auch immer geschehen mag, und wenn ich sogar selbst ein Fieber heucheln müßte, was für mich der höchste Gipfel des Elends wäre, und mir wohl schwerlich gelingen würde."

Um neun Uhr kam der Doktor zu Nummer Sechs, und sandte Madeleinen hinweg, damit sie frühstücke. Er meinte, das Fieber habe sich noch nicht gelegt; Alles hänge von der nächsten

Nacht ab, und wenn diese gut vorüber gehe, so sey auch alle Gefahr vorbei. — Madeleine verließ bereitwillig ihren Kranken, jedoch nicht um zu frühstücken, denn wie hätte sie jetzt essen können? sondern um den Plan auszuführen, den sie gefaßt hatte. Im Krankenzimmer fand sie die Schwester Elisabeth, die ihre Kranken seit sechs Uhr Morgens verpflegt hatte.

„Kannst Du sie für einen Augenblick verlassen, meine Liebe?" fragte Madeleine.

— „Ich denke wohl, ich bin vorerst kaum nothwendig," erwiderte Elisabeth.

Die beiden barmherzigen Schwestern gingen nun fort, und den gepflasterten Weg herab, nach ihrer kleinen Wohnung. „Ich habe einen Kranken," sagte Madeleine, „der wenigstens auf zwei oder drei Tage meine ganze Zeit und Sorgfalt in Anspruch nimmt, einen Fall, der sehr gefährlich ist; willst Du nicht ...."

„Ach ja, recht gerne," fiel ihr Elisabeth in's Wort, welche ihre Bitte im Voraus begriffen hatte; „ich will Deine Patienten im Krankensaale übernehmen; es wird für mich eine Entschuldigung seyn, mich weniger mit Nummer Siebzehn abzugeben."

— „Und warum willst Du Dich mit ihm weniger befassen?" fragte Madeleine.

„Ich bin in der That der Aufgabe kaum gewachsen," versetzte Elisabeth. „Er ist nicht gerade krank, sondern nur schwach und heruntergestimmt, was meines Erachtens theils von ungenügender Nahrung, theils von diesem fürchterlichen Orte — und oh, ist es nicht in der That ein entsetzlicher Aufenthalt? — aber meist von Gewissensbissen und Entmuthigung herrührt."

— „Ah, er ist also irgend ein großer Verbrecher?"

„Ja, ein sehr großer; aber er ist wegen eines politischen Vergehens im Gefängniß, und sein Verbrechen ist zwar mehr eine

reine Privatsache, aber ein sehr schweres, entsetzliches!“ setzte die junge Schwester schaudernd hinzu, und senkte ihr Haupt auf den Busen herab.

— „Er hat also mit Dir darüber gesprochen?“ fragte Madeleine, und wurde durch die Besorgniß für die jüngere Schwester einigermaßen von ihren eigenen Gedanken abgezogen.

„Ja, er sprach in der That mit mir darüber,“ entgegnete Elisabeth; „obschon es nicht recht von ihm war, mit einem so jungen Mädchen, wie ich, über solche Dinge zu sprechen. Als ich zuerst in seine Zelle trat, lag er ganz zusammengekrümmt in die Ecke. Ich fragte ihn, was ich für ihn thun könne, aber er schauderte nur und gab mir keine Antwort; und als ich ihn endlich auf die Schulter klopfte, und meine Frage wiederholte, da zitterte er heftig und schrie laut auf. Endlich sah er mich an und sagte: ‚Aha, der Teufel kommt in einer neuen Gestalt, und daran thut er recht; in der Gestalt eines Weibes muß er mich necken!‘ Ich erklärte ihm, ich sey nicht gekommen, um ihn zu verhöhnen, sondern um ihn zu verpflegen und freundlich gegen ihn zu seyn, wie der Pfarrer es mir aufgetragen hatte. ‚Freundlich?‘ rief er mit einem entsetzlichen Lachen; ‚das ist in der That reine Verführung!‘ — Ich sagte ihm alles mögliche Liebreiche und Beruhigende, was mir nur in den Sinn kam, und endlich besänftigte er sich einigermaßen und sagte: ‚Sie würden sich nicht anbieten, freundlich gegen mich zu seyn, wenn Sie wüßten, wie ich Eine Ihres Geschlechts in's Verderben gestürzt habe.‘ Ich erwiderte ihm, Gott sey barmherzig, und würde ihm ohne Zweifel vergeben, wenn er aufrichtig bereue. — ‚Gott?‘ rief er, ‚wenn Gott barmherzig ist, wenn es überhaupt einen Gott gibt, warum schickt er alsdann Teufel aus, um mich zu quälen? warum läßt er eines von seinen eigenen Geschöpfen in

diesem Elend verfaulen, wie ich verfaulen muß? warum schickt er mir die arme Marie die Singerin' . . ."

— „Marie die Singerin?" rief Madeleine betroffen.

„Ja, so nannte er sie; ist das nicht ein seltsamer Name? ich versichere Dich, daß er sie wirklich so nannte."

— „Wie seltsam!" rief Madeleine; „weißst Du, liebe Schwester, daß ich von dieser Geschichte schon gehört habe? Es war ein armes Mädchen dieses Namens in unserem Dorfe, welches verführt und dann von seinem Verführer verlassen wurde. Allein halt! beschreibe mir erst das Aussehen dieses Menschen." Elisabeth schilderte ihn. — „Er ist es," fuhr Madeleine fort; „Krankheit und Kerkerhaft haben ihn allein entstellt. Du wirst ihn wahrscheinlich wieder sehen, und dann suche womöglich zu erfahren, ob er Ludowski heißt. Hüte Dich aber ja, ihm etwas von mir zu sagen!"

Auf diese Weise entdeckte Madeleine hier noch einen andern alten Bekannten. Sie schrieb dann zwei Briefe, den einen an ihre Verwandten, denen sie nur selten schrieb, denn als sie sich dem Werke Gottes widmete, hatte sie gelobt, die Welt zu vergessen; den andern an den britischen Gesandten, 39. Faubourg St. Honoré, in Paris. Es verursachte ihr natürlich endlose Mühe, diesen letztern Brief abzufassen, und sie bedurfte dazu all' ihres Takts und ihrer Diskretion. Sein wesentlicher Inhalt ging dahin: sie sey zur Pflege eines englischen Gefangenen, eines Mr. Paul Montague, aufgefordert worden, der am Nervenfieber krank darnieder liege, wegen dieses oder jenes politischen Vergehens eingesteckt worden sey, und zwar unter Umständen, welche allen Grund zu der Annahme gäben, daß derselbe nie einer gesetzmäßigen, richterlichen Untersuchung unterworfen worden sey; sie bitte jedoch, daß man diesen Brief als streng vertraulich be-

trachte, da sie ganz auf ihre eigene Verantwortlichkeit handle. Nach einigen Tagen erhielt sie die folgende Antwort, worin natürlich die et caetera entsprechend ausgefüllt waren:

„Madame! Ich habe den angenehmen Auftrag von Sr. Excellenz, dem ꝛc. Ihrer britischen ꝛc. an dem Hof Sr. Kaiserlichen ꝛc. Ihnen den Empfang Ihres Schreibens vom 10. ds. zu bestätigen, und Sie zu versichern, daß Se. Excellenz die dort erwähnte Angelegenheit zum Gegenstand einer speciellen Verhandlung mit dem Minister der auswärtigen Angenheiten gemacht hat. Se. Excellenz bittet mich, Ihnen sein tiefes Bedauern darüber auszudrücken, daß es nicht in seiner Macht steht, irgend welche Maßregeln bezüglich der Freigebung des Mr. Paul Montague zu treffen. Er findet, daß der Fall mit all' der Gerechtigkeit untersucht worden ist, welche das Verfahren des Ministeriums des Innern in diesem Lande charakterisirt, und daß die Beschaffenheit des Vergehens des Gefangenen jede Einmengung von Seiten der Regierung Ihrer britischen Majestät ausschließt.

„Ich erlaube mir, Sie meiner ausgezeichneten Hochachtung zu versichern, und habe die Ehre zu seyn, ꝛc. ꝛc."

Dieß war nur vernünftig, obwohl es in Neapel vielleicht anders gewesen wäre; und hätte Madeleine mehr Weltkenntniß besessen, so würde sie vielleicht gar niemals geschrieben haben. Sobald aber erst der Gedanke an seine Befreiuung sich in ihrem Geiste festgesetzt hatte, konnte er nicht mehr in demselben ausgerottet werden, und sie sah sich sogleich und ohne Bedenken nach anderen Hilfsmitteln um. Mit derselben Post empfing sie einen langen Brief von Hause, und in demselben eingeschlossen eine Banknote von tausend Franken, welche sie verlangt hatte; und so war einstweilen schon Eine Schwierigkeit aus dem Wege ge-

räumt. Inzwischen war die gefürchtete Nacht vorübergegangen, und Paul Montague noch am Leben; aber diejenigen, welche darauf folgten, und in welchen sie noch sorgfältiger als je darüber zu wachen hatte, daß das aus den Krallen der Krankheit gerissene Leben nicht eine Beute der darauf folgenden Schwäche werde, waren vielleicht noch schlimmer.

Hätte es sich indeß auch um irgend einen andern Kranken gehandelt, für den sie kein specielles Interesse hatte, so würde sie gleichwohl eine furchtbare Angst gefühlt haben. Sie war zwar der Ansicht, daß der Tod an sich nichts so fürchterliches habe, als die Menschen glauben, daß er der Sprung aus der zweifelhaften Zeit in die gewisse Ewigkeit sey; sie glaubte so fest an die überschwängliche Gnade des Allbarmherzigen, daß sie jene Ewigkeit niemals für einen Zustand des Elends, auch selbst für die Gottlosesten, ansehen konnte; allein sie hatte in der Ausübung ihrer Pflichten, etwa nach Art der Aerzte, eine Ueberzeugung von dem Werth des Lebens, und von ihrer eigenen großen Verantwortlichkeit hinsichtlich der Erhaltung desselben gewonnen.

Allein obschon Madeleine glaubte, sie habe ihre innige Liebe zu Paul Montague überwunden; obschon sie mit Gebet und Flehen dagegen ankämpfte und sie unterdrücken wollte, damit sie ihren Pflichten und ihrer Hingebung an Gott nicht widerstreite, so war doch noch ein so lebhaftes Gefühl der Anhänglichkeit an Paul in ihrem Herzen, daß ihre Furcht dadurch nur vermehrt wurde. Es ist ein eigen Ding um diese Liebe zwischen Mann und Weib, die ein so gewöhnliches Vorkommniß ist und von Manchen so gering geschätzt wird. Wie kommt es aber alsdann, daß die Menschheit anderseits so viel Bewunderung und so viel Verehrung für diese Liebe hat, daß die Dichter aller

Völker und Zeiten von nichts Anderem gesungen haben, als von dieser Liebe, und daß alljährlich Tausende von Romanen darüber geschrieben werden? Es rührt daher, daß diese Liebe zu allen Zeiten die zweite Ursache von Sünde und Elend gewesen ist. Selbstsucht war und ist die erste Ursache. Selbstsucht veranlaßte Eva zur Sünde; Liebe veranlaßte sie, Adam in ihr Vertrauen zu ziehen, und der Mensch fiel. Ist dieß nicht eine unleugbare, tägliche Wahrheit? Ist es nicht jedermänniglich bekannt? Ich brauche wohl keine Beispiele aus der Weltgeschichte anzuführen, um das Verhängnißvolle dieser Liebe oder das Erhabene und Beglückende derselben zu beweisen. Wissen wir nicht Alle, daß für Einen Mann, den die Liebe in die Sünde hineinzieht, sie nur zehn andere daraus erlöst; daß aus ihr, wie der Dampf aus dem kochenden Wasser, jene brüderliche Liebe entspringt, die wir auf andere Weise so lange vergebens erstreben und suchen; ja daß sie sogar vielleicht die Quelle jener Liebe Gottes ist, die uns das höchste Gesetz seyn soll! Deßhalb soll ein Mensch Vater und Mutter verlassen und seiner Geliebten anhängen; deßhalb singen und sagen und schreiben die Menschen von ihr, bis sie heiser werden und ihnen die Finger erlahmen; und deßhalb sind Diejenigen, welche störend zwischen eine solche Liebe treten — seyen sie nun Eltern oder Vormünder oder kurzsichtige Geistliche, welche versichern, daß das Gelübde des Cölibats Gott angenehmer sey, als der Dienst Derjenigen, welche seinem großen Gesetz der Liebe gehorchen, — eitel Sünder und die Urheber der Sünden Anderer!

Und wie Madeleine so Tag und Nacht bei dem Kranken saß, drängten sich ihr derartige Gedanken in buntem Wechsel auf, und sie begann an dem Verdienste ihres Cölibats zu zweifeln, und hörte auf, ihre Liebe mit Steinwürfen des Gewissens

zu Tode zu steinigen. Allerdings hatte die Kirche das Cölibat verordnet, aber war die Kirche größer als Gott, und ihre Satzung mächtiger, als die der Natur? Es war nicht lauter Vernunft, was diesen inneren Kampf hervorrief. Madeleine war ein Frauenzimmer, noch immer ein Weib, obschon sie die Leidenschaft des Weibes überwunden zu haben glaubte: und es war nur der Instinkt des Weibes, der gegen die Kirche ankämpfte; das wußte sie auch und fürchtete es.

Das Fieber verging langsam aber sicher. Das Delirium verging ebenfalls und Madeleine hatte keine Entschuldigung mehr dafür, daß sie ganze Nächte lang da saß, wo sie so gerne war, obschon sie es für unrecht hielt.

Sie wähnte, der Kranke habe sie noch immer nicht erkannt, aber sie irrte sich darin — er wußte, wer sie war.

Eines Morgens sagte sie zu Schwester Elisabeth: „Ich gehe heute nach Avranches; Du wirst allein im Krankenzimmer bleiben."

Elisabeth, die sich auf die ältere Schwester stützte, wie der Epheu sich zuversichtlich an die Eiche anschmiegt, erkundigte sich nicht nach dem Grunde dieser Abreise, sondern fragte nur: „Wann wirst Du wieder zurück seyn, meine Liebe?"

„Heute Abend," gab sie zur Antwort und schickte sich an, zu Fuße über den Sand hinzugehen. Sie erkundigte sich jetzt in ihrer Unschuld bei Antoine Legrand nach dem sichersten Wege. Er führte sie an ein Fenster und zeigte ihr einen weißen Fels auf dem fernen Ufer. „Gehen Sie gerade auf diesen zu," sagte er; „wenden Sie sich weder rechts noch links und Sie werden den Triebsand vermeiden. Sehen Sie, dort kommt gerade ein Mann mit einem Esel vorüber! das ist der Pfad. Es gibt noch

einen kürzern Weg nach der linken Seite hin, der jedoch ohne einen Führer nicht sicher ist."

Antoine ging sogleich, um einen Schließer herbeizuholen, und befahl ihm, heute seinen Dienst für ihn zu thun; dann suchte er den Untergouverneur auf und sagte: „Ich habe heute irgend ein wichtiges Geschäft zu besorgen und werde bis zum Abend abwesend seyn. Haben Sie die Güte, den Gouverneur von meiner Abreise in Kenntniß zu setzen, und sehen Sie, daß mein Dienst pünktlich besorgt wird."

„Es ist schade, daß Sie nicht gestern Abend um Urlaub anhielten," erwiderte der methodische Untergouverneur.

— „Das ist meine Sache, mein Herr," versetzte Antoine, ging auf sein Zimmer, wählte mit einigem Zögern eine Vermummung in seinem Kleiderschrank, mit vollständiger Perrücke, Bart u. s. w., nahm das Ganze in einen Bündel unter den Arm, verließ das Gefängniß, und begab sich nach einem kleinen abgelegenen Kaffeehaus, wo er genau bekannt war, und immer ein Zimmer zu seiner Verfügung fand. Hier vertauschte er die staubfarbige Perrücke mit einer von reichen schwarzen Locken, und den Vollbart mit einem kleinen schwarzen Schnurrbart. Bald darauf verließ er dieses Haus, in der Vermummung eines Arbeiters mit einer kurzen Blouse und einem großen Hut, und schlug nun sogleich den Weg über den Sand hin ein. Alles dieß hatte einige Zeit in Anspruch genommen, und Madeleine war ihm auf dem Weg schon weit vorangekommen; er sah die große weiße Haube im Winde flattern, und schlug ruhig den kürzern Weg ein, so daß er noch vor ihr in großer Spannung das Städtchen Avranches erreichte.

„Was mag sie hier nur zu thun haben?" fragte er sich in höchster Aufregung.

Er sah sich jedoch bedeutend enttäuscht, als er fand, daß sie nur in mehrere Ellenwaarenläden ging, und ihr Körbchen mit verschiedenen Artikeln der weiblichen Kleidung von der einfachsten Art füllte. Sie kam ganz unerwartet wieder heraus, während er vor dem Fenster herumlungerte, eine kurze Pfeife rauchte, und sich das Ansehen eines unbeschäftigten Arbeiters gab. Sie trat auf ihn zu und fragte ihn ruhig um den Weg nach einem kleinen Dorfe an der Meeresküste. Antoine war ziemlich verblüfft, aber seine alten Gewohnheiten halfen ihm rasch darüber hinweg, und er antwortete alsbald barsch und in einer gut verstellten Stimme: „Ich gehe sogleich selbst dorthin, Madame, und es liegt mir gar nichts daran, unverweilt aufzubrechen und Ihnen den Weg zu zeigen.“ Sie nahm sein Anerbieten an, und beide gingen schweigend mit einander den Hügel hinunter. Als sie das Dorf zu Gesicht bekamen, sagte Antoine: „Wenn Madame mir sagen will, wen sie im Dorfe zu besuchen gedenkt, so kann ich ihr vielleicht das Haus zeigen.“

„Ich gehe zu einem Fischer, der Boote zum Vermiethen hält,“ gab sie zur Antwort; „aber ich weiß seinen Namen nicht.“

— „Aha, Madame meint den alten Quillac!“ sagte er, zeigte ihr das Häuschen und verließ sie dann.

Sie hatte bald darauf ihr Geschäft bei dem Fischer erledigt, und stieg bereits auf dem Heimwege nach Avranches wieder den Hügel hinan, als es Antoine gelang, das Weib des Fischers auf geschickte Weise in ein Gespräch zu verwickeln.

„Habt Ihr irgend ein Krankes im Hause, Frauchen?“ fragte er.

— „Wir? oh nein; wir wissen hier gar nichts von einer Krankheit,“ versetzte das Fischerweib.

„Ich sah doch vorhin eine barmherzige Schwester zu Euch eintreten, die mich um den Weg gefragt hat," meinte Antoine.

— „Ach ja, diese! Ja sie kam, um auf Samstag über acht Tage ein Boot zu miethen."

„Das heiße ich lange voraus bestellt," sagte Antoine.

— „O ja, aber sie meinte, sie werde früher nicht wieder im Stande seyn, herüberzukommen, und wollte uns nur sagen, daß an jenem Tage eine von den barmherzigen Schwestern vom Mont St. Michael herabkommen und sich nach St. Heliers hinüber bringen lassen werde."

‚St. Heliers? ei, das liegt ja auf der Insel Jersey!' dachte Antoine; ‚was hat sie denn dort zu suchen?' — Dießmal glaubte Antoine mit seinem Spioniren sehr wenig erzielt zu haben; aber er liebte das Geheimnißvolle. Die Enträthselung eines Geheimnisses ersetzte ihm bessere oder schlimmere Gedanken, wenn er allein war.

Als Madeleine das Gefängnißthor erreichte, untersuchte der Thürsteher wie gewöhnlich ihren Korb, um zu sehen, ob sie keine Briefe für die Gefangenen oder sonstige verdächtige Gegenstände bei sich habe. Aber was Madeleine bei sich hatte, war unverdächtig. Sie zog nur mehrere Ellen eines groben, grauen baumwollenen Stoffs daraus hervor.

„Ah, schon gut, schon gut!" lächelte der Thürsteher, der die angenehmen Gesichter der beiden Schwestern sehr liebgewonnen hatte, weil sie wie Sonnenstrahlen in dieser unheimlichen Hölle aus- und eingingen. „Ich verstehe schon, Madame will sich ein neues Kleid machen, und dieß freut mich."

Madeleine erwiderte nichts, sondern begab sich nach dem Krankenzimmer, wo sie jedoch Elisabeth nicht vorfand.

„Sie ist bei Nummer Siebzehn," sagte das alte Weib.

„Er ist heute viel schlimmer gewesen, und der Doktor sagt, er glaube schwerlich, daß er mit dem Leben davon kommen werde. Jenun, ich bedaure ihn nicht, wenn er hier stirbt," setzte sie mit gedämpfter Stimme hinzu. „Es ist hier schon schlimm genug für mich, die ich nach Belieben aus- und eingehen kann. Wie furchtbar muß es erst für diese armen Teufel seyn, welche lebenslang hier bleiben müssen. Ich fürchte, die arme Schwester Elisabeth wird wieder die ganze Nacht bei Nummer Siebzehn warten müssen."

— „Und der Doktor sagt, er werde nicht mit dem Leben davon kommen?" fragte Madeleine.

„Das ist seine Ansicht," erwiderte die Alte. „Der Doktor meint, der Gefangene habe schon während seines ganzen Hierseyns am Fieber gelitten, und Niemand es bemerkt. Heilige Mutter Gottes, das ist ja ganz entsetzlich! Wissen Sie nicht, Madame, daß das Nervenfieber nun auch drunten im Städtchen ausgebrochen ist, und drüben in Avranches, und daß es die Runde im ganzen Lande macht? Man hat um zwei weitere barmherzige Schwestern nach Coutances geschickt, damit sie die Kranken drunten im Städtchen verpflegen. Ach du lieber Himmel, nun wird bald auch die Reihe des Hinsterbens an uns kommen!"

— „Keineswegs, meine liebe Frau," gab Madeleine zur Antwort; „die erste Regel ist, sich nicht zu fürchten. Bedenkt nur, wie der liebe Gott Euch bereits inmitten von all diesen Greueln und ansteckenden Krankheiten erhalten hat, und uns ebenfalls, und doch sind wir gesünder als irgend Jemand. Erhaltet Euch Eure thätige Lebensweise und Euren Muth, und der liebe Gott wird sich Eurer schon annehmen!" So tröstete das junge Mädchen die alte Frau.

„Wie geht es mit Nummer Sechs?“ erkundigte sie sich sodann, als sie von einem Rundgang bei den Patienten in's Krankenzimmer zurückgekommen war.

— „Oh, es geht ihm besser; er ist jetzt ganz bei Besinnung, und versteht wieder Alles, wie der Doktor sagt.“

„Ich will hingehen und nach ihm sehen,“ sagte Madeleine.

— „Thun Sie das,“ versetzte die alte Frau; „in der That muß ihn schon Ihr liebes Gesicht wieder auf die Beine bringen, wenn er es nur ansieht!“

Madeleine war von ihrer langen Wanderung und dürftigen Kost ganz ermüdet, allein die Freude ihn wieder zu sehen, hielt sie aufrecht, obschon sie es nicht gestehen wollte. Antoine war bereits zurückgekehrt, hatte sein Kostüm gewechselt, und erwartete sie schon, um sie nach der Zelle des Gefangenen zu führen. Als sie dieselbe betrat, begegnete sie sogleich Pauls Blicken, allein er drehte sich alsbald um und kehrte sein Gesicht der Wand zu.

„So? sind Sie endlich zurückgekommen?“ fragte er sie, ganz in seiner natürlichen Stimme, obwohl noch etwas schwach. Antoine lauschte draußen vor der Thüre.

— „Ja, ich bin wieder da,“ erwiderte Madeleine; „und es freut mich zu hören, daß es bei Ihnen besser geht.“

Er nahm hiervon keine Notiz und sie setzte sich neben ihn auf den Schemel, und war beinahe froh, daß er sie noch nicht wieder erkannte. Auf einmal fragte er mit ganz ruhiger Stimme: „Sie wissen wohl nicht, daß ich Sie schon längst wieder erkannt habe? Sie sind Madeleine de Ronville.“

Madeleine erbebte einigermaßen, faßte sich aber dann schnell und erwiderte sanft: „Allerdings, ich war einst Madeleine von Ronville; allein es ist besser für Sie, wenn Sie vorerst nicht

sprechen. Reichen Sie mir Ihre Hand und lassen Sie mich Ihren Puls fühlen!"

Er drehte sich jedoch rasch im Bette um und versetzte reizbar: „Ich will und muß sprechen; Sie können mich nicht daran hindern, mein Fräulein; ich bin jetzt stark und wieder ganz wohl und das Plaudern ist mein einziger Trost. O Gott, wie entsetzlich ist es, wieder zu einem solchen Leben zu genesen! Warum haben Sie mich während meiner Krankheit verpflegt? Warum haben Sie mich nicht sterben lassen? Die alten entsetzlichen Erinnerungen sind alle wieder in mir aufgetaucht, und als ob dieß noch nicht genug wäre, so sind Sie hier, um dieselben zu bestätigen. O Gott, warum hast Du mich nicht sterben lassen?"

Madeleine war verletzt und sichtlich erkältet; dieser Mann war noch immer undankbar, noch immer unwürdig; aber sie erwiderte ihm ganz sanft: „Sie müssen nicht so reden, mein Herr. Gott hat Ihr Leben gerettet, damit Sie einen guten Gebrauch davon machen."

„Nun, das ist gut," rief er; „ich bitte, sagen Sie mir, was für einen Gebrauch kann ich von meinem Leben machen in einem derartigen Loche? Manche Menschen haben allerdings auch im Gefängniß Gutes geleistet, — Paulus hat z. B. auch seinen Kerkermeister bekehrt. Wollten Sie mich aber etwa zu einem Versuch ermuntern, auf jenen hartgesottenen rothbärtigen Unhold einzuwirken, der den armen Ludowski wie einen Hund zu mißhandeln pflegte? Sie wissen doch, daß Ludowski ebenfalls hier ist?"

— „Ja, ich habe davon gehört," eutgegnete sie, beugte sich dann zu ihm herab und sagte eindringlich und leise: „Tadeln Sie nicht Gott wegen seiner Gnade! Versündigen Sie sich nicht gegen ihn, indem Sie ihm seine Barmherzigkeit zum Vorwurf

machen; Er hat mich hieher gesendet, um Sie aus diesem Elend zu erretten, denn ich habe Alles zu Ihrer Entweichung vorbereitet."

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein," antwortete er in lautem, trotzigem Tone; „ich habe schon genug an Ihren Anerbietungen, denn ich weiß, was dieselben werth sind. Ich möchte lieber hier zu Tode verfaulen, als durch Ihre verrätherische Hand entkommen."

Antoine hörte ihn und sah nun dieses Räthsel gelöst.

Die arme Madeleine fühlte, wie ihr die Thränen in die Augen drangen; sie machte ihm diese rohe Herzlosigkeit nicht zum Vorwurf, denn sie erklärte sie sich auf ihre eigene Weise; allein sie wollte ihn nicht sehen lassen, wie unglücklich er sie dadurch gemacht habe: daher stand sie auf, nahm ihre Arbeit, ging nach der Thüre, pochte und ward hinausgelassen. Sie eilte fort und erst als sie wieder in der frischen Luft war, ließ sie ihren Thränen freien Lauf. Hiedurch wurde ihr leichter zu Muthe; sie ging nach ihrer Wohnung hinab und dankte Gott auf ihren Knieen, daß er alle Versuchung von ihr genommen habe, daß dieser Mann sie nicht liebte, und daß sie selbst beinahe aufgehört habe, ihn zu lieben. Und doch, als sie mit Beten zu Ende war, überkam das weibliche Mitleid sie wieder und sie stand auf und arbeitete rüstig an dem täuschenden Kleide, welches ihn aus seinem elenden Daseyn erretten sollte.

Am Morgen erwachte sie ruhig und dankbar. Es war erst fünf Uhr, allein die Sommersonne war bereits aufgegangen und der leichte frische Wind vom fernen Ocean her erquickte die frühe Erwachte; sie blickte auf die stille kleine Straße hinaus und versuchte bei sich darüber in's Klare zu kommen, was sie nun thun sollte.

‚Ich mag ihn jetzt nicht gleich wieder sehen,' sagte sie zu

sich selbst; ‚ich wage es eigentlich auch nicht, aber ich muß es doch bald thun. Er soll nun einmal gerettet werden und zu diesem Zweck muß ich alle Anordnungen mit ihm verabreden. Er ist jetzt schon entschieden kräftiger und am Sonnabend über acht Tage wird er im Stande seyn, wieder zu gehen und wenigstens bis nach Avranches zu kommen. Ich weiß ja, daß ein Patient nach einem Fieber oft seine Kräfte wieder erlangt, sobald er in die frische Luft hinaus kommt!‘

Ein schläferiger Soldat kam die Straße herab, rieb sich die Augen und dehnte sich unbehaglich. Als er ihr Gesicht am Fenster sah, machte er gerade vor dem Hause Halt.

„Aha, da ist's ja!“ sagte er und hielt ein Briefchen in die Höhe; er kannte Madeleine sehr gut von Gesicht, denn er war oft vor dem Gefängniß Schildwache gestanden.

„Das Briefchen da ist für Sie, Mademoiselle!“ rief er ihr hinauf.

Sie kam schnell und voll gespannter Erwartung herunter und riß den Brief auf; aber sie sah sich getäuscht, denn er lautete:

„Madame! Nummer Sechs ist diesen Morgen wieder weit schlimmer und wünscht Sie sogleich zu sehen, oder sobald Sie passenderweise kommen können. Da der Gouverneur und die Beamten noch nicht auf sind, so habe ich lieber die Verantwortlichkeit auf mich selbst genommen, Ihnen diese Bitte mitzutheilen.

Antoine, Inspektor.“

‚So? also Antoine heißt er? Ha wie dieses Gesicht mich fortwährend verfolgt!‘ dachte sie, als sie mit großer Furcht im Herzen nach dem Gefängniß hinauf eilte.

Der Rothbart wartete schon innerhalb des Thores auf sie.

Madeleine betrachtete sich sein Gesicht dießmal genauer, als sie seither gethan hatte und glaubte einige Aehnlichkeit zu erkennen; allein es war ein wesentlicher Theil von Antoine's Plan, sein Benehmen mit jeder neuen Kleidung zu ändern. Sein steifes, soldatisch barsches Benehmen und seine kalte Besonnenheit waren so verschieden von Antoine Legrand's ungestümer Lebendigkeit.

„Was gibt es mit Nro. Sechs, Herr Antoine?" fragte sie und sah im scharf in's Gesicht, worin, als sie seinen Namen aussprach, nicht eine Muskel an ihm zuckte.

„Madame," erwiderte Antoine, „er hat die ganze Nacht hindurch laut gestöhnt und ich saß vor seiner Thüre, um bei der Hand zu seyn, wenn ihm irgend etwas zustieße. Mitten in der Nacht stand er auf und bestand darauf, sich auf den Fußboden zu setzen. Ich versuchte ihn zu überreden, daß er sich wieder in's Bett begab, und er fragte dann, ob Sie noch im Gefängniß seyen. Und weil ich dieß verneinte, so mußte ich ihm versprechen, am Morgen so frühe wie möglich nach Ihnen zu schicken."

Madeleine und der Schließer gingen zuerst nach dem Krankenzimmer, von wo sie eine Flasche Wein mitnehmen wollte. Sie fand Elisabeth dort, die etwas Kaffee krank und sehr erschöpft aussah; das arme Mädchen weinte beinahe, als es die ältere Schwester erblickte.

„Ich habe eine fürchterliche Nacht gehabt," sagte Elisabeth. „Er ist unrettbar verloren und wird kaum die nächste Nacht überleben; aber er ist bei vollkommen klarem Bewußtseyn, was noch das Schlimmste daran ist. Heute Nacht sagte er zu mir: ‚Ich wünschte Ihnen meine Beichte abzulegen, denn ich weiß, daß ich sterben muß. Und ich will beichten, weil ich nun aufrichtig an Gott glaube. Sie haben mich gelehrt, wie ich von

Gott Gnade erwarten muß, und ich hoffe nun auf dieselbe. Aber von dem Priester will ich nichts wissen, denn ich mag ihn nicht leiden; er scheint mich mit seinen schwarzen stieren Augen durch und durch zu blicken und mich die ganze Zeit über streng zu beurtheilen!' — Dann erzählte er mir verschiedene entsetzliche Dinge aus seinem frühern Leben, theilte mir seine ganze politische Laufbahn mit, und sagte mir noch Dinge, die mir ganz seltsam vorkommen und die auch Dich angingen, denn ich weiß, er sprach von Dir. Er heißt nämlich Ludowski und der Name der Dame, von welcher er sprach, war Madeleine de Ronville; war das nicht Dein Name, als Du noch in der Welt lebtest?"

Madeleine erbebte, bejahte aber diese Frage.

„Soll ich Dir Alles sagen, was er mir mitgetheilt hat?" fuhr Elisabeth fort. „Er hat mich sogar gebeten, dieß zu thun, falls ich Dich je irgendwo träfe. Natürlich sagte ich ihm nicht, daß Du hier warst."

— „Nun denn, meine Liebe, erzähle mir Alles," sagte Madeleine.

„Er erzählte mir, Du seyest ihm zuerst als eine reiche Erbin vorgestellt worden und er habe Dich so kalt und hochmüthig gefunden, daß Du ihm anfangs gar nicht gefallen habest; allein bald habe er Deinen wahren Werth kennen gelernt, meine arme, liebe Schwester," fuhr Elisabeth fort und erfaßte liebreich Madeleinens Hand. „Wer müßte denn auch Deinen Werth nicht gerne anerkennen! — Dann theilte er mir ferner mit, er habe nach einiger Zeit etwas von Dir und einem Wildhüter gehört, der Dir einmal das Leben gerettet habe; er sagte, er habe niemals die ganze Geschichte erfahren, aber er fürchte, Du habest die Liebe dieses Mannes heimlich erwidert und nun habe er angefangen, Dich selbst zu lieben und zwar gleichsam aus bloßer

Opposition. Ich begreife freilich nicht, wie dieß der Fall seyn konnte. Als ob er nicht im Stande wäre, Dich schon um Deiner selbst genugsam zu lieben . . ."

— „Nur weiter, weiter, liebes Kind!" drängte Madeleine.

„Er versicherte mich, er habe Dich so sehr geliebt, als nur ein Mann von solch' bösem Lebenswandel, wie er ihn damals geführt, lieben könne; allein Du habest ihn mit solcher Kälte zurückgestoßen, daß seine Neigung für Dich am Ende in Haß umschlug und er Dich beinahe verabscheute. Uud nun kommt der wichtigste Theil der Geschichte: Er erzählte mir nämlich, in diesem Gefängniß sey ein Engländer, den er eines Tages in der Gruft unter der Kirche getroffen habe — oh, er erzählte mir entsetzliche Geschichten von dieser Gruft, aber ich will sie Dir ein anderes Mal mittheilen! — und welcher, wie er aus der Art und Weise, worin derselbe von Dir gesprochen habe, ebenfalls in Dich verliebt sey. Diesen Engländer nun habe er von jeher gehaßt und ihm in einem schlimmen Augenblicke eine entsetzliche Lüge aufgebunden . . ."

— „Was für eine?" rief Madeleine und vermochte ihre Aufregung nicht zu verhehlen.

„Armes Kind, ich habe Dir wohl zu viel und dieß alles zu schnell mitgetheilt," sagte Elisabeth; allein Madeleine drang noch ungestümer in sie und sie fuhr feierlich fort: „denke Dir, meine Liebe, er erzählte ihm, Du habest Dich einst eines zweideutigen Verhältnisses mit jenem Wildhüter schuldig gemacht."

Madeleine fuhr mit der Hand über ihre glühende Stirne; ihr war zu Muthe, als ob ihre Verlegenheiten immer größer würden, als ob die ganze Welt sich gegen sie verschwöre.

„Arme, liebe Madeleine!" sagte Elisabeth zärtlich; „gräme Dich nicht so sehr, denn er hat ja gestanden, daß alles nur eine

Lüge gewesen sey, die er in jenem Augenblicke erfunden habe, um dem Engländer recht wehe zu thun. Und er weinte darüber bitterlich, so bitter!... Ach es ist entsetzlich, einen Mann weinen zu sehen."

— „Sag' ihm, daß ich ihm verzeihe und grüße ihn von mir!" erwiderte Madeleine sanft, nahm dann ihre Flasche Wein und begab sich traurig nach Paul's Zelle.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Triumph der Liebe.

„Ach vergeben Sie mir, meine theure Madeleine!" rief der Kranke, sobald er ihrer ansichtig wurde; „verzeihen Sie mir, meine liebe, gütige Madeleine! aber ich habe kein Recht mehr Sie so zu nennen . . ."

Thränen quollen in den Augen der barmherzigen Schwester auf und erstickten ihre Stimme, so daß sie nur stammeln konnte: „Denken Sie nicht an mich, mein Herr! sagen Sie mir, wie es Ihnen geht! fühlen Sie sich schlimmer?"

„O nein, körperlich nicht, aber am Geiste," gab er zur Antwort. „Ach, ich habe eine entsetzliche Nacht durchgemacht, eine Nacht voll bitterer Selbstvorwürfe. O es ist so freundlich, so liebreich von Ihnen, nach all' meiner Grausamkeit, Undankbarkeit und Bosheit noch einmal zu mir zu kommen."

Madeleine setzte sich auf den kleinen Schemel nieder und sagte eindringlich: „Regen Sie sich nicht auf. Geben Sie mir Ihre Hand — sie ist noch immer heiß. Wie thöricht von Ihnen, in der Nacht aufzustehen!"

„Ich konnte nicht anders," sprach er; „ich glaubte, ich würde Sie niemals wieder sehen, und Sie könnten an mich nur noch mit Abscheu und Entsetzen denken; Madeleine, wollen Sie, können Sie mir vergeben?"

— „Ich habe Ihnen nichts zu vergeben. Ich weiß nun alles. Ich verstehe Ihr Benehmen und vermag es zu würdigen, denn ich habe erfahren, was Ludowski Ihnen mitgetheilt hat."

Paul's Gesicht verdüsterte sich und auf einen Augenblick schwieg er beharrlich, dann sagte er: „Ich hätte es wissen sollen, daß Sie es bereut haben, mein liebes, armes Kind; ich hätte es schon an Ihrer Tracht gesehen haben sollen; allein ich war ein verblendeter Thor, ich war aberwitzig. — Habe ich selbst nicht zehn Mal mehr gesündigt als Sie? denn Ihre Sünde bestand nur darin, daß Sie zuviel geliebt haben."

— „Paul," entgegnete Madeleine feierlich, „haben Sie denn damals jenem Manne geglaubt?"

„Ich? Nein, anfangs nicht; aber er betheuerte mir, er schwur mir, daß es wahr sey. Ach und Sie wollen noch jetzt versichern, er habe gelogen? O beweisen Sie mir dieß, lassen Sie mich es aus Ihrem eigenen Munde hören; das genügt mir."

Madeleinens Haupt sank auf ihre Hände hernieder; sie vermochte nicht zu weinen, sie war zu sehr von Elend übermannt.

„Madeleine, theure Madeleine!" fuhr der Kranke fort, richtete sich in seinem Bette auf und versuchte ihre Hand zu ergreifen; „ist es nicht wahr? O, sagen Sie mir, daß er gelogen; sagen Sie mir, daß ich Ihnen unrecht gethan, daß ich ein Elender bin; aber lassen Sie mich nicht so zwischen Elend und Glück hängen!" — Allein Madeleine rührte sich noch immer nicht; sie hatte alles von diesem Manne erduldet, den sie liebte: Verachtung,

Vorwürfe, Kränkung; aber auch noch Zweifel von ihm zu erfahren, das war allzu entsetzlich.

„O, Madeleine!“ fuhr er flehentlich fort; „habe ich Ihnen denn Unrecht gethan? sagen Sie mir es, meine theure, gute Madeleine! sagen Sie mir offen, daß ich noch ein weit schlimmerer Unmensch bin, als ich mir gedacht habe! Sie, die Sie mich so liebreich verpflegten, der ich mein Leben verdanke, die gestern mir sogar meine Freiheit anbot! O, wenn ich Ihnen Unrecht gethan habe, so kann ich es mir selbst nie wieder verzeihen. Sprechen Sie mit mir, Madeleine; reden Sie nur ein einziges Wort, oder Sie brechen mir das Herz!“

Madeleine hob das Haupt empor; ihr Gesicht war todesblaß, ihr glühendes Auge noch trocken. „Paul, Paul, das habe ich nicht verdient! fürwahr, das war zu viel!“ stammelte sie und eine wilde Fluth von Thränen stürzte aus ihren Augen und erleichterte ihr Herz, und der alte Stolz kehrte wieder zurück. Die Sehne war zu stark gespannt gewesen und riß entzwei. Sie stand langsam auf und wandte sich ab, um die Thränen zu verbergen, deren sie sich nun schämte.

Paul lag schweigend da, mit Schmach und Schande bedeckt, eine Beute von Selbstvorwürfen. Antoine auf seinem Lauerposten sah und hörte dieses alles. Die Morgensonne strömte durch das enge Gitter herein, Madeleine wischte ihre Thränen hinweg, blickte durch die Eisenstäbe zu dem blauen Himmel empor und schien zu beten. Auf einmal näherte sie sich dem Bette, betrachtete einen Augenblick den Kranken, der von seinem Schmerzgefühle halb vernichtet da lag, streckte ihm edel die Hand entgegen und sagte: „Reichen Sie mir Ihre Hand, Paul! Ich habe Ihnen selbst dieß vergeben.“ Er stöhnte laut und sie fuhr fort: „Paul, einst bot ich Ihnen meine Liebe an und Sie verschmähten

sie. Gestern Abend hätte ich Ihnen sagen können, daß ich nun keine Liebe mehr zu verschenken habe; ich glaubte sie überwunden zu haben, denn ich habe inbrünstig um die Kraft gebetet, diese Liebe zu überwinden, die ein großes Unrecht ist! . . ." Sie zitterte heftig, allein nun erst trat die echte Weiblichkeit zu Tage; die zu Boden getretene, geschmähte, gekränkte Frau erhob sich jetzt großmüthig und edel um zu vergeben, um wieder zu lieben, ja sogar um nöthigenfalls bitter zu leiden.

„Paul," fuhr sie fort, „ich erkläre Ihnen zum zweiten Male, daß ich Sie liebe und stets geliebt habe. Verschmähen Sie mich nun abermals?"

Er stöhnte, er drückte seine heißen Lippen auf ihre Hand, die er in der seinigen hielt und flüsterte leise: „O Madeleine, dieß ist zuviel! Ich . . . Ich habe Sie allzusehr geliebt und allzusehr gehaßt!..." Die Stimme versagte ihm und im nächsten Augenblick lag er bebend und nach Athem ringend auf dem Kissen. Madeleine griff hastig nach dem Wein, den sie mitgebracht hatte, und Antoine sah den stolzen Strahl des Glückes auf ihrem Antlitz leuchten. Sie flößte dem Kranken ein Gläschen Wein in den Mund und beschwichtigte ihn; er hielt noch immer ihre Hand fest, die sie ihm gereicht hatte, vermochte aber nicht zu sprechen.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Vorbereitung zur Befreiung.

Als Madeleine das Gefängniß verließ, holte sie Schwester Elisabeth ein, die ihren Kopf hängen ließ und langsam nach der

Stadt hinunter ging. „Er ist todt," sagte sie wehmüthig, als Madeleine sie einholte.

„Todt? — wer denn?"

— „Der Graf Ludowski."

„Gott erbarme sich seiner Seele!"

Schweigend gingen beide neben einander her und betraten dann die kleine Kapelle von Notre-Dame du bon Secours.

Die Chinesen haben ein Sprüchwort: Das Gefängniß ist immer geschlossen und doch niemals leer; der Tempel ist immer offen und doch niemals voll. — Sie kamen aus dem gefüllten Gefängniß und fanden die Kapelle leer. Jede folgte ihrem eigenen Instinkt in der Wahl des Heiligen-Bilds, vor welchem sie beten wollten; Schwester Elisabeth warf sich vor dem Bilde der schmerzenreichen Mutter selbst nieder und betete gläubig für die Seele, welche so eben zu ihrem Schöpfer versammelt worden war. Madeleine suchte den Altar der Maria Magdalena auf und betete vor demselben inbrünstig. —

Die nächsten Tage vergingen Schwester Madeleinen rasch in einer eigenthümlichen Freude von Aufregung und Hoffnung. Madeleine hatte aufgehört zu zweifeln. Der innere Kampf war von ihr gewichen. Die Liebe, — eine menschliche Liebe und doch ein göttliches Gesetz, — hatte ihre Achtung für die Satzungen der Kirche vollständig überwunden. Madeleine hatte ja nicht die ewig-bindenden Gelübde einer Nonne geleistet. Die Schwestern des heil. Vincenz von Paula leisten ihre Gelübde nur von Jahr zu Jahr; ihr und jeder Andern stand es frei, nach Ablauf des Jahres wieder aus dem Orden zu treten. Madeleine war nun fest entschlossen, dieß zu thun und diesen Engländer zu heirathen; als seine Gattin konnte sie der Menschheit eben so viel Gutes erweisen, ja vielleicht noch weit mehr, wie in der Eigenschaft

einer barmherzigen Schwester, denn sie erhielt ja dadurch einen größern Wirkungskreis. Als Mutter konnte sie eines Tages junge Seelen erziehen, welche Sterne auf Erden werden sollten; als seine Gattin konnte sie mit ihm für die Sache des Himmels arbeiten.

Und nunmehr erwog sie sich auch die andere Seite der Medaille; falls sie auch diese Liebe abschwor, die sie überwältigte, konnte sie denn jemals hoffen, dieselbe niederzukämpfen und ganz aus ihrer Seele zu verdrängen? Während zweier langen Jahre, wo Paul gänzlich für sie verloren war und sie nicht einmal hoffen konnte, ihm je wieder zu begegnen, hatte sie diese Liebe nicht zu unterdrücken vermocht. Sie fühlte deutlich, daß sie auch in Zukunft noch immer zwischen den Erinnerungen an die Welt und den ausschließlichen Ansprüchen des Himmels schwanken werde; daher war es jedenfalls besser, einen Friedensschluß zwischen beiden zu Stande zu bringen und jedem von beiden seine gerechten Ansprüche zu gewähren. Wenn sie der Natur ihre Rechte einräumte, so konnte der Himmel darunter nicht leiden, sondern eher gewinnen. Sie vermochte auf diese Art Vernunftschlüsse zu ziehen, und sie bedurfte derselben sehr, denn ihr Gewissen quälte sie ein wenig, — ein klein wenig. Die Stimme ihres Gewissens versuchte sie zu überreden, ihr Entschluß sey ein selbstsüchtiger, und Selbstsucht war ihr verhaßt; das Gewissen ist die Quelle der göttlichen Wahrheit in uns, aber wir erhalten ihr Wasser nur filtrirt durch den Sand der Erziehung; — oder sollen wir lieber sagen: Die Erziehung und die herrschenden Ansichten unserer menschlichen Umgebung schaffen in uns ein falsches Gewissen neben dem echten und wahren? War es ein echtes oder falsches Gewissen, welches sogar in den Tagen des Apostels Paulus den einen Mann antrieb, sich des Genusses der Fleischspeisen zu enthalten, und einen andern, durch Fleischkost die Kraft zu er-

neuern, welche Gott ihm verliehen hatte, um einen guten Gebrauch davon zu machen? die den Einen antrieb die Beschneidung zu suchen und den Andern, ihr auszuweichen? War es das echte oder falsche Gewissen, welches das Hinduhweib veranlaßte, sich mit der Leiche ihres Mannes auf demselben Scheiterhaufen verbrennen zu lassen und dadurch eine Handlung zu begehen, vor welcher wir wie vor einem Verbrechen zurückbeben? — Derartige Fragen über einen Gegenstand, der ebenso kitzlich als wichtig ist, könnten wir noch in's Unendliche vervielfältigen; uns wenigstens erscheint es unzweifelhaft, daß manche äußere Pflicht, die das Gewissen uns auferlegt, mehr oder weniger ein Ausfluß von Sitte und Erziehung und durchaus nicht ein Ausfluß jenes göttlichen Gefühls in uns ist, das wir als das echte Gewissen bezeichnen. Die leichten Gewissensbisse, welche Madeleine plagten, entsprangen ebenfalls jenem unechten Gewissen und seinen verkehrten Mahnern, und sie hatte nicht nöthig auf dessen Stimme zu lauschen. Und doch gehorchte sie demselben wenigstens so weit, daß sie sich vornahm, nur selten nach Montague's Zelle zu gehen, — nur etwa so oft als nöthig war, um die Vorkehrungen für seine Flucht zu treffen. Vergebens warf er ihr dieses Ausbleiben vor und klagte bitter über die langen, trüben Stunden, die sie ihm verkürzt haben würde. Sie bemitleidete ihn tief und liebte ihn immer mehr; allein sie hielt es für ihre Pflicht, vorerst noch ihre Liebe und ihr Mitleid zu bekämpfen, und darum bot sie den neu angekommenen Schwestern aus Coutances ihre Dienste an und unterstützte dieselben in der Verpflegung der Kranken im Städtchen und der Umgebung.

Mittlerweile hatte Antoine bei sich selbst die Pläne ausgereift, nach denen er handeln wollte. Weit entfernt, die barmherzige Schwester zu verrathen, weil sie die Absicht hatte, den

Gefangenen zu befreien, wollte er vielmehr Paul entweichen lassen und herzlich froh seyn, wenn derselbe einmal jenseit der französischen Grenze war und nicht mehr zurückkehren konnte. Dagegen hatte er sich vorgenommen, da er nun einmal alles wisse, Madeleinen ganz in seiner Gewalt behalten zu wollen. Sein Plan ging dahin, nach dem Gelingen von Montague's Flucht seine Vermummung abzuwerfen, offen vor Madeleinen hinzutreten und ihr ruhig zu erklären: ‚Entweder, wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, treten Sie ehrenvoll und in aller Stille aus dem Orden, werden meine Frau unter dem Titel einer Vicomtesse de la Fosse und leben mit mir zu Trénoc oder wo Sie sonst wollen, und bemühen sich endlich einen Mann kennen zu lernen, der Sie so lange und so sehr geliebt hat! Oder, wenn Sie auf meinen Vorschlag nicht eingehen wollen, setzen Sie sich ungesäumt einer entschiedenen Blosstellung aus! — Ich habe es so eingerichtet, daß Montague jeden Augenblick eingeholt und zurückgebracht werden kann, und dann erfolgen für Sie Schande und Strafen, welche zehn Mal herber und strenger seyn werden, da Sie einem religiösen Orden angehören; und anstatt ehrenhaft aus dem Orden zu treten, werden Sie alsdann mit Schimpf und Schmach aus demselben verstoßen werden und noch überdieß der Ahndung der Strafgesetze verfallen!'

Antoine glaubte, dem stolzen Mädchen, das so sehr auf seine Familienehre und auf die Ruhe und Zufriedenheit seiner Eltern hielt und das den jungen Engländer mit solcher Uneigennützigkeit zu lieben schien, werde unter solchen Umständen die Wahl nicht schwer werden; allein er sollte sich in dieser Annahme täuschen, denn er kannte Madeleinen nicht zur Hälfte.

Sie ihrerseits machte sich wenig Sorgen um ihr eigenes Geschick, wenn nur ihr Plan gelang, Paul zu befreien, was zu-

nächst ihr Hauptzweck war. Vorerst hatte sie keine Ahnung davon, daß ihr Vorhaben schon verrathen sey; um aber die Ausführung desselben desto mehr zu sichern und Paul zu veranlassen, daß er sich in ihre Pläne ergebe, war sie entschlossen, sich auch noch an Antoine zu wenden, von dessen Identität mit dem früheren Wildhüter Legrand sie durch eine Menge kleiner Umstände längst überzeugt worden war. Sie gedachte im letzten Augenblick an sein Mitleid und seine Milde zu appelliren und ihm alles zu gestehen. Aber auch sie kannte Antoine kaum erst zur Hälfte.

Der Tod Ludowski's hatte nur einen geringen Eindruck auf diesen Mann gemacht, denn seine Erbitterung war schon seit einiger Zeit von Ludowski auf Paul übergegangen; und Antoine bedauerte sogar, daß der Graf wie ein altes Spielzeug ihm aus den Händen genommen und er dadurch gleichsam eines Sicherheitsventils für seine Leidenschaft und seinen Grimm beraubt worden war.

Endlich kam der schon lange anberaumte Tag heran. Madeleine hatte alle ihre Geisteskräfte zusammengerafft, um in diesem Kampf nach innen und nach außen zu bestehen: der erste Schritt war natürlich der schwerste; alles andere nach diesem war nur von einer geschickten Durchführung abhängig. Als Antoine am Morgen die Thüre des Ganges aufschloß, um sie hindurch zu lassen, blickte sie ihm fest in's Gesicht, zwang sich zu einem Lächeln und sagte ruhig: „Antoine Legrand!"

Er bebte zusammen, denn es kam ihm sehr unerwartet; aber im Nu veränderte er all' seine Pläne und sah ein, daß die Entdeckung zu seinen Gunsten gewendet werden konnte. „Ah!" stammelte er, „Sie haben mich erkannt, Mademoiselle?"

„Allerdings," erwiderte sie; „ich habe Ihre Verkleidung schon längst durchschaut; da ich aber nicht wußte, weßhalb Sie

sich derselben bedienten, so habe ich mich seither enthalten, Sie bemerken zu lassen, daß ich Sie kannte. Was kann Sie veranlaßt haben, sich selbst auf diese Weise zu vermummen?"

— „Ich wünschte zu vergessen, mein Fräulein, daß ich einst Antoine Legrand gewesen sey," gab er zur Antwort; „meine Vergangenheit ist eine schlimme gewesen, und daher konnte nur eine gänzliche Umänderung meines Charakters mich in den Stand setzen, alle die alten Gedanken, Empfindungen, Ideen-Associationen und sonstigen Verhältnisse von mir zu werfen," setzte er hinzu und senkte in geheuchelter Reue und Buße das Haupt.

„Dann thut es mir leid, daß ich mit Ihnen über die Vergangenheit sprechen muß, Antoine Legrand," entgegnete Madeleine. „Ich kann es nun ruhig thun, denn ich habe, wie Sie sehen, der Welt Valet gesagt. — Antoine, es ist nun eine lange Zeit her, und obschon ich wünsche und hoffe, daß Sie auch in dieser Richtung eine Sinnes-Aenderung erlebt haben, so hatten Sie doch einst eine ungemein innige, ja vielleicht thörichte Anhänglichkeit für mich und haben mir es ja so oft erklärt."

— „Ach mein Fräulein, lassen Sie uns nicht davon reden!" sagte Antoine wehmüthig; „warum dieses Umstands noch einmal erwähnen? Ich weiß, daß ich einst kühn und thöricht genug war, nach einem Herzen zu streben, dessen ich völlig unwürdig war. Dieses Herz weihten Sie jetzt dem Himmel allein, und ich habe meine Thorheit in diesem unheimlichen Aufenthalte abgebüßt, und diene nun dem Staate so, wie ich ihm früher diente."

„Ja fürwahr, unheimlich und traurig ist dieser Ort," sagte Madeleine mit einem leisen Schauder; „und wenn Ihnen schon dieser Aufenthalt unheimlich und unbehaglich ist, was muß er erst für einen Gefangenen seyn, der lebenslang hier ist und keine Hoffnung mehr hat? Man sagt, die Qual der Hölle bestehe eben

in ihrer Ewigkeit, in dem Mangel an aller Hoffnung auf Veränderung. Ist dieses Gefängniß nicht schon ein Vorschmack der Hölle? Es bietet keine andere Hoffnung auf Befreiung als durch das Grab, und wer weiß, wie lange der Tod noch verzögern wird?" setzte sie wehmüthig hinzu. — Antoine schwieg, wie überrascht von etwas Neuem in ihrer Beweisführung. — „Ich wollte vorhin sagen, Antoine, Sie haben einst ein gewisses Interesse für mich gefühlt. Ich weiß, daß Ihr Verstand nun das Verfahren billigt, das ich eingeschlagen habe. Sie retteten mir einst das Leben, und Sie wissen nicht, daß auch ich vor einigen Jahren einmal um das Ihrige bat, und ernstlich flehte als es in Gefahr war."

— „Wie ist das möglich gewesen, mein Fräulein? wer konnte denn mein Leben bedrohen?"

„Ein Mann," entgegnete Madeleine; „ein edler Mann, dessen gutes Herz nachgab, als der verhängnißvolle Augenblick kam; ein Mann, welcher allen Grund hatte Sie zu hassen, wenn irgend Einer überhaupt Grund hat, zu hassen, und der, als sie in seiner Gewalt lagen, Ihres Lebens schonte. Dieser Mann, Antoine, den Sie wohl kennen, ist hier in diesem Gefängnisse auf Lebenszeit eingesperrt."

— „Nummer Sechs?" fragte Antoine flüsternd, und Madeleine bejahte. Eine Pause trat ein, während welcher Antoine zu Boden blickte und eine gewisse Gemüthsbewegung heuchelte, die barmherzige Schwester dagegen sein Gesicht aufmerksam beobachtete.

„Antoine," fuhr Madeleine fort, „ich schmeichle mir mit der Hoffnung, Ihre frühere Anhänglichkeit an mich sey zu einem neuen Respekt geworden. Ich möchte mir einreden, Sie seyen gerne erbötig, mir eine Gefälligkeit zu erweisen, welche Sie nichts

kosten wird, und durch deren Erfüllung Sie mich für immer zur innigsten Dankbarkeit und zum Gebet für Ihre Wohlfahrt verpflichten werden; denn mehr vermag ich Ihnen nicht zu geben, wie Sie wohl wissen."

— ‚Aha, sie kommt endlich zur Sache!' dachte der Heuchler, und setzte laut hinzu: „Ich bin gerne erbötig, Ihnen zu dienen, mein Fräulein, so weit es sich mit meinen Pflichten verträgt."

Madeleine seufzte und erwiderte: „Sie verstehen hierunter wohl die Pflichten, denen Sie dienen; aber es gibt noch eine höhere Pflicht als diese, nämlich Ihre Verpflichtung gegen Gott, welche sicher immer höher steht, als Ihre Dienstpflicht; diese höhere Pflicht wird Sie antreiben, gegen Ihre Mitmenschen barmherzig zu seyn, und Sie in den Stand setzen, zu unterscheiden zwischen denen, welche für wirklich begangene Verbrechen bestraft werden, und zu deren Bestrafung Sie eines der Werkzeuge sind, und denjenigen, deren Leben sich im Elend verzehrt, blos weil sie Gegenstand des Schreckens für einen wankenden Thron sind; — verstehen Sie mich, Antoine?"

Er maß sie einen Moment mit forschenden Blicken, und erwiderte dann: „Sie verlangen also von mir, ich solle Sie in der Befreiung von Paul Montague unterstützen?"

„Ja, das ist's," gab sie zur Antwort. „Ich kann es Ihnen jetzt offen aussprechen, denn ich weiß, daß Sie mich niemals verrathen werden . . ."

— „Niemals, mein Fräulein; verlassen Sie sich darauf!" sagte er sehr ernsthaft. „Allein ehe ich in Ihre Zumuthungen einwillige, muß ich zu meiner Rechtfertigung die Einzelnheiten Ihres Planes kennen und mich gegen jede Möglichkeit des Fehlschlagens sichern, die nur uns alle drei in Schande und Unglück

stürzen würde. Theilen Sie mir also Ihren Plan mit, falls Sie schon einen solchen gefaßt haben!"

Sie sagte ihm alles, alles was sie in vielen langen Tagen ersonnen hatte, als sie neben dem Krankenbette gesessen hatte; sie vertraute alles diesem selbstsüchtigen, verrätherischen Menschen an, — sie schenkte ihm das arglose Vertrauen eines liebenden, für eine edle That begeisterten Gemüths.

Es war nahezu acht Uhr, als Madeleine an diesem Abend wieder in das Gefängniß trat. Der Thürhüter untersuchte wie gewöhnlich ihr Körbchen, fand aber nichts darin, als das Kleid, woran sie schon lange gearbeitet hatte, und sie passirte unbeargwöhnt. Sie war banger und ängstlicher als je, als der verhängnißvolle Augenblick herannahte, denn jetzt konnte die unbedeutendste Kleinigkeit: ein ungewöhnlicher kleiner Argwohn des Thürstehers, ein Zusammentreffen mit Elisabeth, welcher sie, da sie nach einem ganz richtigen und gewissenhaften Grundsatze handelte, seither ihren Plan sorgfältig verborgen gehalten hatte, oder das Hinzukommen eines Schließers mit der Laterne u. s. w. alle ihre Pläne zerstören und sie alle drei in's Unglück bringen. Den meisten Grund zur Befürchtung und Unbehagen gab jedoch Paul selbst, welcher bis zu diesem Tage immer entschieden, obschon mit allem Zartgefühl, ihre Beihilfe abgelehnt hatte. „Kann ich meine Befreiung aus Ihren Händen annehmen, meine Theuerste," pflegte er zu sagen; „wenn auch nur die mindeste Möglichkeit vorhanden ist, daß Sie selbst dadurch sich Unannehmlichkeiten bereiten? Ja wenn wir dieses Gefängniß mit einander verlassen und mit einander aus Frankreich entfliehen könnten, so würde ich sogleich einwilligen, allein . . ."

„Das ist nicht möglich," erwiderte Madeleine; „Elisabeth ist nicht in dem Geheimniß und darf keinen Antheil daran haben;

nicht für die ganze Welt möchte ich sie in ein solches Complott verwickeln und dann zurücklassen, damit die ganze Wuth des Gouverneurs sich über sie entlüde. Würden wir mit einander das Gefängniß verlassen, so sähe ja der Thürsteher, und wenn er auch noch so schlaftrunken wäre, zwei Schwestern weggehen. Ein Zufall könnte Elisabeth veranlassen, wenn sie nicht in unser Geheimniß eingeweiht wäre, uns bald darauf nachzufolgen, und wir würden dann nicht mehr Zeit haben, uns aus dem Staub zu machen, ehe unsere Flucht entdeckt würde. Nein, Sie müssen zuerst und allein fort gehen; ich werde hier bleiben, um Ihnen die nöthige Zeit dazu zu verschaffen; und wegen des Uebrigen bin ich der Beihülfe des Schließers sicher."

— „Aber Sie haben ihm deßhalb hoffentlich doch nicht auf den Zahn gefühlt, liebes Kind?" wandte Paul ein.

„Nein, aber ich will es noch heute thun; wenn ich ihn für uns gewinne, so ist alles gut; er selbst wird mich dann hinauslassen und der Thürhüter nichts argwöhnen."

Paul klammerte sich an der Hoffnung auf Freiheit an trotz all seiner Skrupel und Bedenken, und machte endlich seine Einwilligung zu ihrem Plane nur davon abhängig, daß sie zuerst den Schließer gewinne, was ihr nicht unmöglich seyn werde. Dieß hatte sie nun gethan, und sie konnte jetzt darauf bestehen, daß Paul sich mit ihren Plänen für einverstanden erkläre. Sie hegte in der That nur eine einzige Furcht, — diejenige nämlich, es könnte ihm die Kraft fehlen, seine Flucht zu bewerkstelligen; aber auch hiegegen traf sie die nöthigen Vorkehrungen; sie hatte ihm schon am Morgen eine Flasche vom feinsten Cognac gebracht, den er mitnehmen sollte. Er hatte schon seit drei Tagen das Bett verlassen und mit des Doktors Erlaubniß auf dem Gange auf- und abgehen dürfen. Sie hoffte, die Seeluft und die dringende

Nothwendigkeit selbst werden ihm im letzten Augenblick noch die erforderliche Kraft geben. Sie hatte ihm ein Rasirmesser und einen Spiegel mitgebracht, um seinen Bart auch bis auf die leiseste Spur zu entfernen. Endlich war die Stunde, die sie zu seiner Flucht gewählt hatte, die geeignetste im ganzen Tage; es war noch zu frühe, um die Lampen anzuzünden, und doch schon so dunkel, daß der Thürsteher nichts mehr sah, als die Kleidung einer barmherzigen Schwester.

Madeleine war voll der besten Hoffnung, als sie in die Zelle trat, und zeigte ihm das Kleid, welches er tragen sollte. „Ich werde auf den Gang hinausgehen, während Sie sich ankleiden," sagte sie; „pochen Sie, wenn Sie fertig sind; der Rothbart ist draußen. Sie begreifen wohl, daß Sie Ihre Gefangenenkleider zurücklassen müssen, damit Sie nicht entdeckt werden."

Paul mußte beinahe lachen, als er das grobe graue Kleid anlegte, welches sie für ihn verfertigt, und bei welchem sie mit einem wunderbaren Instinkte die Höhe und Breite seiner Gestalt errathen hatte; allein es kostete ihn einige Zeit, diese Verkleidung vorzunehmen, und alles Zögern war gefährlich.

„Er muß sich beeilen," flüsterte Antoine draußen auf dem Gange zu Madeleine; „die Lampen werden sogleich angezündet werden." Madeleine pochte ungeduldig an der Thüre.

„Herein!" sagte er zitternd, denn jeder Ton verursachte ihm jetzt einige Bangigkeit. Sie nahm entschlossen ihre breite weiße Haube ab, und setzte sie ihm auf den Kopf, nestelte dann den Rosenkranz, die lange Kette und das Crucifix von ihrem Hals uud hing sie ihm um, überreichte ihm ihre goldschwere Börse und steckte sie in die kleine Tasche, die sie in dem grauen Kleide angebracht hatte.

— „Wie?" fragte er, „auch dieß soll ich annehmen?"

„Allerdings, Sie werden dieses Geldes dringend bedürfen," flüsterte sie; „ich gedenke noch vor Tage bei Ihnen zu seyn und dann ist das Geld für uns beide, damit wir unsere Flucht sicher bewerkstelligen können. Hier ist ein Brief mit weiteren Verhaltungsmaßregeln, damit Sie Ihre Flucht darnach einrichten können; allein Sie müssen mir versprechen, denselben erst mit Tagesanbruch zu öffnen, und genau seinen Inhalt zu befolgen. Und nun gehen Sie, — es ist keine Zeit mehr zu verlieren. Ihre Verkleidung ist ganz vollkommen, meine Schwester, — meine liebe Schwester Pauline."

Er drückte sie liebreich an sein Herz — einen Augenblick, eine lange innige Umarmung — dann ging er, folgte Antoine den Gang entlang und Madeleine blieb in der Zelle eingeschlossen, und bebte vor Angst, irgend eine unbedeutende Kleinigkeit könnte das Fehlschlagen ihres Planes herbeiführen.

Antoine begleitete ihn bis zur Thüre. Unmittelbar ehe sie dieselbe erreichten, hörten sie einen Schließer herankommen. „Stille!" flüsterte Antoine; „gehen Sie langsam, halten Sie den Kopf gesenkt und sprechen Sie nichts."

„Guten Abend, Madame!" sagte der Schließer im Vorübergehen, und die Gefahr war vorbei.

Antoine ging voran und verwickelte den Thürsteher in eine alltägliche Unterhaltung, irgend einen thörichten Scherz, worüber der Thürhüter in ein lustiges lautes Lachen ausbrach. Dieß war der letzte Ton, den Paul in diesem Gefängnisse hörte; draußen kam er an der Schildwache vorüber und war frei. O welch eine Wonne liegt nicht in diesem kleinen Worte!

„Gottlob, er ist fort, ehe ich ihn umgebracht habe!" brummte Antoine vor sich hin. „Jetzt kommt mein Triumph, jetzt der letzte Wurf; wenn dieser fehlschlägt, dann sollen beide mit ein-

ander leiden, denn Schande ist schlimmer als Tod. — Er eilte zurück, um dem Schließer zuvorzukommen, der die Lampen anzündete und den Gefangenen ihre Lichter in die Zellen brachte; er holte ihn gerade ein, als er sich zu Nummer Sechs begeben wollte. „Halt!“ sagte er gebieterisch, „gebt mir die Lampe; ich will gerade zu Nummer Sechs gehen und die Lampe selbst hineinnehmen. Geht auf Nummer Fünfunddreißig und reinigt die Zelle noch heute Nacht, denn wir müssen morgen früh Nummer Einhundertzweiundvierzig dorthin übersiedeln.“ — Er nahm die Lampe uud eilte zurück. Madeleine stand ungeduldig an der Thüre und fragte begierig durch das Gitter hindurch: „Ist er in Sicherheit?“

„Er hat das Gefängniß verlassen,“ entgegnete Antoine, verschloß die Thüre von innen und steckte den Schlüssel in die Tasche.

— „Gottlob! Gott sey Dank! O Himmel, ich danke Dir für diese Gnade!“

„Er ist aber noch nicht in Sicherheit,“ sagte Antoine.

— „Wie so denn? ist ihm irgend etwas zugestoßen?“

„Er ist der Verfolgung blosgestellt; und ob er verfolgt werde, das hängt jetzt blos von Ihnen ab, Madeleine!“ Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er es gewagt hatte, sie bei ihrem süßen Namen zu nennen.

— „Ich weiß es, ich weiß es!“ sagte sie, allzu aufgeregt, um den lauernden Ton zu bemerken, womit er sprach, und um darauf zu achten, daß er sie bei ihrem Taufnamen angeredet hatte. „Aber Sie werden mir beistehen; Sie haben doch alle die Vorsichtsmaßregeln getroffen, die wir verabredet haben, nicht wahr?“

„Allerdings,“ gab Antoine zur Antwort.

— „Und ich will nun hier bleiben bis zur letzten Minute,

ſogar bis Mitternacht, um ihm eine Möglichkeit zum Entkommen zu geben," erwiderte ſie.

Antoine ſetzte die Lampe auf den Kaminſims, lehnte ſich mit dem Rücken an die Thüre und ſchickte ſich an, den verhängnißvollen Wurf zu wagen. „Madeleine," ſagte er feſt, jedoch nicht unfreundlich, „ich habe Ihnen beigeſtanden, dieſem Mann ſeine Freiheit zu verſchaffen, und bin nun gekommen, um meine Belohnung zu beanſpruchen."

— „Sie ſoll Ihnen werden, — nennen Sie ſie! Sie wiſſen, ich bin eine reiche Erbin. Fordern Sie die Hälfte meines Vermögens, ja ſogar Alles, was ich beſitze."

„Thörichtes Mädchen! Sie kennen mich zu gut, um zu glauben, daß ich Geld von Ihnen verlangen würde."

— „Verzeihen Sie mir, Antoine; fordern Sie Alles, was Sie wollen, ich werde es Ihnen geben!"

„Ich verlange Ihre Liebe," ſagte er ruhig und ſanft.

Madeleine prallte entſetzt zurück und richtete ſich dann mit all' ihrem früheren Stolze auf. „Mein Herr," ſtammelte ſie, „Sie vergeſſen, daß mein Leben Gott geweiht iſt."

„Ich vergeſſe es nicht, Madeleine, und ich weiß, daß Ihr Gelübde Sie nicht für das ganze Leben bindet. Ich weiß, daß Sie dieſem Manne folgen werden. Sie wollen aus dem Orden treten und ſeine Gattin werden."

— „Und wenn dem ſo wäre, — wenn ich dieß beabſichtigte, — warum wollten Sie es hindern?"

„Weil Sie es nicht thun dürfen, weil Sie nicht ihn heirathen ſollen, ſondern mich; weil ich Sie länger und treuer geliebt habe, Madeleine, als dieſer Mann, der Sie wie ein Unthier behandelt hat; — weil ich viele Jahre, ja den beſten Theil meines Lebens daran geſetzt habe, um dieſes Ziel zu erreichen.

Ich wurde ein Spion, um Ludowski in's Verderben zu stürzen, und ich habe es gethan. Wo ist er nun? Ich warb alsdann wieder um Ihre Liebe, und Sie antworteten mir mit einem strengen Nein. Ich ertrug es, ich nahm diese Beschimpfung hin, weil ich sah, daß Sie, obwohl dieser Mann Sie verachtete und zurückstieß, ihn dennoch bis zum Aberwitz liebten. Ja, Madeleine, ich war hier, als Sie selbst es ihm gestanden, daß Sie ihn noch liebten. Ja, Sie dürfen wohl deßhalb erbeben. Ich sah, wie Sie sich damals an diesen kalten fühllosen Menschen wegwarfen; ich hörte, wie Sie ihm Ihre Hand anboten; ich sah, wie er Sie zurückstieß. Ich sah Sie zu Boden fallen und ohnmächtig werden, und er verließ Sie ohne eine Gemüthsbewegung; ich stand damals im Walde über Sie gebeugt, und haßte Sie wegen Ihres Irrthums und zog mein Messer. Ich hätte Sie damals umbringen und ihn für den Mörder angeben können, allein ich verschonte Sie und ihn, — Sie, damit Sie bereuten und ihn vergäßen und haßten; ihn, um ihn hieher zu bringen, damit er im Kerker verfaule und vergessen werde . . . Und jetzt nach aller dieser Mühe und diesen Leiden will und muß ich Ihre Liebe haben!"

Er hielt inne, denn er fühlte, daß er in seiner Aufregung und Gemüthsbewegung sein klares Urtheil verliere. Madeleine war voll Entsetzen über alle die Enthüllungen Schritt für Schritt zurückgewichen bis an die andere Wand, stand athemlos da, und bebte unter den schlimmsten Befürchtungen. Einige Sekunden lang herrschte ein furchtbares Schweigen. Er in seiner eitlen Verblendung wähnte, sie werde jetzt nachgeben, und wartete lauernd.

„Madeleine," fuhr er sanfter fort, „ich verdiene Ihre Liebe um Alles dessen willen, was ich Ihnen in diesen langen Jahren

hindurch gegeben habe. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen das Leben gerettet habe, als Sie noch ein Kind waren. Bedenken Sie, daß ich vor zwei Jahren Ihres Lebens schonte, als ein Anderer es Ihnen nehmen wollte. Ich bringe Ihnen eine ganze, eine entsetzlich geprüfte Liebe entgegen, welche jede Kränkung, jede Abweisung, ja sogar die fürchterlichste Eifersucht überdauert hat. Ich biete Ihnen eine ehrenhafte Stellung an, denn ich, Madeleine, war jener selbe Vicomte de la Fosse, dem Sie nicht unfreundlich begegneten. Ich kann den Mann von Stande spielen, wie Sie sehen; ich bin nicht so gemein, so verächtlich, wie Sie einst wähnten. Ich werde Sie zur Vicomtesse machen, denn jener Titel ist mir verliehen worden als Belohnung für die Entdeckung einer weitverzweigten Verschwörung. Ich bin zwar nicht mehr reich, aber mein Schloß Trenoc, das Sie einst als Mädchen so sehr liebten, ist noch mein, wenn auch mit Hypotheken belastet, und soll Ihr künftiger Wohnort werden."

Madeleine hätte ihn mit einem einzigen Donnerkeil der Entrüstung und Verachtung niederschmettern können, allein sie hatte kaum auf seine letzten Worte gehört, denn sie war mit sich zu Rathe gegangen, wie sie nun handeln sollte, und ihr einziges Ziel war, nun Zeit zu gewinnen. „Mein Herr," erwiderte sie so sanft wie möglich, — „ich muß sie abermals erinnern, daß ich eine Schwester vom Orden des heiligen Vincenz von Paula bin."

„Und ich entgegne Ihnen abermals, daß Sie die Absicht haben, aus dem Orden zu treten, und daß Sie es auch thun werden, um mich zu heirathen."

— „Sie scheinen nicht bei Sinnen zu seyn, Antoine," gab sie zur Antwort. „Sie kommen zu mir, und gestehen freiwillig ein Gewebe von gemeinen Streichen ein, deren ich Sie niemals

fähig gehalten hätte. Sie gestehen mir offen, daß Sie Jahre lang auf den Ruin eines Mannes hingearbeitet haben, der Ihnen nicht das Mindeste zu Leide gethan hatte, und welcher Ihnen, wie Sie wohl wissen, nicht im Wege stand, wenn Sie sich um mich bewarben. Diesen Mann haben Sie durch Ihre Grausamkeit und Ihre Täuschungen ums Leben zu bringen gewußt, und dann gestehen Sie mir noch ferner, daß Sie bei mir standen, als ich hülflos dalag, daß Sie Ihr Messer zogen, um einem Wesen, das Ihnen niemals etwas zu Leide gethan hat, das Leben zu nehmen, und erwarten von mir, ich solle Sie noch lieben, weil Sie ein abscheuliches feiges Verbrechen unterließen, welches Sie früher oder später auf das Schaffot gebracht haben würde! — Sie bekennen, daß es Ihre Absicht war, die Schuld jenes Verbrechens auf einen Unschuldigen zu werfen, auf einen Mann, der ohne Sie niemals in diesen Kerker gekommen wäre, und dann — dann — nach diesem ganzen Geständniß von Verrath, Grausamkeit und Blutdurst, dann verlangen Sie von mir noch, daß ich — oh, das Wort ist mir zu heilig, um es dadurch zu entweihen, daß ich es auf Sie anwende! . . ."

Er zuckte nicht; er war daran gewöhnt, Verachtung und Geringschätzung zu erfahren. Wie ähnlich sich doch die Extreme sind. Der Gleichmuth der Gemeinheit sieht oft gerade so aus, wie die demüthige Duldung eines christlichen Gemüths. Aber er mußte nun seine Taktik ändern; er wandte sich an die Thüre und deutete auf die Löcher, die er darein gebohrt hatte. „Sehen Sie die Löcher, Madeleine," hub er ruhig an; „Sie erinnern sich noch, daß ich Sie vor etwa einem Monat zuerst in jenem Vorzimmer wieder sah; damals kam ich hieher und bohrte diese beiden kleinen Löcher. Meine alten Gewohnheiten hingen mir noch an, ich kam Tag für Tag und Nacht um Nacht hieher, und

sah und hörte durch diese Löcher Alles, was in dieser Zelle vorging." Er blickte sie an und erwartete, sie werde über dieser Eröffnung ohnmächtig werden; allein er kannte dieses wackere Mädchen nicht, welches wohl wußte, daß alles verloren war, wenn es nicht fest blieb.

„Und was hat sich hier zugetragen, mein Herr, dessen ich mich schämen müßte?" fragte sie stolz.

— „Sie sind eine barmherzige Schwester," erwiderte er; „Sie gehören einem geistlichen Orden an, welcher Unsittlichkeit verabscheut; Sie haben hier Ihre Lippen auf die Stirne eines Mannes gedrückt, Sie haben ihm hier erlaubt, daß er Sie an sein Herz drückte: — Ist dieß nicht genug? und dieß Alles weiß ich, — ich, den Sie in Ihrem Aberwitz verschmähen!"

„Was ich gethan habe, würde ich wieder thun," entgegnete sie frei und offen. „Gleichviel, ob mich dabei ein Spion belauschte oder nicht!"

Er war einigermaßen betreten. „Vielleicht," dachte er, „hat sie irgend einen Grund, sich sogar vor Blosstellung und vor Schande nicht zu fürchten; aber worin kann er bestehen?" — Dann fuhr er laut fort: „Sie wissen sicher, daß Sie ganz in meiner Gewalt sind. Ein Wort von mir wird hinreichen, um Sie in Schande zu stürzen, Ihren guten Ruf zu vernichten, und zu veranlassen, daß man Ihnen dieses fromme Kleid mit Eckel und Entsetzen von der Schulter reiße. Der Orden könnte es nicht wagen, Sie in seinen Reihen zu behalten, wenn Alles bekannt und veröffentlicht würde."

„Ich weiß es," sagte sie ruhig; „ich bin auf das Schlimmste gefaßt, mein Herr."

Wiederum wurde sein Plan durchkreuzt, und er sah sich gezwungen, einen andern Ton anzuschlagen. „Madeleine, hören

Sie doch auf die Vernunft!“ rief er. „Sie wissen, es gibt einen näheren Weg durch den Triebsand nach Avranches, und Montague hat den weiteren Weg eingeschlagen. Ich habe im Grund,“ fuhr er fort und zog seine goldene Uhr, — „nur 20 Minuten verloren, und das ist sehr wenig. Montague ist schwach; er kann nicht schnell gehen, und muß von Zeit zu Zeit ausruhen. Gesetzt nun, ich schlage Lärm, so eilen zwei Soldaten auf dem kürzesten Weg nach der Fähre und erreichen diese vor ihm. Der Flüchtling wird dann zurückgebracht, in seinen Frauenkleidern doppelt lächerlich, wird in noch engere Kerkerhaft genommen und verliert auf Lebenszeit alle Hoffnung auf Rettung.“

Madeleine war erschüttert und begann nachzugeben, aber sie konnte noch immer Zeit gewinnen.

„Ueberlegen Sie es sich genauer und ruhig,“ fuhr Antoine fort; „ich weiß, Sie sind uneigennützig. Ich weiß, Sie haben diesen Fluchtversuch erdacht und unternommen, in der schwachen Hoffnung, diesen Engländer später wieder aufzusuchen, — nicht aus selbstsüchtigen Gründen, sondern allein um seinetwillen. Jetzt ist Ihr letzter Anker verloren, denn ich brauche nur das Stichwort zu geben, und Montague ist wieder gefangen und seine Lage hoffnungsloser und verzweifelter als jemals. Ich gebe Ihnen daher jetzt zwei Minuten Bedenkzeit, Madeleine,“ fuhr er mit eisiger Kälte fort und hielt ihr seine Uhr hin; „nehmen Sie meinen Vorschlag an, so soll Montague nach St. Heliers entkommen und mein ganzes künftiges Leben wird nur dem Bemühen geweiht seyn, Sie glücklich zu machen, und mir Ihre Liebe zu erringen zu suchen. Verwerfen Sie mein Anerbieten, so lasse ich ihn hieher zurückbringen, und auf Lebenszeit in den scheußlichsten Kerker werfen!“

Sie stürzte zu ihm hin, warf sich vor ihm nieder, und um-

fing seine Kniee. „O nein, nein," rief sie; „das können Sie nicht. Ich weiß, einer solchen Grausamkeit wären Sie unfähig. Nein, nein! Sie machen sich selbst schlechter als Sie sind. Sie behaupten ja, daß Sie mich lieben, und ich glaube es Ihnen. Sie sind es nicht im Stande, Sie vermögen es nicht über sich, mich so in's Verderben zu stürzen. Um meinetwillen, ach nur um meiner selbst willen geben Sie diese aberwitzige Rache auf! Wenn Sie nur eine Spur von Gefühl haben, wenn die Liebe, die Sie vorgeben, nur im Geringsten echt und wahr ist, so lassen Sie mich gehen. Sie sind sicher nicht im Stande, über mich ein solches Elend und Schande zu verhängen. Nehmen Sie mir das Leben, wenn Sie wollen, nur ersparen Sie mir diese Schmach!" Sie bat für sich selbst in diesen Worten, aber mit der List eines Weibes, denn im Herzen bat sie nur um Paul's willen.

„Genug!" rief Antoine herrisch; „halten Sie ein, ich habe keine Zeit mehr zu verlieren; Sie müssen unbedingt annehmen oder ablehnen!"

— „Ich will ja wählen," rief sie; „nur geben Sie mir länger Zeit. Bedenken Sie, daß es ein Beschluß für das ganze Leben ist, der mein Schicksal ein- für allemal entscheidet. Geben Sie mir eine Nacht Bedenkzeit oder wenigstens einige Stunden."

„Madeleine, das ist ein thörichter Vorschlag. Sie wissen wohl, daß Sie mich nicht hintergehen können, einen früheren Polizeibeamten. Sie wollen nur Zeit gewinnen, damit jener Mann entwischen kann. Ich gebe Ihnen zwei Minuten, keinen Augenblick mehr!"

— „Geben Sie mir mindestens eine Stunde . . ."

„Mit nichten! nicht eine Minute mehr. Wählen Sie jetzt, in dieser Minute, entschieden und fest, zwischen Elend und Glück, oder ich gehe."

Sie klammerte sich fester an ihn an und rief flehentlich: „Antoine, nur eine halbe Stunde geben Sie mir, nur eine halbe Stunde!“

„Genug jetzt dieser Thorheit!“ rief er unwillig; „ich verliere nur die kostbare Zeit. Sie sollen mich nicht hintergehen und darum rund heraus: Wollen Sie meinen Vorschlag annehmen oder nicht? Reden Sie oder ich gehe!“

— „O wie kann ich mich in einer solchen Aufregung entscheiden?“ rief sie; „lassen Sie mir nur einige Ruhe und Sammlung — fünf Minuten werden dazu hinreichen.“ — Er erwiderte nichts, sondern zog den Schlüssel aus der Tasche. Madeleine aber rief entschlossen: „Nein, Sie sollen und dürfen nicht gehen! Ich werde Sie hier festhalten, bis er in Sicherheit ist. Ich bin stark, ich kann Sie festhalten und werde es!“

„Thörin! wie mögen Sie mir drohen! ich brauche ja nur den Schließer zu rufen.“

— „Nein, es ist kein Schließer in der Nähe, ich weiß es,“ rief sie; „oh ich bin so schlau wie Sie, und Sie sollen mir nicht von der Stelle!“ Sie schleppte sich auf den Knieen am Boden hin, und zog ihn von der Thüre hinweg nach sich.

„Weib, laß mich los!“ rief er endlich wüthend über den Widerstand, den sie ihm entgegensetzte.

— „Nein, Sie sollen nicht gehen!“ rief sie und klammerte sich mit aller Kraft der Verzweiflung an ihn an.

Er war wüthend; er erfaßte ihre Arme, riß sie mit Gewalt von seinen Knieen hinweg, schleuderte das Mädchen auf den Boden, sprang dann zur Thüre, und steckte den Schlüssel in das Schloß. Madeleine hatte sich im Nu wieder aufgerafft und auf ihn gestürzt und rang nun mit ihm um den Schlüssel. Jetzt erhob dieser Unhold den Arm, und versetzte ihr einen heftigen

Stoß auf die Brust; sie taumelte mit einem Schrei zurück und er entwich. Mit der letzten Kraft der Verzweiflung erhob sie sich, wankte in Todesangst zu der Thüre, klammerte sich an dieselbe an, und legte ihr Gesicht an die Stäbe des Gitters. Die raschen Schritte, mit welchen er davon eilte, hallten ferner und immer ferner durch den öden Gang. Sie versuchte ihm nachzurufen, aber der Athem mangelte ihr in Folge des Stoßes, und sie konnte kein Wort hervorbringen. Jetzt hörte sie ihn den Schlüssel an der Thüre des Ganges umdrehen, und mit einer einzigen gewaltsamen Anstrengung erhob sie ihre Stimme und rief: „Halt, halt! ich nehme an!"

Das Zuschlagen der Thüre übertönte ihre Worte, sie hörte den Schlüssel auf der andern Seite sich im Schlosse drehen, — sie rief, sie schrie schwach, aber alles vergebens, und so sank sie denn in einer todesähnlichen Ohnmacht auf den Fußboden nieder.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Im Treibsand.

Antoine stürzte in das Zimmer des Gouverneurs, rannte einen unbehülflichen Schließer über den Haufen, und erschreckte den methodischen Untergouverneur, der nach seiner gewohnten Weise schreibend am Pulte saß, beinahe zum Tode. „Um's Himmels willen, was gibt es?" stammelte dieser erschrocken.

„Nummer Sechs ist entsprungen, ich habe Alles herausgebracht," rief Antoine mit überstürzender Eile; „es ist ein Complott zwischen ihm und jener barmherzigen Schwester, in deren

Anzug er sich davon gemacht hat. Sie ist jetzt in seiner Zelle eingesperrt. Ich muß einen zuverläßigen Mann haben, und will ihn sogleich selbst verfolgen."

— „Gerechter Gott!" stammelte der Beamte; „wissen Sie denn, wohin er gegangen ist?"

„Ei freilich! es ist keine Minute zu verlieren. Wer ist der beste Mann, den ich mitnehmen kann?"

— „Je nun, wir wollen sehen!" erwiderte der Beamte mechanisch; „da haben wir . . ."

Antoine unterbrach ihn mit einer wilden Verwünschung.

„Sehen? Zum Henker mit Euch; es ist keine Zeit zum Ueberlegen. Ich will den ersten besten mitnehmen. He da, Jean-Pierre, oder wie Ihr heißt! wo ist denn der Mann, den ich über den Haufen gerannt hatte? Sapristi, sputet Euch, nehmt rasch eine Laterne und folgt mir. Laßt sehen: seyd Ihr jung, könnt Ihr laufen? Gut, Ihr seyd der Rechte!"

Der Schließer kam in einer großen Bestürzung mit der Laterne in der Hand herbei, und der verwunderte Beamte fragte: „Aber um's Himmels willen, was wollt Ihr?"

Antoine hörte nicht auf ihn; er war im Nu auf und davon, und rannte oder sprang vielmehr mit großen Sätzen das abschüssige Felsenpflaster der kleinen Straße hinab, gefolgt von dem Schließer, der weit gemächlicher ging. „Sputet Euch, Ihr Narr, oder ich werde Euch den Schädel einschlagen!" rief ihm Antoine zu. „Sollen wir um Eurer Lahmheit willen unser Wild entkommen lassen?"

Die müßigen Bewohner des Städtchens, welche vor ihren Thüren saßen und ruhig mit einander plauderten, sahen die vorüberstürmenden Gestalten mit Bestürzung an und sprangen von ihren Steinbänken auf. Ein dummer Gensdarm rief Halt, und

als sie nicht auf ihn achteten, schrie er laut: „Haltet sie auf! es sind Flüchtlinge, entsprungene Gefangene!“ —

Im Handumwenden bildete sich ein Haufe, der den Davoneilenden emsig nachrannte, und am Fuße der Straße sammelte sich bereits eine kleine Menge, welche Miene machte, ihnen den Weg zu vertreten.

„Zehntausend Teufel!“ rief Antoine athemlos; „Ihr Dummköpfe, könnt Ihr nicht sehen, wer wir sind? ich setze einem Gefangenen nach, der entsprungen ist.“

Jetzt begannen Alle ihm nachzulaufen, aber die beiden Schließer überholten bald die Menge und erreichten die große Sandwüste. Es währte nicht lange, so ertönte die Sturmglocke von dem hohen Thurm der Abtei, und beschleunigte die Schritte der Verfolger noch mehr. Bald darauf dröhnte auch der Donner der Allarmkanone dumpf durch die stille Nacht und über die flache Küste hin.

Antoine und sein Begleiter liefen aus Leibeskräften über den schmalen Fahrweg hin, um die Stelle zu erreichen, wo der nähere Weg quer durch die Dünen hin abbog. Die Laterne schwankte in der Hand des Schließers auf und ab und warf ihre Streiflichter auf den glitzernden Sand. Die beiden Männer keuchten halb athemlos, liefen aber immer weiter. Die Menge folgte ihnen in der Entfernung auf eine kleine Strecke weit, aber bald fiel einer um den andern ab, und als die beiden Schließer den schmalen Pfad zwischen den Dünen einschlugen, hatten sie nur noch ein Geleite von zwei oder drei rüstigen Jungen, die aber auch bald zurückblieben und sichtlich Bedenken trugen, sich in der Dunkelheit auf diesen gefährlichen Pfad zu wagen. Auch der Schließer stutzte und schien nicht weiter zu wollen.

„Holla, folgt mir und tummelt Euch!“ rief Antoine ihm

zu; „wir müssen hier hinüber. Ich kann den Weg mit verbundenen Augen finden."

— „Den Henker auch!" rief der Schließer; „dieser Weg ist mir zu gefährlich. Ich beschwöre Euch um's Himmels willen, versucht dieses Wagestück nicht! Die Fluth bricht an, und der Treibsand ist trügerisch!"

„Zum Teufel mit Fluth und Treibsand!" rief Antoine; wir alle werden unsere Plätze verlieren — es ist ein politischer Gefangener!" —

Dem Schließer entfiel beinahe die Laterne. Ein politischer Gefangener! Das war freilich ein anderes, aber immerhin eine fürchterliche Katastrophe. Trotz der schweren Verantwortlichkeit zögerte jedoch der Schließer noch immer und rief hinter Antoine her: „Nehmt doch Vernunft an, das heißt ja muthwillig sein Leben auf's Spiel gesetzt!"

„Kommt mit, Ihr Dummkopf, ich will Euch wohlbehalten hinüber bringen. Beeilt Euch, es ist keine Zeit zu verlieren."

„Nun denn, so schlage ich Euch vor, geht Ihr diesen Weg und ich will auf dem Fahrweg fortlaufen, so rasch ich kann," rief der Schließer.

Antoine kehrte augenblicklich um, eilte ganz wüthend auf ihn zu und rief drohend: „Kommt augenblicklich mit, oder bei der heiligen Jungfrau! ich erwürge Euch mit diesen Händen!" Er griff ihm nach der Cravatte und der Schließer prallte zurück.

— „Nun ja doch," sagte er zitternd; „geht nur voran — ich will Euch schon folgen."

Antoine stürzte ungestüm vorwärts, als ob sein Leben daran hinge, und der schüchterne Schließer folgte ihm, und suchte, so gut er konnte, seinen Weg im Schimmer der Laterne; aber Antoine ließ ihn bald weit hinter sich. Er rief ihm von Zeit zu

Zeit wieder zu, eilte aber unaufhaltsam fort. Endlich gelangte Antoine an einen jener Ströme von Treibsand, die sich in allen Richtungen über diese Wüste hinziehen. Er hatte ihn bei Tage manches Dutzend Male passirt und war darüber hinweggesprungen, vermochte aber in der Dunkelheit nicht zu bemerken, daß die abgelaufene Ebbe dieses Sandbett bedeutend erbreitert hatte. Er eilte keck bis an dasselbe hin, setzte auf dem harten Rand zum Sprung an, sprang aber auf der andern Seite um vier oder fünf Fuß zu kurz und versank sogleich bis um die Knie in das Gemeng von losem leichtem Flußsand und Seewasser, das nur mit einer leichten Kruste angeschwemmten Tangs bedeckt war.

Der Schließer hörte den Plumps, dem sogleich ein wilder Fluch folgte. Gleich darauf ertönte ein Hülfeschrei und der Schließer eilte bis an den Rand des verrätherischen Sandbettes hin. Antoine plätscherte und zappelte mitten in demselben, war aber außer Stande, seine Füße hoch genug aufzuheben, um einen Schritt vorwärts zu thun. Er fühlte vielmehr deutlich, wie er allmälig immer tiefer einsank.

„O Gott, ich bin verloren!" rief Antoine; „werft mir Eure Laterne, Euern Hut oder sonst etwas zu!"

Der Schließer warf die Laterne hinüber, allein sie fiel außer dem Bereich des zappelnden Mannes nieder; ein anderer entsetzlicher Fluch, dann versank die Laterne rasch in dem weichen Schlamm. Der bestürzte Schließer nahm sein steifes Käppi von lackirtem Leder ab, zielte besser und warf es hinüber. Antoine fing es auf, und hegte für einen Augenblick noch einige Hoffnung. O, es war ein entsetzliches Gefühl, zu verspüren, wie er immer tiefer einsank, zu wissen, daß die Erde ihn langsam aber unaufhaltsam verschlang und daß hier keine Rettung mehr war.

„Verdammter Dummkopf!" rief er dem verblüfften Schließer

zu; „habt Ihr keinen Stock und nichts um einen Sterbenden zu retten? Werft mir Eure Capote oder irgend Etwas herüber, das ich flach ausbreiten kann."

Der Wärter zog den Rock aus und warf ihn hinüber. Antoine breitete ihn über dem weichen Schlamm aus und der grobe Rock trug ihn eine Weile; allein er sank noch immer und der Sand reichte ihm bereits bis um die Hüfte. Der Schließer, der ihm nun nicht mehr helfen konnte, stand winselnd und stöhnend am Rande des trügerischen Abgrundes und wußte keinen Rath mehr.

„Ruft jene Jungen herbei!" sagte Antoine verzweiflungsvoll; „vielleicht hat einer von ihnen einen Stock, mit dem ich die andere Seite erreichen könnte."

Der Schließer rief, allein die Knaben, die sich ebenfalls vor dem gefährlichen schmalen Pfad gefürchtet hatten, waren längst umgekehrt und nun außer Hörweite.

— „Sie hören nicht mehr," schluchzte der Wärter, dem wirklich Thränen in den Augen standen.

„Schreit lauter!" rief Antoine, „schreit, schreit! um Gotteswillen; schreit so laut Ihr könnt!"

Der Schließer schrie, schrie aus der vollsten Kraft seiner Lungen; die Jungen hörten einen fernen Lärm, und hielten ihn irrthümlich für das Geschrei des Gefangenen, der nach ihrer Ansicht um Hülfe rief. Sie machten sich daher auf den Heimweg und Antoine sank immer tiefer ein.

Die Wucht, mit welcher er den Sprung gethan und in den Schlamm gefallen war, hatte ihn anfangs schnell einsinken lassen aber die Masse seines Oberkörpers leistete nun dem Sand einigen Widerstand und er versank jetzt langsamer. Gleichwohl reichte ihm jetzt der Sand oder vielmehr Schlamm schon beinahe bis an

die Achselhöhlen. Er streckte seine Arme der Quere nach aus, und versuchte sich auf diese Weise an's Leben anzuklammern.

„Ihr könnt mir hier nichts mehr helfen," sagte er mit gedämpfter Stimme zu dem Schließer, denn die Todesangst saß ihm schon im Nacken; „eilt zurück und verfolgt den Gefangenen auf dem Fahrweg. Er ist als barmherzige Schwester gekleidet und muß mit der Fähre über den Meeresarm setzen. Sputet Euch nach Kräften, um ihn einzuholen, denn er muß wieder beigebracht werden. Lauft und rennt und bringt dem Gouverneur meinen letzten Wunsch, er solle den Gefangenen auf Lebenszeit in die Zelle Nr. 3 sperren — ja, Nr. 3, das ist die feuchteste und verderblichste!"

Der Schließer hörte Alles und zögerte doch. „Wie kann ich von Euch weggehen und Euch so umkommen lassen, Herr Antoine?" sagte er.

„Könnt Ihr mir helfen, verdammter Dummkopf?"

— „Ich glaube kaum."

„Warum wollt Ihr also bleiben? Lauft weiter, und thut, wie ich Euch gesagt habe. Vielleicht ist es noch nicht zu spät. Halt, sagt mir erst, wie viel Uhr es ist!"

— „Ich weiß es nicht, ich habe keine Uhr bei mir."

„Hol' Euch der Henker! Geht, beeilt Euch!"

Voll Entsetzen eilte der Schließer zurück, denn der Gedanke an einen solchen Tod machte ihn an allen Gliedern erbeben. Zögernd und zweifelnd blieb er noch einmal stehen und sagte zu sich selbst: „Ich darf ihn nicht verlassen; ich muß wenigstens seinen Tod berichten!" — Aber er hörte noch, wie ihm Antoine aus der Entfernung Eile anempfahl, und er lief weiter. Allein er kam zu spät. Als er nämlich, nachdem er eine gute Stunde abwechselnd gegangen und gesprungen war, die Fähre erreichte,

lag das Boot schon auf dem jenseitigen Ufer, und der Fährmann war nach Hause gegangen. Der Schließer war erschöpft und konnte nicht schwimmen; an weitere Verfolgung war daher nicht zu denken. Er setzte sich also auf den harten Sand nieder und weinte wie ein Kind, weil er seine Stelle zu verlieren fürchtete.

Die Nacht war hell und ruhig und die Luft balsamisch und lind. Der letzte Schimmer der Dämmerung war längst drüben jenseit der Fläche des Oceans vom westlichen Himmel verschwunden! Die blinkenden Sterne waren einer um den andern heraufgezogen, und leuchteten an dem dunkelblauen Firmament droben. Auf der ganzen ungeheuren Sandwüste lag eine beengende Stille und nur vom Westen her drang ein dumpfes zischendes Murmeln herüber, das den Anbruch der Fluth verkündete, die zu dieser Jahreszeit nicht den ganzen Sand bedeckte, sondern sich nur in die einzelnen Canäle hineinspülte, um diese von unten zu befeuchten und zu lockern.

Auf dieser ganzen Wüste war nur ein einziger lebendiger Mensch, Antoine. Er hing in der weichen Masse nur noch durch den Querbalken seiner krampfhaft ausgebreiteten Arme und versank doch langsam und unrettbar in ein natürliches Grab. Er war jetzt ruhiger, seit er den Schließer fortgeschickt hatte. Er, der sein ganzes Leben lang nur Pläne geschmiedet hatte, konnte den Gedanken nicht ertragen, daß sein letzter Plan fehlschlagen sollte, obschon er starb, um demselben das Gelingen zu sichern. Er hätte den Schließer nach dem Mont St. Michel zurückschicken können, um von dort Stricke und Hülfe herbeizuholen, auf die schwache Möglichkeit hin, daß diese Hülfe noch rechtzeitig zurückkehre, um ihn herauszuziehen, ehe er den letzten Athemzug herausgehaucht hätte; allein alsdann würde ihm sein Plan miß-

glückt seyn. Der Sand schloß sich nun bereits schwer über seiner Brust und er fühlte bei jedem Athemzug, daß er ersticken mußte. Seine ausgestreckten Arme sanken ein wenig ein, aber sehr langsam, und seine Todesangst wurde am Ende unerträglich.

„Ha, was für ein Tod nach einem solchen Leben!“ dachte er. „Es ist fürchterlich, so Linie für Linie sterben zu müssen. Wollte Gott, das Meer schickte seine Wogen heran, und machte diesem Todeskampf ein Ende!“

Aber statt aller Antwort rauschte das Meer nur in weiter Ferne und wälzte seine Wogen nicht näher herzu. Nur in der Tiefe an seinen krämpfigen schlafenden Füßen verspürte er durch deren zunehmende Kälte und die vermehrte Feuchtigkeit das Nahekommen der Fluth und seines unvermeidlichen Endes.

Jetzt wurde die furchtbare vorwurfsvolle Stimme des Gewissens in ihm laut. Alles Böse, alles Unrecht, was er sein Leben lang gethan, tauchte vor seinem inneren Blicke auf, und erschütterte ihn bis in's Mark. Zum ersten Male entdeckte er, daß er seither ohne einen andern Gott gelebt hatte, als sein eigenes Ich. Jetzt fielen ihm Madeleinens bittere Worte ein, und er fühlte, wie unnütz, wie herzlos und ohne allen Grund die unversöhnliche Rachgier gewesen war, womit er Ludowski verfolgt hatte. Er sah jetzt ein, wie grausam und schändlich er an der armen Madeleine gehandelt hatte. Er vergegenwärtigte sich nun, was für eine furchtbare Schande ihrer harrte, und er dankte beinahe dem Himmel, daß er jetzt nicht vor ihren Richtern stand, um ihre Schuld durch seine Aussagen zu vermehren.

„Und dieß Alles um eines Weibes willen? Und doch um was für ein Weib!“ stammelte er; „aber ist ein Weib, ist irgend ein Weib auf Erden diesen entsetzlichen Tod werth?“

Schon lagerte sich der Sand dicht um seine Kehle; er fühlte

ihn kalt und schleimig, wie er von allen Seiten herandrang, um ihn langsam zu ersticken. Schon waren sogar seine Arme bedeckt, und nur der Kopf allein ragte noch aus dem nassen Grabe. Er warf ihn zurück und klammerte sich trotz seiner Todesangst an den letzten Hauch des Lebens an, und sah die stillen ruhigen Sterne am dunkelblauen Firmament in ihrer Majestät milde auf ihn herunterblicken.

Jetzt stiegen die freundlichen angenehmen Erinnerungen an seine jungen Tage in ihm auf, wie er als Knabe seinem Vater, dem biedern alten Mann, in des Waldes Dickicht folgte, die Brombeerenbüsche und das Unterholz auseinander bog und strotzend von Lebensfreude und Gesundheit dahin sprang. Dann sah er sich als Jüngling, wie er, die Flinte auf dem Rücken, mit dem grauenden Morgen durch den Wald schritt, die treuen Hunde neben sich, und in den dämmernden Hallen des Eichwalds oder zwischen den schwarzen Stämmen der Kiefern und Föhren die Fährte des Wildschweins aufsuchte; wie er im lichten Stangenholze auf den Hirsch anstand oder im grünen jungen Laubschlage den Rehbock mit dem Blatt heranlockte. Er gedachte des Tages, wo er Madeleinen, einem holden kleinen Mädchen, unter einem Hagel von Kugeln das Leben gerettet, und hörte den lauten Hurrahruf aus den Fenstern des Schlosses. Er sah sich Nachts unter den Bäumen des Rasenplatzes im bethauten Grase stehen und ihren Schatten beobachten, den das Licht auf die vorgezogenen Vorhänge warf. Er wagte diese Gedanken nicht weiter zu verfolgen . . . .

Nun hatte der Sand bereits sein Kinn bedeckt, — noch fünf Minuten und er mußte seinen Mund umgeben, und dann war alles bald vorüber. Er legte den Kopf auf den Schlamm zurück und sank langsam mit ihm ein. Er blickte hinauf zum

Himmel mit seinen Millionen Sternen, aber dieser schien kein Leben zu haben, sondern schaute ihn an wie ein trübes Gemälde.

Plötzlich sah er einen Stern von seiner Stelle rücken, wie mit einem Strom von Leben über die dunkelblaue Fläche hinschießen, und dann verschwinden.....

„Gibt es noch ein Leben jenseit dieser Sterne und werde ich es erreichen?" schoß ihm durch den Kopf; „was wird aus mir werden, der ich hier unwiederbringlich in den Rachen der Hölle versinke?"

Der Sand ward auf seinen Lippen kalt, feucht und schleimig. Er versuchte zu beten, aber er wußte nicht, wie er es anstellen sollte. — Der Name Gottes war für ihn so lange nur ein zorniger Fluch gewesen und sonst nichts. Der Sand drang ihm in den Mund, naß, salzig und entsetzlich. Er versuchte den Kopf noch einmal in die Höhe zu rücken, um noch etwas länger zu leben, nur noch eine Minute, — um ein Gebet zu stammeln, das ihm beinahe fertig auf die Lippen trat, aber vergebens. Der Sand verstopfte ihm den Mund und die Nasenlöcher, und schloß sich zäh und klebrig über seiner feuchten Stirne .... Er war todt. Noch einige Minuten und der Sand hatte ihn ganz verschlungen und keine Spur zurückgelassen, um sein Grab zu bezeichnen.

Die Nacht war ruhig und klar und die Sterne am Himmel blinkten.

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Die gespannte Erwartung.

Paul war in der That entkommen, aber er fand seine Freiheit anfangs eben so lästig, als seine Gefangenschaft langweilig und erschöpfend gewesen war. Er war die erste Wegstunde mit wunderbarer Spannkraft hingewandert, bis er den weißen Felsen erreichte; hier setzte er sich nieder, war froh, daß seine Flucht noch nicht entdeckt worden sey, und zog die Branntweinflasche heraus, welche Madeleine ihm mitgegeben. Er hatte sie kaum an die Lippen erhoben, als die lauten Glockenschläge schaurig durch die Nacht hindröhnten. Er war noch im Zweifel, ob es die Sturmglocke oder ein Festgeläute sey, und zwängte einen Mund voll Cognac hinunter. Dann kam die Allarmkanone und der Zweifel war gelöst. Er sprang auf und eilte weiter, und dachte unterwegs an die arme Madeleine.

„Oh, sie muß inzwischen in Sicherheit seyn," sagte er zu sich selbst. „Es ist mehr als eine halbe Stunde, seit ich sie verlassen habe. Sie hat jetzt Zeit gehabt, sich aus dem Staube zu machen, und der Schließer, der die Lampen brachte, wird nun die leere Zelle entdeckt haben, denn es ist gerade um die Zeit, wo er seine Runde macht."

Er eilte weiter und wagte kaum mehr an Madeleinen zu denken, bis bald darauf der leichte Wind ihm ein schwaches Geräusch von Stimmen herantrug, das sich vom Fuße des Berges her vernehmen ließ. Er erbebte. „Man verfolgt entweder mich oder sie oder uns beide," flüsterte er; „o Himmel, nimm sie in deinen Schutz!"

Er lief nun aus Leibeskräften, und erreichte endlich die

Fährte gerade noch rechtzeitig, um den Fährmann im Begriff zu finden, vom Lande zu stoßen und über den schmalen Merresarm zu rudern. Dieser nahm ihn in den Kahn und setzte ihn hinüber. Hierauf stieg er schwach und keuchend den kleinen Hügel hinan, erreichte bald einen abgelegenen Theil des Städtchens, den ihm Madeleine deutlich genug geschildert hatte, fand sich nach ihrer Anweisung zurecht, und erreichte endlich den Weg nach dem Dörfchen V..., den er an gewissen, ihm gegebenen Merkmalen erkannte. Diesen Weg verfolgte er, bis er gerade über dem Dörfchen ankam, und hier, wo die niedrigen Küstenklippen steil nach dem Meere abfielen, beschloß er zu warten, bis Madeleine ankommen sollte, wie lange es auch dauern mochte. Die Nacht war längst eingebrochen, aber der Sternenschein warf eine leichte Dämmerung über die Landschaft, und sein an die Dunkelheit gewöhntes Auge sah sich nach einem passenden Versteck um, das ihn theils vor seinen Verfolgern, falls diese kämen, theils vor etwa Vorübergehenden verbergen sollte, da er sich in diesem seltsamen Aufzuge nicht wenig schämte. — Gleichviel, dachte er; Achilles trug den Weiberrock mit weit weniger Entschuldigung als ich. Das Glück lächelte ihm, und ließ ihn eine Art kleiner Laube oder Hütte finden, die unweit des Weges von irgend einem einsamen Schäfer, der hier in der windigen Jahreszeit seine Heerde hüten mußte, aus Rasen und Ginster gebaut worden war. Er fand sie gerade geräumig genug, um sich darin niederzulegen und bemerkte, daß er von hier aus die Aussicht über den Weg beherrschte, und zugleich nur vom Meere aus gesehen werden konnte.

Eine Stunde verging: Er fühlte sich sehr erschöpft und nicht wenig hungrig, aber er wagte nicht zu schlafen. Noch eine und zwei Stunden wartete er vergebens, aber keine Seele kam

auf diesem Wege vorüber. Endlich dachte er: man verfolgt mich nicht, und Madeleine mag in ihrer Wohnung aufgehalten worden seyn, und auf eine günstige Gelegenheit warten, um sich unbemerkt davon zu schleichen.

Müdigkeit und Erschöpfung übermannten ihn endlich und er schlief ein. Als er wieder erwachte, sah er, daß der Morgen graute; er hörte die Hähne im Dörfchen drunten krähen, und eine unbeschreibliche Angst um das Mädchen erfüllte seine Seele. Er wußte, daß die Thore der Festung um neun Uhr geschlossen wurden, um erst mit Tagesanbruch wieder geöffnet zu werden.

Madeleine mußte daher das Städtchen nach neun Uhr verlassen haben, oder sich erst am Morgen aus demselben entfernen. Er machte sich die bittersten Vorwürfe darüber, daß er eingeschlafen sey, und suchte sich einzureden, sie sey vielleicht während dieser Zeit an ihm vorüber gekommen. Und doch war dieß nicht wahrscheinlich, weil er ja lange genug gewartet hatte, um ihr Zeit zu lassen, ihn einzuholen. Oder sollte sie etwa in Avranches aufgehalten worden seyn? Die peinlichsten Befürchtungen stiegen in ihm auf, und er kämpfte mit sich selbst, ob er nicht nach Avranches zurückkehren und ihr entgegen gehen sollte, in der Hoffnung ihr zu begegnen. Er fühlte sich schwach und steif und das Gehen machte ihm Mühe; aber er konnte sich nicht überwinden, diesen Gefühlen nachzugeben. Um die Gewißheit zu erlangen, ob Madeleine während seines Schlafs an ihm vorübergekommen sey oder nicht, raffte er seinen ganzen Muth zusammen, eilte nach dem Dörfchen hinunter, wo noch kein Mensch munter war, suchte mit Mühe das Häuschen des Fischers Quillac auf, und erkundigte sich daselbst nach der barmherzigen Schwester.

Die Auskunft, die er hier erhielt, war nicht befriedigend; die gute Schwester war nicht da gewesen, obschon man die ganze

Nacht auf sie gewartet hatte. Sie hatte ein Boot nach St. Heliers bestellt, hieß es, aber sie sey nicht gekommen, was um so mehr Schade gewesen, als das Wetter so schön und die Ueberfahrt nach Jersey zu keiner Zeit ganz ohne Gefahr sey. Er war im Zweifel, was er thun sollte, und von einer namenlosen Angst und unbestimmten Besorgnissen erfüllt, kehrte er nach seinem Versteck zurück, einigermaßen getröstet von der Erfahrung, daß er seine Rolle gut genug gespielt hatte, um diese einfachen Fischer über seine Person zu täuschen.

Kaum war er wieder in seiner Hütte, so fiel ihm plötzlich der Brief ein, welchen ihm Madeleine mitgegeben, und den er seither ganz vergessen hatte. Hastig erbrach er ihn, und las folgendes:

„Mein theurer Freund!

„Wann Sie diese Zeilen lesen, so denken Sie nicht ferner an mich, sondern retten Sie sich, so schnell Sie können. Ich glaube allen Grund zu haben, dem Schließer zu mißtrauen, den ich für einen tückischen Menschen halte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er mich dennoch verräth, wenn er den Lohn für seine Beihülfe erhalten hat, denn er hat mein Geheimniß belauert, ehe ich es ihm mittheilte. Eilen Sie, nach England zu kommen, und melden Sie mir von dort aus die weitere Entwicklung Ihrer Schicksale, unter der Adresse meiner Eltern. Denken Sie nicht an das, was mich erwarten mag, sondern glauben Sie mir, daß Sie mir am besten dienen können, wann Sie außer dem Bereich der französischen Behörden sind. Gott sey mit Ihnen! Auf baldiges Wiedersehen in England!

Auf ewig Ihre

Madeleine."

Der Inhalt dieser Zeilen erschütterte Paul tief, denn er zeigte ihm die ganze Seelengröße dieses Mädchens in einem neuen Lichte. Madeleine hatte also im Voraus geahnt, daß sie sich opfern müsse, um seine Rettung zu sichern. Die Anspielung auf den möglichen Verrath des Schließers erschütterte Paul um so tiefer, als er selbst dem Rothbart stets mißtraut hatte. Ein unbeschreiblicher innerer Kampf gährte in ihm und er sprang auf, und wollte in der ersten Erregung schon nach Avranches zurück eilen, um sich dort nach Madeleinens Schicksal zu erkundigen. Da zog plötzlich ein lauter Peitschenknall auf dem Wege seine Aufmerksamkeit auf sich; er sah sich darnach um, und erblickte die breite weiße Haube einer barmherzigen Schwester, die, auf einem kleinen Karren sitzend, so eben über dem Hügel auftauchte, über welchen die Straße hinführte. Das Herz hüpfte ihm in der Brust vor Freude; er konnte sich nicht enthalten, seine Arme nach ihr auszustrecken, und wollte ihr entgegen eilen; aber sie winkte ihm von weitem, sich ruhig zu verhalten.

„Gott sey Dank, sie ist gerettet!" stammelte er; „sie ist es, ja sie ist es — oh sie muß es seyn! Doch nein, es ist nicht möglich — sie ist es nicht; es ist ein anderes Gesicht. Barmherziger Gott, was ist aus ihr geworden?"

Die barmherzige Schwester, welche er erblickt hatte, fuhr auf einem kleinen Bauernkarren, mit einem ärmlichen Klepper, dessen Zügel ein Bauernknabe führte; er sah, daß sie ihn von weitem scharf beobachtete und hätte fliehen mögen, allein es war zu spät. Er war schon bemerkt worden, und die echte barmherzige Schwester auf dem Karren beobachtete ihn argwöhnisch. Es war ein furchtbarer Augenblick: er mußte weiter gehen, wenn er nicht den Argwohn steigern wollte, den sein Anblick sicher in der andern erweckt hatte. Er nahm daher den kurzen Schritt und

trippelnden weiblichen Gang an, dessen er sich auf dem Wege durch das Städtchen Mont St. Michel bedient hatte, und der am besten zu seiner Tracht und Rolle paßte, und ging mit demüthigem Schritt und gesenktem Haupte und über der Brust gefalteten Händen dem Karren entgegen. Er hatte jedoch noch Zeit zu bemerken, daß die Schwester auf dem Karren jung und hübsch war und ein angenehmes beruhigendes Gesicht hatte. Der Argwohn, es möchte ein verkleideter Gensdarm seyn, wich im Augenblick aus seiner Seele, und er gehorchte einem Wink stehen zu bleiben, den sie ihm von Weitem zuwarf.

Der Karren hielt, er sah die barmherzige Schwester herunter klettern und auf ihn zukommen. Das Herz pochte ihm mächtig, aber er zwang sich zu einem weibischen Lächeln, und machte sich auf das schlimmste gefaßt. Die Schwester kam unverweilt auf ihn zu und sagte mit einer lieblichen Stimme, durch welche ihm eine kleine Dosis Schalkheit hindurch zu klingen schien: „Guten Tag, meine liebe Schwester! Kannst Du mir nicht den Weg nach V . . . sagen?“

„Du bist dicht bei V . . ., meine liebe Schwester,“ entgegnete Paul und wagte nicht aufzublicken.

„Ah, ich dachte doch, daß ich an die Rechte gekommen sey,“ erwiderte die Nonne sogleich; „Sie kommen von Mont St. Michel! nicht wahr?“

„Ja, meine liebe Schwester,“ stammelte Paul.

„Fürchten Sie nichts, ich bin eine Freundin,“ fuhr die Andere mit gedämpfter Stimme fort. „Schwester Madeleine hat mich zu Ihnen gesendet, Sie sind der Gefangene, — der Gefangene der gestern Abend entsprang, nicht wahr?“

„Ist sie gerettet, und ist sie in Sicherheit?“

„Ja, in Sicherheit allerdings, jedoch . . . aber lassen Sie

uns bei Seite treten, denn jener Bauernknabe darf uns nicht hören; ich habe Ihnen so viel zu sagen." Sie ergriff seinen Arm und schritt mit Paul den Weg hinab. „Ich weiß, Madeleine hat Ihnen mehrfach von Schwester Elisabeth erzählt. Ich bin Schwester Elisabeth — ich weiß Alles; Madeleine hat mir Alles mitgetheilt. O mein Herr, wie konnten Sie es über sich gewinnen, jemals in Madeleinens wahnsinnigen Vorschlag zu willigen?"

„Ums Himmels willen, was ist geschehen?" fragte Paul mit unbeschreiblicher Seelenangst. „Sagen Sie mir, hat man sie entdeckt, ist sie nicht in Sicherheit? Dicke Thränen traten der armen Elisabeth in die Augen, und sie vermochte auf eine Weile nicht zu reden. —

„Bitte, sagen Sie mir alles; ich beschwöre Sie. Reden Sie, denn ich fürchte das Schlimmste!" bat Paul.

„Das Schlimmste ist geschehen! die liebe, arme Madeleine hat Sie allzu sehr geliebt."

Paul stöhnte laut: „Gerechter Gott! Sie ist also nicht entkommen?"

„Nein, alles ist entdeckt, und Madeleine reist noch diesen Morgen in Begleitung von Gensdarmen nach Paris."

„Nach Paris? und weßhalb dorthin? . . ."

„Ach, ich vermag es Ihnen kaum zu sagen, ich habe nicht den Muth dazu; — die arme Madeleine! Sie wird vor einem Consistorium des Ordens angeklagt und gerichtet werden . . ."

„Allmächtiger Gott!"

„Das arme Wesen! und doch erträgt sie alles geduldig. Sie sagt, sie kümmere sich um nichts, wenn nur Sie gerettet seyen!" fuhr Elisabeth tief betrübt fort. „Aus Liebe zu Ihnen hat sie eine große Sünde und ein schweres Vergehen begangen, aber ich vermag sie deßhalb nicht zu tadeln, ich liebe sie allzu sehr.

Allein Sie, mein Herr, Sie hätten es nicht annehmen sollen. Oh gewiß, wie gut, wie engelgleich sie ist!"

„Ich werde sogleich nach dem Mont St. Michel zurückkehren und mich dem Gouverneur wieder stellen!" sagte Paul.

„Welche Thorheit!" sagte Elisabeth lebhaft; „das wäre die größte Unbesonnenheit, der wildeste Wahnsinn, denn Sie würden Madeleinens Lage nur noch schlimmer machen! Sie können nichts thun, als so rasch wie möglich entfliehen, denn wenn Sie dort wären, müßten Sie Zeugniß gegen sie ablegen, und vorerst ist kein Zeugniß gegen sie da, als das des Schreibers, der nur über die Worte des Schließers berichten kann."

„Aber der Schließer selbst?" fragte Paul.

„Ist todt," entgegnete Elisabeth. „Als er Sie verfolgte, soll er in einem Treibsande versunken seyn."

Paul schwieg ganz betreten; ihm war, als ob seine Befreiung einen allzu hohen Preis gekostet habe, und er sagte endlich: „Wäre ich doch lieber im Gefängniß gestorben, als daß dieses Alles sich zugetragen hätte. Aber sie versicherte mich hoch und theuer, der Schließer habe ihr seine Mitwirkung versprochen, und Alles sey abgemacht."

„So war es auch, allein dieser selbe Schließer erwies sich als falsch," entgegnete Elisabeth; „Madeleine sagte, er sey ein Mann, den Sie nur allzu gut kennen. Doch halt, ich soll Ihnen ja einige Zeilen von ihr übergeben!" — Und sie zog aus dem Rücken ihres Breviers einen schmalen zusammengelegten Streifen Papier, worauf eine zitternde Hand etliche Zeilen geschrieben hatte.

Paul las begierig folgendes:

„Antoine Legrand, Antoine Lefèbre, der Vicomte de la Fosse und der rothbärtige Schließer sind eine und dieselbe Person.

Er hat sich wieder als ein so großer Verräther erwiesen, wie er jemals war, und eine haarsträubende treulose Tücke an den Tag gelegt; er hat unsern Plan verrathen und Sie verfolgt; er ist todt und daraus schließe ich, daß Sie entkommen seyn müssen. In einer unklaren Furcht, Sie möchten mich in V. erwartet haben, schreibe ich an Sie, um Sie flehentlich zu bitten, Sie möchten mir zu Liebe sogleich Ihre Flucht nach Jersey bewerkstelligen. Ihre Verfolger sind vorerst auf falscher Fährte, und suchen Sie in St. Malo; aber die Zeit drängt, und der Irrthum muß bald entdeckt werden. Fürchten Sie nichts für mich, denn das Schicksal, welches mich erwartet, ist in meinen und Ihren Augen keine Schande, und ich hoffe fest, auch der Himmel wird mir meine Schuld vergeben. Spätestens innerhalb 14 Tagen bin ich bei Ihnen in Jersey. Ich werde bald frei seyn, ich habe Geld. Erwarten Sie mich zu St. Heliers. Kommen Sie jeden Tag an den Hafen herab, bis ich dort eintreffe. Elisabeth wird Ihnen Alles erzählen."

Paul vermochte nicht zu sprechen; er senkte das Haupt in grenzenlosem Elende. Die arme kleine Elisabeth betrachtete ihn mitleidig, schwieg jedoch. Endlich fragte er ruhig: „Worin wird ihre Strafe bestehen?"

„Das vermag ich nicht zu sagen," erwiderte Elisabeth; „vielleicht nur in einer Kirchenbuße, vielleicht auch in einer Ausstoßung."

Er seufzte tief auf. „Kirchenbuße? Ausstoßung? Großer Gott!" stammelte er, und setzte dann rasch hinzu: „Wohin wird sie in Paris gebracht werden?"

„Vermuthlich in das Central-Hospiz des Ordens."

„Wo ist dieß?"

Elisabeth gab ihm die volle Adresse.

„Wird ihre Bestrafung öffentlich seyn?“ fragte Paul.

„O keineswegs! öffentlich schon gar nicht. Nur die Schwestern werden darum wissen,“ erwiderte Elisabeth und begann auf's neue zu schluchzen.

Nach einer kurzen Pause fragte Paul sehr ernst: „Sehe ich einer Schwester ähnlich?“

Das junge Mädchen lächelte durch seine Thränen hindurch, und blickte ihm erröthend in's Gesicht und sagte: „O ja, obschon Sie für ein Frauenzimmer fast zu groß sind, ist Ihr Teint doch so zart, wie der einer Frau, und Ihr bleiches Gesicht paßt ganz zu Ihrem Stande.“

„Würde ich wohl unter einer Anzahl Schwestern herausgefunden werden können?“ fragte er.

„O ganz sicherlich,“ erwiderte Elisabeth; „die Aehnlichkeit täuscht nur auf einen Augenblick, allein sobald Sie sprechen, müssen Sie Verdacht erwecken.“

„Es würde also gefährlich seyn, wenn ich mich in dieser Verkleidung nach Paris begäbe?“ fragte er.

„Ja, höchst gefährlich; bedenken Sie doch, wie viel für Madeleinens inneren Frieden von Ihrer Sicherheit abhängt. Bedenken Sie ferner, daß noch gestern Abend Boten nach allen Richtungen hinausgeschickt worden sind, um die Polizei von Ihrer Entweichung zu benachrichtigen, und ehe zwei oder drei Tage vergehen, wird wahrscheinlich ein hoher Preis auf Ihre Beifahung gesetzt werden. Vorerst weiß man noch nicht, wohin Sie gegangen sind. Der Schließer, welcher dem Untergouverneur erzählte, durch was für Mittel Sie Ihre Flucht bewerkstelligt haben, vergaß ihm zu sagen, wohin Sie gegangen seyen, und der Wächter, der Sie verfolgen mußte, weiß nur, daß Sie mit der Fähre über den Meeresarm gesetzt seyen. Natürlich

liegt der Verdacht nahe, daß Sie nach Avranches gekommen seyen, als dem nächsten Punkt auf dieser Seite, um vermuthlich von da nach St. Malo zu gehen, und ich wundere mich, daß man Sie noch nicht bis hieher verfolgt hat, wo es doch so nahe liegt, daß Sie sich in einem der Fischer-Dörfer ein Boot nehmen würden."

Paul dachte eine Weile nach, konnte aber keine Möglichkeit finden, Madeleinen von dem Schicksale zu erretten, welches sie bedrohte, und sah ein, daß sein Hierbleiben nur ihre Schwierigkeiten und Gefahr vermehrte.

„Wohlan, ich will gehen," sagte er. „Zuerst tausend Dank für Ihre Freundlichkeit, daß Sie meinethalben diesen langen Weg gemacht haben. Darf ich Ihnen die Hand drücken?" Elisabeth zauderte und erröthete sehr tief, denn sie hielt es für unschicklich für eine Ordensschwester. „Ich darf nicht," antwortete sie; „aber ich bitte Sie, gehen Sie nun."

„Sagen Sie Madeleine . . ."

„Ich werde sie nicht mehr sehen," fiel ihm Elisabeth in's Wort; „der Gouverneur hat mich fortgejagt, sobald Ihre Entweichung Lärm gemacht hatte, und Madeleine sollte bald nach mir die Festung verlassen, um nach Paris gebracht zu werden, während ich nach Coutances gehe."

„So leben Sie denn wohl! gedenken Sie meiner in Ihrem Gebet," sagte Paul, eilte dann nach dem Dörfchen hinunter zu dem Vater Quillac und schiffte sich mit diesem an Bord seines Fischerbootes nach der Insel Jersey ein.

Spät in der darauf folgenden Nacht langte Paul in St. Heliers an. Er war nie vorher hier gewesen, aber in dem beglückenden Bewußtseyn, wieder den theuren englischen Boden unter den Füßen zu haben, ging er keck nach dem ersten Gast-

hofe und verlangte dessen Eigenthümer zu sehen. Der Kellner war nicht wenig erstaunt über einen solch ungewöhnlichen Gast, und der Gasthofsbesitzer, ein starrer fanatischer Protestant, zog die Stirne finster und krauß, daß er bei seinem Abendschoppen durch eine fremde Nonne gestört worden war. Als ihm aber Paul einige Worte in's Ohr geflüstert, war Alles in Ordnung, und am andern Morgen wurde die Nonne mit Hilfe des Wirths und der Vorräthe eines benachbarten Kleiderladens rasch in einen englischen Gentlemen verwandelt.

Zum ersten Male seit zwei Jahren betrachtete Paul wieder sein ganzes Gesicht in einem Spiegel, denn der Rasierspiegel, welchen Madeleine ihm gebracht hatte, war nur wenig größer gewesen als ein Fünffrankenstück. Paul vermochte sich selbst kaum wieder zu erkennen. Der reiche seidenweiche Backenbart und fließende Schnurrbart, auf welche er sich einst so viel zu gut gethan hatte, waren verschwunden, das Gesicht, das einst so rund, hübsch und frisch gewesen, war nun lang, weiß, abgezehrt und runzelig; und in den Augen, die einst von Lebensmuth und Fröhlichkeit gestrahlt hatten, lag jetzt eine tiefe, schmerzliche Melancholie. Diese Umwandlung seines Ichs entlockte ihm zwar einen Seufzer der Eitelkeit, gab ihm aber nur ein neues Vertrauen zu einem Plane, den er ausführen wollte. Er verweilte nur noch zwei Tage zu St. Heliers, bis das Dampfboot eintraf, das ihn nach Portsmouth brachte, und er verwandte seine Muße darauf, an seine Mutter, seinen Sachwalter in London und seinen älteren Bruder zu schreiben, und denselben die erfreuliche Nachricht von seiner Entweichung zu geben. Dann fuhr er mit dem [illegible] nach Portsmouth und mit dem ersten Courierzuge nach London, [illegible] sich sogleich zu dem Sachwalter seiner Familie in Temple-Bar begab; dieser Herr erkannte ihn

kaum mehr, wurde jedoch durch Paul bald von der Identität seiner Person überzeugt, und erklärte sich bereit, ihm in jeder Weise zu helfen. Zuvor aber theilte Mr. Thomson ihm noch einige Familien-Nachrichten mit, welche für Paul tief erschütternd waren — nämlich zuerst den Tod seiner Mutter und die eigenthümlichen tragischen Umstände, welche denselben begleitet hatten; und dann den Tod seines älteren Bruders, des Earl of Drymere, der erst vor wenigen Monaten erfolgt war, und Paul nun zum Erben des bedeutenden Majorats und Allodvermögens machte. Der tiefe Schmerz, welchen Paul darüber empfand, und das Bewußtseyn seines jetzigen Alleinstehens in der Welt befeuerten nur seine Thatkraft und bestärkten ihn in dem Plane, den er sich ausgedacht hatte. Nachdem er sich mit einer großen Geldsumme und einem Paß unter fremdem Namen und in bester Form versehen, machte er sich auf den Weg nach Paris und erreichte dieß am frühen Morgen. Die ersten Personen, die ihm beim Aussteigen auf dem Bahnhofe begegneten, waren ein Paar Mouchards, die er früher von Gesicht gut gekannt hatte, und die auch ihn in früherer Zeit gekannt haben mußten. Er beschloß sogleich, die Wirkung der Veränderungen, welche die Zeit in seinem Aeußern hervorgebracht hatte, auf eine harte Probe zu stellen; er trat daher auf die Leute zu und bat sie in sehr schlechtem Französisch, ihm zu sagen, wo er einen Miethwagen finden würde. Die Männer nahmen sein Signalement im Nu auf, schienen ihn jedoch nicht wieder zu erkennen.

Paul fuhr zunächst nach einem Kaffeehause in der Rue Vivienne, wo er seinen Wagen verließ und [illegible]

Nachdem er seine Koffer d[illegible] in Verwahrung gegeben, ging er aus, schle[illegible] Straßen entlang bis zum nächsten Standorte von Fiakern, nahm sich ein Cabriolet, und

ließ sich nach dem Eingang des General-Hospizes der Schwestern des heiligen Vincenz von Paula führen, wo er den ersten besten Commissionär aufgriff, und diesen beauftragte, ihm eine Wohnung in der Nachbarschaft zu verschaffen. Er fand durch diesen einige Zimmer im ersten Stockwerke eines Hauses, das dem Eingange des Hospizes fast gerade gegenüber lag; er gab sich hier als Mr. William Jones aus London zu erkennen — eine Adresse, welche vollkommen genügte, um die Polizei zufrieden zu stellen. Er ließ hier das Sopha an das Fenster rücken, und lag nun Tag um Tag auf demselben und bewachte aufmerksam die Thüre des Hospizes.

Jetzt wo die größte Aufregung vorüber war, begann er die Nachwehen seiner Krankheit ganz entsetzlich zu fühlen; allein er wußte auch dieß zu Gunsten seines Planes auszubeuten. Er sandte nach einem gefeierten Arzte, und vermochte diesen durch sein demüthiges, fügsames Benehmen und freigebiges Honorar für sich zu gewinnen. Bei dem dritten Besuche, welchen ihm der Arzt machte, sagte Paul zu ihm: „Ich erwarte stündlich die Ankunft meiner Schwester aus dem südlichen Frankreich, wo dieselbe in einer Erziehungs-Anstalt ist, und sobald diese eintrifft, werden wir mit einander nach England abreisen. Dürfte ich Sie wohl um eine Gefälligkeit bitten?"

„Ich werde es mir zum größten Vergnügen anrechnen, wenn ich Ihnen einen Dienst leisten kann," erwiderte der Arzt geschmeidig.

— „Wollten Sie so freundlich seyn, Ihren Diener in meinem Namen auf die britische Gesandtschaft zu schicken, daß er sich einen Paß für mich und so er Schwester geben, und diesen von der Polizei und den Behörden v[illegible]en lasse?"

„Mit größtem Vergnügen," sagte der Arzt; „die Sache ist ja ganz einfach."

— „So viel ich höre," fuhr Paul fort, „verlangt die Polizei zwar gewöhnlich, daß man sich persönlich mit seinem Passe einfinde; allein wenn Sie mir ein Zeugniß ausstellen wollen, daß ich außer Stande sey, das Zimmer zu verlassen, wird die Polizei von dieser blosen Förmlichkeit Umgang nehmen."

„Gewiß, mein Herr; überlassen Sie getrost mir Alles, und ich werde diese Angelegenheit schon in's Reine bringen."

Den andern Tag langte der Paß für Mr. W. Jones et sa soeur an, und die französische Regierung ertheilte damit Paul Montague und Madeleine de Ronville — dem entsprungenen politischen Verbrecher und der Person, die ihm zur Flucht verholfen hatte — die Genehmigung, ihr durch die Finger zu schlüpfen; ein genügender Beweis von der vollkommenen Wirkung jenes glänzenden Systems der Reisepässe, das bei unsern überrheinischen Nachbarn in so hohem Ansehen steht.

Paul hatte nun reiche Muße, sich durch denselben Arzt auch nach dem Dr. Kahn zu erkundigen; er erfuhr, daß derselbe nach einer mehrwöchentlichen geheimen Einsperrung plötzlich spurlos verschwunden sey, und es erst nach einiger Zeit verlautet habe, Kahn sey nach Amerika gegangen, und habe sich in einer der größten Städte der Union niedergelassen und eine beschei-dene Praxis erworben. Die weiteren Nachforschungen, welche der Arzt auf Paul's Ansuchen mit aller möglichen Discretion anstellte, erwiesen für Herrn v. Coucy und Fortuné nur, daß sie wirklich das Unglück gehabt hatten, bei jenem Fluchtversuch wieder ergriffen zu werden, und daß sie vielleicht in Cayenne inzwischen von Ruhr und Sumpffieber hingerafft worden waren. Um das Schicksal des kleinen Barons von Beaufort und seiner

Nichte Clothilde bekümmerte sich Paul nicht mehr. Der Schmerz um de Coucy und der Groll über die eigenen Leiden und Bedrängnisse während der mehr als zweijährigen geheimen Haft im Staatsgefängniß paarten sich bei ihm mit dem unabweisbaren Eckel vor einem Lande, wo alle Freiheit des Individuums und der Gemeinde verschlungen ward von dem raffinirten Netze der größten Willkür, womit der Imperialismus und seine beiden beeiferten Helfershelfer und Spießgesellen: die Bureaukratie und die Soldateska, das ganze öffentliche Leben umgarnte. Deßhalb lag auch inzwischen der rasch wieder genesende Kranke voll fieberischer Spannung und Ungeduld Tag um Tag auf seinem Sopha am Fenster, dessen Mousselin-Vorhänge er zugezogen hatte: und so oft das Thor des Hospizes aufging, schlug sein Herz heftig, und er betrachtete jede Gestalt, welche heraus kam, durch ein kleines Opernglas aufmerksam von Kopf bis zu Fuß. Tag für Tag saß er so da und erwartete eine Person, welche nicht kam.

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Kirchenbuße.

Der große Hofraum des Hospizes ist unter Tags sehr ruhig und stille. Die guten Schwestern sind alle draußen mit ihren Werken der Barmherzigkeit beschäftigt, und das Sonnenlicht lagert sich ruhig und ungehindert auf den großen runden Pflastersteinen.

In der Ecke des Hofraums steht die kleine hohe Kapelle

mit ihren Spitzbogenfenstern und ihrem spitzen Giebel. Die niedrige Thüre steht immer offen, und von Zeit zu Zeit sieht man eine Schwester durch dieselbe aus- und eingehen, welche Trost und Stärke im Gebete sucht.

Treten wir in das Kirchlein! Das östliche Ende desselben rundet sich zu einem Chore ab und in demselben steht der Altar auf einer Empore, welche um fünf Treppenstufen über dem übrigen Theil der Kirche liegt. Tiefes Schweigen und ein düsteres Halbdunkel liegen über dem ganzen Raume, nur da und dort unterbrochen durch den blauen und rothen Lichtstreifen, welchen das Sonnenlicht durch die gefärbten Fenster des Chores hereinschickt. Um Mittag — eine Stunde bevor sich die Schwestern zur Mahlzeit versammeln, wenn die Sonne am heißesten ist und die runden Steine des viereckigen Hofes beinahe in ihrem Glast glänzen — ist der Hofraum besonders still. Um diese Tageszeit wollen wir in die Kapelle treten, denn wir dürfen dann überzeugt seyn, sie ganz leer zu finden. Drinnen ist es kühl und todtenstill, aber die Kirche ist nicht leer. Auf dem harten kalten Steinboden, gerade da, wo das blaue Kleid des heiligen Vincenz sich bis auf das Pflaster herunter verlängert, gerade unterhalb der Stufen, welche zum Altar heraufführen, kniet eine Frauengestalt. Sie trägt das Gewand der Schwesterschaft, die große weiße Haube beschattet ihr Gesicht und an den Füßen trägt sie schwere, massive, starke Schuhe, welche die Frau über dem Nutzen den Werth ihrer Reize vergessen machen; ihre Hände sind in der Nähe des Bodens gefaltet, ihr Haupt ist auf den Busen herabgesunken, ihre Haltung verräth fromme Ergebung und demüthiges Gebet, an ihrer Seite steht — eine seltsame Begleitung, die nach Gefängnißsitte schmeckt, — ein kleiner Krug mit Wasser, aber in der That bedarf sie auch dessen kaum. Sie

liegt schon seit zwölf Stunden hier auf ihren Knieen in derselben Lage und hat keinen Bissen Nahrung berührt. Madeleine de Ronville — Schwester Madeleine — erfüllt den Urtheilsspruch, der sie zu einer dreitägigen Buße von Gebet und Fasten verurtheilt, und darum ist sie so still, daß man ohne das langsame Heben und Sinken ihrer Brust sie für die Statue eines Bildhauers und nicht für das lebendige Geschöpf des Ewigen halten würde.

Sie beginnt nun sehr müde und erschöpft zu werden; aber sie rührt sich nicht: das Gewissen — ein falsches Gewissen — hält sie noch aufrecht. Sie hat lange gebetet, einfach, schlicht, aber inbrünstig und von Herzen, und sie wird noch mehr beten. Sie hat Gott zuerst um Vergebung angefleht, und dem einzigen wahren Beichtvater im Himmel ein langes Bekenntniß abgelegt; jetzt hat sie die innere Versicherung, daß ihr Gebet erhört ist, und bereits dankt sie dem Höchsten für diese Absolution, für diese Abwaschung aller Sünden ihrer Vergangenheit. Stunde um Stunde zieht an ihr vorüber, bisweilen hört sie den Schritt einer Schwester hinter sich, aber sie kann den Blick des Mitleids nicht sehen, welchen diese ihr zuwirft; zuweilen spielt das Sonnenlicht in farbigen Strahlen um sie her, und wirft einen Heiligen-Schein um ihr Haupt. Dann fallen die farbigen Strahlen schiefer und schräger die kleine Kapelle entlang, bis das Tageslicht erlischt, und auch die farbigen Strahlen verschwinden. Dreimal des Tages kommen die Schwestern in langem Zuge von dem Kaplan angeführt zum Gebet. Sie hört alles, sie stimmt mit ein in den Gesang der Schwestern, aber sie sieht nichts und rührt sich nicht. Die Schwestern gehen und sie ist wieder allein. Dann kommen die langen schauerlichen Stunden der Nacht. Der Lärm der Stadt erstirbt draußen um sie herum

und hier im Innern vermählt sich die Finsterniß mit ihrem Bruder, dem Schweigen. Dann wird das Dunkel beinahe zur rabenschwarzen Finsterniß und das Schweigen zur Todtenstille; nur die ewige Lampe brennt wie früher am Altare — ein Fünkchen in der rabenschwarzen Nacht. Aber sie fürchtet nichts, sie flüstert: ich bin nicht allein, du bist hier, mein Herr und Gott, wie du überall bist.

Endlich werden ihre Augen schwer, aber sie will sie nicht schließen, sie hat den Schlaf verschworen, und will nicht ohnmächtig werden, sie betet um Kraft zu weiterem Gebet, und jene wird ihr gewährt. Als der Morgen graut, pocht der Hunger an ihre Brust, aber sie will ihn nicht fühlen. Schüchtern erhebt sie den Krug an ihre Lippen, schlürft einen Mund voll Wasser hinab, und will sich damit begnügen.

Ein anderer langer Tag vergeht, und als der Abend einbricht, hat sie die Welt vergessen, hat beinahe vergessen, daß sie je in derselben gelebt hat. Ihre Gedanken sind alle auf den Himmel gerichtet; sie hat schwer gerungen, jenen Punkt der Versunkenheit in sich selbst zu erreichen, in welchem sie alle die vollkommenen Attribute des Allerhöchsten versteht. Sie hat sich bemüht zu fühlen, daß er überall ist, ebenso liebevoll besorgt für jede Muschel unter den Millionen am Meeresstrande, wie für den Monarchen und den Staatsmann, welche die halbe Welt beherrschen. Sie weiß nun, daß er auch hier gegenwärtig ist, in dieser stillen, öden Kapelle, und auf jede Regung in ihrem Gemüthe horcht, selbst auf ihre Gedanken, so sehr sie auch eine Sünderin, ein Wurm, ein Nichts ist. Aber ihre Körperkraft verläßt sie, während ihre Seele sich erhebt, und unbewußt, und doch nicht ganz ohne eine Ahnung davon zu haben, ist sie vorwärts gesunken und stützt ihre Stirne auf die unterste Stufe,

die zum Altar hinauf führt, und ihre weißen dünnen Hände sind vor derselben gefaltet. Sie hat ihre Seele nun ganz aufgeschwungen, und sie zu den Füßen Gottes niedergelegt, und sie hört die Lieder ewigen Lobgesangs, welche um die Herrlichkeit Gottes ertönen. Sie sieht die Gerechtigkeit des Weltenschöpfers nicht hart und streng, sondern lächelnd mit all der Zärtlichkeit allerbarmender Liebe.

Der Strahl dringt wieder in die Kapelle herein, aber sie weiß es nicht, sie ist weit entfernt von hier, weit von der kleinen Kapelle, fern droben im Himmel selbst. Die Schwestern kommen und gehen, aber sie hört sie nicht mehr. Sie lebt, sie denkt zwar, aber selbst das Schlagen ihres Herzens, welches beinahe die Echos dieser stillen Kapelle erweckt, ist für sie verloren. Endlich bricht die Nacht an. Sie hat sich nicht um die Zeitmessung bekümmert, und weiß auch nicht, daß ihre Erlösung so nahe ist. Nein, sie ist nun so glücklich, daß sie gar nicht erlöst werden möchte; aber jetzt wecken seltsame Töne sie einigermaßen auf, und sie beginnt sich zu erinnern, wo sie ist. Ein leiser feierlicher Gesang kommt die Kapelle herauf; zwei Knaben schwingen Rauchfässer vor dem Priester, welcher langsam auf den Altar zuschreitet. Ihm folgt die alte Superiorin, gebeugt von der Last der Jahre voll treuer mühevoller Arbeit, und dann kommen die Schwestern zu zwei und zwei, gesenkten Hauptes und mit einem gedämpften wehmüthigen Gesang. Der Priester steigt die Stufen hinan, und wirft sich vor dem Altar auf die Kniee nieder, während die Rauchfässer über ihm geschwungen werden. Die Schwestern stellen sich im Halbkreise um ihn herum, und blicken traurig auf die Verlorene hernieder. Jetzt tritt der Priester vor an die Stufen, wo Schwester Madeleine kniet, beugt sich zu ihr herab, ergreift ihre gefalteten Hände und richtet sie auf ihre

Kniee auf, alle sehen nun ihre Schönheit — das Licht des Himmels spielt auf ihrem Antlitz, und noch tiefere Wehmuth durchbebt die Gemüther derer, die sie so sehen.

Der Priester spricht mit leiser bebender Stimme. Er theilt ihr mit, daß ihre Buße vorüber ist, aber sie hört ihn nicht; er sagt ihr, ihr Vergehen sey in diesem Orden unverzeihlich gewesen; „sie hat sich versündigt gegen Gott und die Menschen," erklärt er; „gegen Gott, weil sie sich Täuschung und Unwahrheit zu Schulden kommen ließ, gegen die Menschen, weil sie sich gegen die nothwendigsten Gesetze des Staates verging. Es ist zehn Jahre her, seit eine Schwester aus diesem Orden gestoßen wurde, und zwar wegen einer Sünde, die zu verächtlich ist, um unter diesen frommen und tugendhaften Frauen genannt zu werden; das Vergehen dieser Frau hier, wenn es auch geringer ist, setzt sie auf eine gleiche Stufe mit solchen Sünderinnen, und sie kann nicht länger mehr Eure Schwester seyn. Sie mag bereuen — ja ich bin sogar überzeugt, daß sie schon jetzt bereut — und ich flehe zu Gott, daß er ihre Buße wahrhaft und vollkommen machen möge, damit sie an irgend einem andern Ort Früchte trage; aber es würde zu gefährlich seyn, wenn sie hier bliebe. Diejenige, die einmal gefallen ist, kann wohl niemals sicher seyn vor einem abermaligen Straucheln, und um Euretwillen, meine frommen Schwestern, um unser aller willen, ist es nur gerecht, daß sie uns verlasse und irgendwo anders einen Wirkungskreis für ihre guten Werke suche. Ich weiß, womit sie sich rechtfertigen möchte; ich weiß, daß sie sich und Anderen einreden möchte, ihr Vergehen sey nur eine Handlung der Barmherzigkeit gewesen. Aber ich muß ihr sagen: Weib, die Allmacht Gottes bedurfte Deiner Sünde nicht! — Nehmt Euch also daran ein warnendes

Beispiel, meine frommen und trefflichen Schwestern, und haltet Euch unbefleckt von der Welt!"

Die knieende Gestalt hatte sich nicht gerührt, das Haupt war noch immer gesenkt, aber bei den Worten des Priesters: „die Allmacht Gottes bedurfte Deiner Sünde nicht," wurden die gefalteten Hände ein wenig erhoben und fielen wieder, und es war, als ob in Madeleinens Geist ein neues Licht aufgegangen sey.

Die Priorin trat vor und wischte sich die Thränen aus den Augen. „Schwester Madeleine," hub sie mit bebender Stimme an, — „vordem in der Welt Baronin Madeleine de Ronville genannt! Kraft des Ansehens und der Gewalt, welche mir verliehen worden ist, stoße ich Dich aus diesem Orden. Du bist nicht mehr eine von unseren Schwestern. Erhebe Dich!"

Aber sie stand nicht auf; nur ihr Haupt sank etwas tiefer auf den Busen herab.

Die Superiorin winkte zweien von den älteren Schwestern, welche nun vortraten und die Verstoßene aufhoben; sie nahmen ihr die weiße Haube mit den breiten Flügeln vom Kopfe, und die langen Flechten ihres reichen Haares fielen wie die befreiten Gewässer eines gestauten Stromes herab und bedeckten ihre Schultern; dann nahmen sie ihr sanft und mit zitternden Händen das graue Gewand vom Leibe, kleideten sie in ein schwarzes, und führten sie sachte vorwärts, denn sie konnte kaum mehr gehen.

Und nun flossen die Thränen reichlich aus Aller Augen, nur nicht aus den ihrigen. Der Priester trat vor, die Rauchfässer wurden geschwungen, und die thränenvollen Stimmen der Schwestern huben von Neuem den gedämpften wehmüthigen Gesang an. Als der Zug den Hof erreichte, erhob Madeleine ihr

Haupt und blickte zum Himmel empor, an welchem die Sterne in ruhiger Majestät hinzogen. Man führte sie zu dem großen Thore und schaarte sich um sie her.

„Lebe wohl, lebe wohl, Madeleine!“ flüsterten viele Stimmen; allein sonst nichts. Kein Kuß, kein Händedruck, nur die vollen überströmenden Augen bekundeten die Rührung und den Gram der Schwestern. Madeleine drehte sich um und betrachtete Eine nach der Andern, ihre Lippen bebten, und die Schwestern, welche in ihrer Nähe standen, vernahmen von denselben ein leises Lebewohl!

Die Thür öffnete sich und schloß sich dann hinter ihr — sie sah sich ohne Heimath, ohne Freunde, voll Schmach in die fremde kalte Welt hinausgestoßen und wußte nicht, wohin sie ihre Schritte lenken sollte! Es war früher Morgen. Paul sah von seinem Fenster aus sie heraustreten. Er zweifelte einen Augenblick, ob sie es sey, aber er konnte nicht lange zweifeln; voll Freuden sprang er auf, eilte hinunter an ihre Seite und rief: „Madeleine, Madeleine, kennst Du mich nicht mehr?“

Sie lächelte ihn hold an, sprach aber kein Wort. Er glaubte, sie sey um den Verstand gekommen. Mit liebreicher Sanftmuth ergriff er ihre beiden Hände und führte sie schweigend hinüber in seine Wohnung. Hier erst blickte sie ihn an, wie eine die aus einem tiefen Schlafe erwacht, und fragte: „Paul, bist Du es?“

„Ja, ja, ich bin bei Dir.“

— „Sag' an, was ist Dir zugestoßen?“

„Paul,“ erwiderte sie, „gönne mir einige menschliche Liebe; ich sehne mich bis zum Tode nach Freundschaft und Wohlwollen!“

Er drückte sie an sein Herz, sie legte ihr Haupt auf seine

Schulter und jetzt erst brachen die wohlthuenden Thränen hervor wie ein Bergstrom, erleichterten das gepreßte Herz und die Frau war glücklich.

So schwankt des Weibes Liebe hin und her zwischen Gott und dem Menschen!

Sechzigstes Kapitel.

Frei in England.

Die Vorbereitungen zur Abreise nach England waren längst getroffen, und sobald die Modistin der Nachbarschaft Madeleinen die nöthige Toilette zur Reise verschafft und Paul eine Zofe für seine Verlobte angenommen hatte, reisten sie von Paris ab, und langten drei Tage später in Crompton-Hall, auf dem Erb- und Familiengute der Montagues, an, wo sie am folgenden Tage in derselben Kapelle getraut wurden, welche zugleich die Familiengruft enthielt. Madeleine hatte ihren Eltern von Dieppe aus, von wo das junge Paar mit dem Kanaldämpfer nach Brighton übersetzte, brieflich alles mitgetheilt, was sich mit ihr in den letzten Wochen zugetragen, hatte ihnen gemeldet, daß sie sich mit Paul Montague verlobt, und sie innigst nicht nur um ihren Segen, sondern auch um die Freundlichkeit gebeten, daß sie nach Crompton-Hall kämen, um ihrer Hochzeit beizuwohnen. Allein der Baron v. Ronville und seine Gattin leisteten dieser Einladung keine Folge — ein finsteres Vorurtheil schied sie augenblicklich von ihrem einzigen Kinde. Der Baron zürnte Madeleinen wegen des Affronts, den ihr Benehmen in den Augen der großen blinden Menge auf seinen Namen gehäuft, und der

wilde verblendete Eifer des Pfarrers von Ronville schürte diesen Groll und nahm insbesondre die Mutter gegen ihr armes Kind ein, welchem sie zürnte sowohl wegen ihres groben Verstoßes gegen die Regeln jener religiösen Gemeinschaft und ihres anstößigen Betragens als Ordensschwester, als auch wegen der mit einem Ketzer eingegangenen Verbindung. Daß sie gerade demselben Montague den eigenen guten Ruf und die Ehre der Familie zum Opfer gebracht, welcher schon einmal als Störer des stillen häuslichen Friedens von Ronville aufgetreten war, galt in den Augen der erbitterten und betrübten Eltern noch als ein erschwerender Umstand für Madeleine. Als ob eine Frau, die mit der ganzen Kraft ihrer Seele liebt, etwas für zu groß und erhaben hielte, um es nicht an die Rettung des geliebten Mannes zu setzen!

Madeleinen ging es nahe, ihre Eltern am Traualtare missen zu müssen, als sie, den bräutlichen Schleier und den Kranz von Orangenblüthen im Haar, von einem älteren Verwandten Paul's, Sir Arthur S. Bell, ihrem Verlobten zugeführt ward. Die Blässe des feinen, von so vielen inneren und äußeren Stürmen der jüngsten Vergangenheit abgehärmten Angesichts verrieth jedoch die ganze Seelenstärke und das innige Vertrauen ihres kräftigen Gemüths, und nur als die bedeutsamen Worte der anglikanischen Liturgie: „for better, for worse“ etc. *) an ihr Ohr schlugen, da schimmerte eine feine Röthe durch ihre weißen bleichen Wangen und das liebe milde in Thränen schwimmende Auge haftete lange und mit tiefer Bewegung auf den ebenfalls noch verstörten und abgehärmten Wangen des Mannes, dem sie alles, alles geopfert,

*) In guten wie in schlimmen Tagen.

was nur sonst zu den höchsten Gütern der Erde zählt: Vaterland, Stand, Familie, Elternhaus, Vermögen und Ehre. Und wenn auch nur fremde Gesichter als Trauzeugen um den Altar standen, wo dieser Bund zweier Herzen, die durch so viele Leiden einander werth geworden und durch ihr Alleinstehen nun auf einander angewiesen waren, seine kirchliche Weihe erhielt, so durchglühte nichts destoweniger Madeleinens Seele die überzeugendste Ahnung, daß dieser Verbindung der reichste Ersatz für alles, was sie aufgegeben und hinter sich verbrannt habe, entkeimen und so viel von ungetrübtem und geläutertem irdischem Glück entspringen würde, als nur in einer bescheidenen anspruchslosen Menschenseele Raum hat. Und welche Empfindungen durchschauerten Paul's starke Brust, als er die Neuvermählte vor dem Altar in seine Arme schloß und an die Erinnerung alles dessen, was Madeleine ihm geopfert und geleistet, die heiligsten Gelübde lebenslanger Verehrung für dieses herrliche Weib knüpfte!

Die Honigmonde verbrachte das junge Paar in größter Zurückgezogenheit auf seinem Landsitze, — die Natur war ja voll neuer Reize für den befreiten Gefangenen, und Madeleinens Herz war vorerst noch seine ganze Welt, und in seinen schönen Augen fand sie ihr unendlich Reich. Die paar ceremoniellen Besuche, welche mit den Nachbarn gewechselt werden mußten, und die Briefe, welche Madeleine an ihre Eltern schrieb, waren die einzigen Unterbrechungen des beständigen Zusammenlebens, des unzertrennlichen In-einander-Aufgehens dieser beiden Menschen. Crompton-Hall war größer, interessanter, ausgedehnter als Ronville — fast zu groß für Madeleinens bescheidene Ansprüche, und im Stillen wünschte sie ein kleineres, minder geräumiges Haus zur Wohnung, um hier in beinahe bürgerlicher Zurückgezogenheit leben zu können. Der Arzt der Familie Montague rieth zu

einem Seebade, und in den letzten Wochen des Spätsommers führte Paul seine Gattin nach einem kleinen Seebad in einem Fischerdorf an der Küste von Wales, in einer Umgebung, welche lieblicher und großartiger nicht gedacht werden konnte, da die Vereinigung der lieblichsten Linien des hügeligen Küstengeländes, seiner grünen saftigen Wiesen, dunkelnden Wäldchen und zahlreichen Obstbäume, mit der Endlosigkeit des weiten Meeres das unvergleichlichste Landschaftsbild schuf.

Das mittelgroße moderne Landhaus, das sie hier bewohnten, war mit all der sinnreichen Behaglichkeit eingerichtet, die ein so ausschließliches Geheimniß der englischen Baukünstler zu seyn scheint; es beherrschte von einer leichten Hügelwelle herab die ausgedehnteste Aussicht auf Land und Meer, und hatte gerade hinreichend Areal in Blumen-, Küchen- und Lustgarten, um angenehme Abwechselung und Erholung im Freien zu bieten. Madeleine war unaussprechlich entzückt von den Reizen dieses Aufenthalts und ihr Wink, daß sie sich hier für Lebenszeit gefallen zu können meine, war dem enthusiastischen Gatten bedeutsam. Er stellte Erkundigungen an und erfuhr, daß das Grundstück zu verkaufen sey, und nun ward sein Geschäftsmann in London alsbald beauftragt, es in aller Stille zu erwerben. Allein er wollte Madeleinen noch eine weitere Ueberraschung bereiten: ein Thurm, ähnlich demjenigen der auf Schloß Ronville Madeleinens Privatzimmer enthalten hatte, sollte künftighin das Wohnhaus flankiren und Zimmer enthalten, die genau nach ihren einstigen Wohnräumen zu Ronville eingerichtet wären. Zu diesem Zwecke mußte er Madeleinen auf einige Monate entfernen, und er bewog sie daher, ihm nach London zu folgen, wo er angeblich wichtige Geschäfte, die sich auf die Verlassenschaft seiner Mutter und seines Bruders bezogen, zu ordnen habe.

Dieser Vorwand entbehrte auch nicht aller Begründung; Paul war jetzt zugänglicher geworden für die Erörterung der Vergangenheit; es verlangte ihn, über den Tod seiner Mutter und deren Versuche zu seiner Befreiung Näheres zu erfahren, denn die ersten Mittheilungen, welche ihm der Geschäftsmann der Familie hierüber gemacht hatte, waren sehr oberflächlich und schonend gewesen. Jetzt dünkte es ihm eine Pflicht der Pietät, alles zu ermitteln, was seine Mutter für ihn gethan und geduldet habe; er wähnte des Glückes der Gegenwart nicht würdig zu seyn, so lange er diese Schuld an die Vergangenheit nicht getilgt habe. Er sprach darüber mit Madeleinen, die ihn vollkommen begriff und seine Beweggründe würdigte.

Einige Tage nach seiner Ankunft in London fuhr er eines Morgens in dieser Absicht nach der City zu seinen Geschäftsmännern, der Advokatenfirma Hardy, Thompson und Subtle, und begehrte eine Unterredung über diesen Punkt mit dem ältesten Partner der Firma, welcher damals nach Frankreich geeilt war, um die Hinterlassenschaft der so plötzlich verstorbenen Mrs. Montague zu ordnen. Mr. Hardy erzählte ihm alles, was er ermittelt hatte, und konnte ihm thatsächliche Beweismittel vorlegen, denn als gewiegter Geschäftsmann hatte er über alles eine Art Protokoll aufgenommen. Paul's Herz blutete, aber ein unversöhnlicher Ingrimm schlug gleichzeitig in hohen Flammen in seiner Seele auf, und sein ganzes Wesen durchbebte ein unbezwingliches Gelüste nach Rache.

„Ich habe Ihnen nur mitgetheilt, was ich selbst ermittelt, aber es mag manches nicht ganz authentisch seyn, denn es sind darunter Schlüsse und Argumente ex post facto," sagte Mr. Hardy am Schlusse. „Wenn es aber Euer Gnaden interessirt, einen Mann zu hören, der in jenen Umständen eine thätige Rolle bei dem Versuch Ihrer Befreiung gespielt hat, so ist dieß leicht zu bewerkstelligen, denn der fragliche Herr ist dermalen hier in London ansäßig."

„Wer ist er?" fragte der Earl of Drymere begierig.

„Ein deutscher Arzt Namens Kahn, der damals die Ehrenwerthe Mrs. Montague in ihren Bemühungen unterstützte."

„Kahn? Kahn, der Schönheitsdoktor, der Freund des Herrn v. Coucy?“ rief Paul lebhaft. „Was thut er denn hier?“

„Er will praktiziren,“ versetzte Mr. Hardy; „er besuchte mich vor einigen Monaten und beauftragte unsere Firma mit den Schritten, um ihm die übliche gesetzmäßige Ermächtigung zur medizinischen Praxis zu verschaffen. Er gestand mir, daß er seiner damaligen Verbindung mit der Ehrenwerthen Mrs. Montague die Bekanntschaft mit unserer Firma verdanke, und seine Adresse ist jedenfalls dem Personal unseres Büreau bekannt. — Die Wohnung von Doktor Hermann Kahn,“ rief er durch einen Wandschieber in das Nebenzimmer, und eine Minute später ward ein kleiner Zettel hereingebracht, der den gewünschten Aufschluß enthielt.

Paul verabschiedete sich rasch von Mr. Hardy, denn ihm brannte der Boden unter den Füßen, bis er den deutschen Arzt gesehen, von dem er seit jenem Abend von Coucy's Verhaftung nichts mehr gehört hatte. Trotz seines Mißtrauens gegen Ausländer, das er mit allen Briten theilte und von welchem National-Vorurtheil auch er sich noch nicht ganz emancipirt hatte, bürgten schon die Achtung, welche Coucy für den deutschen Arzt gehegt, und das Vertrauen, womit seine Mutter diesen beehrt, Paul für Kahn's Achtbarkeit und Zuverlässigkeit. Kahn wohnte in Piccadilly, also gewissermaßen auf dem Vorplatze des eigentlichen Westends, und das Cab trug ihn mit Windeseile vor dessen Thüre.

Als der Diener dem Doktor den Earl of Drymere meldete, öffnete sich die Thüre des Schönheitsarztes alsbald; aber die beiden Männer hätten einander nicht wieder erkannt, wenn sie sich unvermittelt begegnet wären. Kahn's spärliches Haupthaar war schneeweiß geworden wie der dicke englische Backenbart, den er nun trug; die kurze gedrungene Gestalt war hager und etwas gebeugt, das ernste Gesicht trug tiefe Furchen des Leidens und einer gewissen Verbitterung, und nur in diesen Augen glühte noch etwas von unverwüstlichem jugendlichem Feuer.

„Was verschafft mir die Ehre Euer Gnaden bei mir zu sehen?“ fragte er mit Würde den Eingetretenen; „gewöhnlich suchen mich nur Damen auf.“

„Ich suche nicht den Arzt, sondern den Menschen in Ihnen, den Freund von de Coucy, den treuen Rathgeber und Gehülfen meiner Mutter bei dem unglücklichen Versuch meiner Befreiung!“ rief Paul und drückte ihm warm die Hand.

„Wie? Sie wären der ehemalige Mr. Montague, der Verschwörer aus Liebhaberei?!...“

„Derselbe der einst mit de Coucy in Ihrem Wagen nach einer Kellerwohnung im Faubourg St. Antoine fuhr — derselbe um dessen willen de Coucy's edle Seele die Rettung aus Ihrer Hand verschmähte,“ sagte Paul und setzte sich in einen Lehnstuhl.

„Ach, nur langsam löse ich aus den Falten dieses bleichen Gesichts die einst so vollen kräftigen Züge des Jünglings!“ rief Kahn tief ergriffen. „Und Sie sind frei? de Coucy aber ist todt! — Und darf ich wissen, ob die glühende Sonne von Cayenne Ihr Haar schon so früh gebleicht und Ihre Jugendfrische gewelkt, oder ob die Kerkerluft Sie vergiftet hat?“

Paul erzählte ihm in Kürze die Geschichte seiner Kerkerhaft und seiner Befreiung, und dann theilte ihm Kahn mit, was er von jenem unglücklichen Befreiungsversuch zu melden hatte, und der Herbst-Abend dunkelte bereits, ehe er damit zu Ende war. Aber diese gegenseitigen Mittheilungen schlangen ein unauflöslich inniges Band um den gereiften Mann und den jungen Earl.

„Und wie geht es Ihnen nun? warum kehrten Sie aus Amerika zurück? was treiben Sie hier?“ fragte Paul.

„Ich kann Ihre drei Fragen mit zwei Worten beantworten: ich praktizire und konspirire!“

„Gegen wen? doch was frag' ich! gegen wen anders als gegen Badinguey und sein System, nicht wahr?“

„Ja. Amerika ist das Grab meiner Frau geworden, und wie leicht auch ihr die Erde seyn mag, mir war sie heißer Wüstensand für Herz und Gemüth, und da meine Kinder nach Europa zurückbegehrten, um ihre Erziehung zu vollenden, so übersiedelte ich vor Kurzem hieher, und habe neben dem Drang der Selbsterhaltung nur noch das Eine Pathos: Rache, Rache, Rache! Ich hab's in meinen bängsten Lebensstunden gelobt, de Coucy's reines Blut zu rächen!“

„Dann nehmen Sie mich zum Genossen an, mein Freund!“ rief Paul; „die Rente meines Vermögens, mein Kopf und mein Arm sind Ihnen; ich habe eine noch schwerere und heiligere Verpflichtung als Sie.“

„Im Namen der Gerechtigkeit und der Freiheit der Völker ergreife ich dankbar Ihre Hand, mein Freund!“ sagte Kahn und schüttelte dieselbe innigst. „Aber ich nehme nur Ihr Geld und Ihre Intelligenz an; unser Leben gehört den Unserigen, der Freiheit; Andere, Jüngere mögen die Werkzeuge seyn. Wir geben Ideeen und das allbewegende Mittel, das Geld!“

Eine Umarmung, ein Bruderkuß besiegelte diesen Bund, und Kahn versprach den Earl of Drymere in das Comité der geheimen Gesellschaft einzuführen, der er selbst angehörte als eines der eifrigsten und umsichtigsten Mitglieder.

Nach Hause zurückgekehrt, warf der von so vielen aufregenden Gefühlen, Ideen und Plänen bewegte Paul sich an Madeleinens Hals und küßte sie mit einer tiefen Erschütterung.

„Oh mein herrliches theures Herz, wie wenig bin ich Deiner würdig!“ flüsterte er und hatte Mühe, seine Thränen zu verhalten.

„Du, mein bester Mann? Ei das ist Blasphemie! Du bist so edel und wacker, so ritterlich und treu wie Gold!“ rief sie, schlang die Arme um seinen Hals und drückte ihn mit einer Innigkeit an sich, als ob sie ihn niemals wieder loslassen sollte. „Was ist Dir denn? Du bist so bewegt!“

„Vergib mir, wie mir der Himmel vergeben möge!“ sagte er. „Deine Liebe und Dein Besitz könnte und sollte mich so glücklich machen, daß nichts anderes mehr in meiner Seele Raum finden müßte. Meine Seele sollte ein reiner Himmel seyn und doch ist mein undankbares Herz so sündhaft und schwach, daß es sich der Dämonen nicht erwehren kann, denn neben all dem Glück der Liebe, das mich erfüllt, hat doch noch ein Dämon sich in meiner Seele eingenistet!“

„Wie heißt er? ich will ihn bannen! Ist es Eifersucht, oder Ehrgeiz, oder Stolz?“

„Keiner von all diesen! es ist die Rachsucht!“ sagte er dumpf

mit bebender Stimme und düsterem Augenblitz. „Ich hasse namenlos und unversöhnlich die Mörder meiner Mutter und meines Freundes, die Räuber meiner Freiheit, die Bedrücker Europa's." Und er erzählte ihr in Kürze alles was er gehört und gelesen und mit Kahn und Hardy gesprochen hatte.

Madeleine blickte ihn wehmüthig und doch voll unsäglich inniger Theilnahme an, als er geendet hatte, ergriff seine Hand und sagte: „Uns armen Frauen ist es versagt, all' eure Gefühle zu begreifen, ihr wilden Männer! Ich kann Dich nicht tadeln, mein eigenster Paul, denn selbst die tadelnswerthe Leidenschaft, welche Dich durchglüht, ist vielleicht nur die Verirrung eines edlen, sittlich berechtigten Gefühls. Aber ich beschwöre Dich nur um das Eine: sey auf Deiner Hut, wahre Deine Freiheit, Dein Leben, denn an Deinem kostbaren Daseyn hängt mein eigenes Leben und," fügte sie erglühend hinzu und verbarg ihr Antlitz an seiner Schulter, — „und vielleicht ein noch theuereres werdendes Leben!" — ein Geständniß, welches Paul's Gedanken unwillkürlich eine andere Richtung gab. —

Paul sandte zunächst einen zuverlässigen Mann, ehemaligen Beamten der Londoner Kriminalpolizei, mit reichen Geldmitteln versehen, nach Paris, damit derselbe dort Erkundigungen und Nachforschungen aller Art anstelle: nach Käthchen-Zephyrine, nach Loulou und Nerine, nach der hinterlassenen Wittwe von Girardon, nach Herrn v. Brideuil, dem wilden Henriot, dem Verräther Antoine Legrand u. A. m. Binnen weniger Wochen hatte er erschöpfende Auskunft über alle. Käthchens Geschick ging Paul nahe, und er weihte ihrem Andenken eine stille Thräne, gelobte sich jedoch, ihren Namen niemals zu nennen vor Madeleinens reinem Ohr. Die Nachrichten über Antoine und Brideuil erfüllten ihn mit jenem eigenthümlichen Gefühle der Befriedigung, welches man beinahe fromme andächtige Dankbarkeit für das unabwendbare Walten einer sichtbaren Nemesis nennen könnte. Aber nächstdem, daß er Gelegenheit fand eine Pflicht der Dankbarkeit gegen Loulou und Nerine abzutragen und das Loos der Wittwe Girardon zu erleichtern, erfüllten ihn die Nachrichten über die politischen Zustände in Frankreich, über das Treiben der Parteien

mit einer wilden Freude. Der Funke glimmte unter der Asche fort; der Same der Rebellion keimte — der erste Sonnenstrahl günstiger Gelegenheit schien zu begünstigen, daß er in Halme schieße.

Einundsechszigstes Kapitel.

Auch eine Jugendliebe.

Ihre Majestät die Kaiserin Eugenie war an einem November-Abend sehr eifrig damit beschäftigt, im Kreise der ‚großen Babylonierinnen' oder freien Damen, welche ihre Tafelrunde bilden, die neuern Kostüme zu einer Hoffête auszusinnen. Der große Salon, dessen feenhafter Luxus sprüchwörtlich geworden, wimmelte schon von den schönsten Weibern in den reichsten Stoffen der Welt und in den maßlosesten Crinolinen, und die Augen dieser Verschwenderinnen der neuen Kaiser-Aera blitzten vor Erwartung und hingen bald an dem feinen schönen Munde Ihrer Majestät, bald an demjenigen des Monsieur Coquel, des Leibschneiders der Kaiserin, bald an demjenigen des Herrn Ferini, Costümiers der großen Oper, die als Männer vom Fach mit zur Berathung gezogen waren und in ihren schwarzen Habits und weißen Westen und Cravatten unter den bunteren und reichern Gewändern der Damen sich ausnahmen wie zwei Elstern unter einem Schwarm Papageien und Paradiesvögel. Der Eintritt des Kaisers selbst, welcher mit einem gewinnenden Lächeln nach allen Seiten hin grüßte, vermochte die Beeiferung der Damen nicht auf die Dauer zu stören, zumal da er selbst auf die Vorschläge, Räthe, Amendements ꝛc. der Kleiderkünstler mit einigem Interesse zu hören schien. Die Sache ward mit einer Wichtigkeit behandelt, als gälte es das Wohl und Wehe von Nationen — obschon es nur ein Fest galt, wobei jedes Damenkostüm nur die Kleinigkeit von zehn- bis zwölftausend Franken kosten mochte. Am allermeisten ergriffen und betheiligt war aber die Kaiserin selbst, und als daher ein Kammerherr an sie herantrat und ihr leise eine Meldung machte, fiel sie beinahe aus der Rolle der ewig-lächelnden An-

muth und gab durch eine lebhafte Geberde der Ungeduld zu erkennen, daß sie nicht gern beläſtigt seyn wolle.

„Haben Sie die Freundlichkeit, Herr Marquis, die Prinzeſſin zu erſuchen, daß ſie geruhen möge, noch einige Augenblicke zu warten; ich werde bald hier zu Ende ſeyn!“

Der Kammerherr verbeugte ſich, wagte aber zu bemerken: Ihre kaiſerliche Hoheit betrachte es als hohe Gnade von Ihrer Majeſtät empfangen zu werden, da ſie Mittheilungen von höchſter Wichtigkeit zu machen habe.“

„Ach ja, Herr Marquis! ich bin auch ſehr neugierig,“ verſetzte die Kaiſerin mit deutlich ausgeſprochener Ungeduld; „aber geben Sie der Prinzeſſin gefälligſt zu bedenken, daß ich augenblicklich ſehr beſchäftigt bin.“

„Was gibt es denn, mein Seelchen?“ fragte der Kaiſer.

„Ach, la Gruesita!“ verſetzte die Kaiſerin etwas ironiſch.

„Wie? Mathilde? .... Will ſie etwa in der Quadrille ebenfalls mitreiten?“

„Ah, da würde ſie in der That eine köſtliche Figur machen! Nicht doch, mein Lieber! ſie bittet nur dringend um eine Privat-Audienz, um mir dringende Mittheilungen zu machen.“

„Worüber denn, mein Engel?“

„Ich weiß es nicht, mein Lieber! vielleicht irgend eine neue Geldverlegenheit von Tio Geronimo (Onkel Hieronymus)! Er kennt die Macht der Fürbitten ſeiner dicken Tochter auf Sie, mein Lieber!“

„Ah, Mathilde iſt eine gute Seele, und ich verdanke ihr mancherlei,“ ſagte der Kaiſer leichthin; „ich werde ſie einſtweilen für Sie empfangen, mein Seelchen!“ Und er ging wie von der Ahnung eines ungewöhnlichen Etwas getrieben.

Im reichen, feenhaft geſchmückten Privatſalon der Kaiſerin traf Napoleon ſeine Couſine Mathilde. Die gute dicke Fürſtin Demidoff, welcher die Kaiſerin in ihrem nichts ſchonenden Uebermuthe wegen ihrer Wohlbeleibtheit den Spitznamen la Gruesita (die Dickwanſtige) gegeben hatte, war noch immer eine reizende Frau und hatte viel von der Anmuth ihrer Mutter, der ſchönen Prinzeſſin Katharina von Württemberg, welche einſt auf des erſten

Napoleons Befehl dem Roué Jerôme Bonaparte geopfert worden war. Aber heute war sie bleich und aufgeregt, und beim Anblick des Kaisers stand sie mit beinahe fieberischer Hast und Unruhe auf.

„Guten Abend, Cousine! Wie geht es Ihnen, Mathilde?“ hub der Kaiser an und ein verbindliches wohlwollendes Lächeln leuchtete auf seinen fahlen und sonst so leidenschaftslosen Zügen auf. „Eugenie bittet Sie freundlich, nur noch einige Augenblicke zu verziehen, da sie noch beschäftigt ist!“

„Ah, ich weiß — die Vorbereitungen für das Carousel, für die neue Quadrille zu Pferde!“ erwiderte die Prinzessin Mathilde mit beinahe vorwurfsvollem Tone; „ah, Sire, die Kaiserin ist eine glückliche Natur. Sie flattert dem Vergnügen nach wie ein Schmetterling, während der politische Meuchelmord und die Verschwörung Ihren Thron umlauern und unterwühlen! Sie beschäftigt sich mit Toiletten, während vielleicht auf eben diesem Carousel eine Höllenmaschine auf Sie gerichtet wird, Sire...“

„Ach, Mathilde! Sie sehen Gespenster!“ rief der Kaiser und versuchte ironisch zu lächeln, aber das Erblassen seiner Wangen und ein flüchtiger Blick des Schreckens straften seine Zuversicht und scheinbar heitere Laune Lügen. „Frankreich ist ruhig, und Maupas' Polizei so trefflich organisirt, daß uns keine noch so leise Bewegung im Volke und selbst in den Geheimen Clubs entgeht!“

„Maupas' Netze reichen nicht weit über Frankreichs Grenzen hinaus, aber was vermag er, was vermögen Sie, Sire, in England?“ fragte die Prinzessin mit tiefer Bewegung; „in England, dem Asyl aller Malcontenten und Verschwörer, bereitet sich ein Schlag gegen Sie vor, Vetter, und die Leute, welche dort gegen Sie konspiriren, sind dießmal nicht bloße Abenteurer und Vagabunden, sondern reiche und angesehene Leute.“

„Das sind Märchen, Cousine, die man Ihnen aufgebunden hat!“ sagte der Kaiser; „müssige Erfindungen der Londoner Penny-a-liners, um das Börsenspiel zu beleben oder den gichtbrüchigen alten Gentlemen die Verdauung durch eine gelinde Aufregung zu befördern! Mein Glücksstern ist noch lange nicht im Zenith.“

„Ludwig!“ flüsterte die Prinzessin, und aus diesem Ton klang eine ferne Zeit von Liebesfrühling und Lebensmai hervor, gegen deren sieghafte Gewalt selbst der Kaiser nicht gewappnet war, denn er erfaßte Mathildens Hand; — „Vetter,“ fuhr sie mit einer gewaltigen inneren Bewegung fort und blickte ihn mit feuchtem Auge wie beschwörend an; „ich bitte Sie dringend, schenken Sie mir nur einen Augenblick Gehör. Ich ließ mich heute bei Ihnen melden, ward jedoch nicht vorgelassen; Sie arbeiteten mit Mocquard und Persigny, hieß es. Ich ging zu Maupas und er lächelte mich ungläubig an, als ich ihm meine Mittheilungen machte. Darum wollte ich zur Kaiserin, um in ihr Ohr niederzulegen, was ich erfahren habe. Als Gattin, als Mutter müßte sie mir glauben und in Sie dringen, Sire, sich vorzusehen und jener Konspiration zu begegnen, die sich in England vorbereitet.“

„In England?“ wiederholte der Kaiser dumpf, und rückte mit seinem Fauteuil der Prinzessin näher. „Das ist allerdings beachtenswerth. Allein wie kommen Sie zu dieser Kunde!“

„Lesen Sie, Vetter! dieser Brief enthält Winke, die nicht zu mißachten sind!“

Der Kaiser nahm den Brief und wandte sich im Stuhle seitwärts, um der Prinzessin den Anblick seiner Züge zu entziehen, und mehr Licht von dem Lüstre am Kamin auf den Brief fallen zu lassen. Mathilde beobachtete ihn aufmerksam, aber wie sehr sich der Kaiser auch zusammennahm, um eine äußere Ruhe und Kaltblütigkeit zu behalten, so zitterte doch das Blatt leicht in seiner Hand und der raschere Athem verrieth seine Bewegung.

„Der Brief ist anonym, — aber die Schreiberin begegnet Ihnen so bekannt — darf ich fragen, wer sie ist?“

„Nein, Sire! Ich bin ihr Diskretion schuldig. Eine Person von höchster Glaubwürdigkeit, wie ich sie kenne, verdient sie Schonung ihres Namens, weil eine Entdeckung der mir gemachten Mittheilungen ihr großen Nachtheil, ja Lebensgefahr bringen kann.“

„Woher kommt der Brief, Mathilde?“ fragte der Kaiser

weiter, nachdem er vergebens nach dem Poststempel und Datum gesehen hatte.

„Aus der Schweiz, Sire! aus guter, glaubwürdiger Quelle."

„Weiß Ihr Bruder, Prinz Napoleon, um diesen Brief, Cousine?"

„Nein, ihm zu allerletzt würde ich einen solchen Akt des Vertrauens erweisen. Aber Sie sehen ja, daß das Schreiben von einer Dame herrührt, welche eine innige Freundschaft mir verbindet, und daß es aus Motiven entspringt, welche über jede Anzweifelung erhaben sind!"

Der Kaiser ging mit hastigen unruhigen Schritten auf dem Teppich auf und nieder, in innerster Seele beschäftigt von dem Inhalt dieses Briefes. „Ich beschwöre Sie, Louis," fuhr die Prinzessin mit gedämpfter Stimme fort, „schlagen Sie diese Warnungen nicht in den Wind. Sinnen Sie auf Mittel, diesen Streich zu contrecarriren und die Verschwörer unschädlich zu machen. Behandeln Sie die Sache nicht leichtfertig und vertrauen Sie nicht allzusehr auf Ihren Glücksstern. Bedenken Sie, wie viel an Ihrem theuren Leben hängt für Ihren Sohn, für Ihre Gemahlin, für uns Alle, für Frankreich, für die ganze Welt! Louis, Vetter! um alter Zeiten willen, glauben Sie mir und schlagen Sie diese Warnung nicht in den Wind!"

„Es kann ein fein angelegter Plan seyn, um mich gewaltsam vorwärts zu drängen, daß ich alte Versprechungen wegen Italiens erfülle, wozu aber die Zeit noch nicht gekommen ist!" sagte der Kaiser halblaut wie im Selbstgespräch; „es kann ein Schachzug der Diplomatie, eine schlaue Intrigue seyn . . ."

„O nein, Sire! keines von beiden! Dürft' ich Ihnen den Namen derjenigen nennen, welche diesen Brief geschrieben, so wird der letztere Verdacht in nichts zerfallen."

„So nennen Sie ihn, Mathilde! ich beschwöre Sie! Nennen Sie mir ihn jetzt, hier, mir allein, und ich gelobe Ihnen mit meinem feierlichsten Worte, daß ihn keine lebende Seele von mir erfahren soll. Sie begreifen ja, von welcher Wichtigkeit es für mich ist, die Authenticität dieser Mittheilungen beurtheilen zu können!"

„Wohlan denn, nur aus diesem Grunde und nur gegen Sie allein, Sire, will ich mein Schweigen brechen," erwiderte die Prinzessin. „Der Brief kommt von der Gräfin A., der Gemahlin von Alexander Herzen . . . ."

„Dem russischen Flüchtling und Agitator?" fragte der Kaiser erstaunt, und warf sich dann mit einem gedehnten „Ah" wieder in den Fauteuil, um das Schreiben noch einmal aufmerksam zu durchlesen. In diesem Augenblick trat die Kaiserin herein und begrüßte die Prinzessin; die ernsten Mienen des Kaisers aber und

der Prinzessin verscheuchten mit Einem Male die muntere Laune Eugeniens, und sich über den Lehnstuhl des Kaisers beugend und ihren Arm um seinen Nacken legend, schaute sie in das verhängnißvolle Blatt.

„Ha, was ist das? ein Attentat auf uns und unsern Sohn?“ rief sie dann jählings und richtete sich erschrocken auf. „Wer und wo sind die Elenden, die dieß beabsichtigen?“

„In England, Madame!“ erwiderte die Prinzessin; „ich beschwöre Sie, dringen Sie in den Kaiser, daß irgend etwas geschehe, um den Streich abzulenken! Er ist gewarnt, und sein durchdringender Scharfblick wird Mittel finden, die Absichten der Verschwörer zu vereiteln!“

„Geben Sie her, mein Theurer! ich will alles wissen!“ sagte die Kaiserin und griff nach dem Briefe; „es fehlt mir nicht an Muth, der Gefahr in's Auge zu blicken; ich will beweisen, daß ich des Thrones würdig bin!“

„Ah, Madame! Gott segne Ihren Entschluß!“ sagte die Prinzessin; „greifen Sie ein in das Rad der Geschichte! Es gibt ein gewaltiges Band, das uns alle umschlingt: die Solidarität unserer Interessen, die an diesem einzigen, seltenen erlauchten Haupte hängen! — Lesen Sie diesen Brief aufmerksam, Madame, und Sie werden gleich mir von der Ansicht durchdrungen werden, daß schon eine einzige Anspielung darin hinreicht, um darzuthun, daß dieses Komplott kein gewöhnliches ist, und diese Anspielung ....“

„Ist die auf das Testament von St. Helena, nicht wahr?“ fragte Eugenie.

„Ja, Madame! diese Stelle hier: ‚die Verschwörer wissen, daß der erste Punkt des Testaments von St. Helena durch den Krimmkrieg erledigt und daß Rußland's gefürchtete Größe zerschmettert ist; sie wissen, daß der Kaiser vergebens angegangen ward, die zweite Aufgabe des Testaments seines Oheims durch die Befreiung Italiens zu lösen. Sie rechnen darauf, daß Oesterreich, Preußen, Rußland und England mit ihnen in Connivenz treten werden, um die gegen sie gerichteten Schläge zu anticipiren, indem sie der Vernichtung der Familie Bonaparte ihre Unterstützung leihen; und dieß macht die Hauptstärke der Verschwörer aus‘.... Sind Menschen zu mißachten, die um die geheimsten Gedanken und Pläne und um die Aufgaben des Bonapartismus wissen? und wie sind sie zu dieser Wissenschaft gelangt?“

„Auf eine sehr einfache Weise,“ entgegnete der Kaiser; „was zwei Menschen wissen und was jemals geschrieben worden, hat aufgehört Geheimniß zu seyn. So mögen sie denn zwar wohl das politische Testament meines Oheims kennen und wissen, was von uns den Staaten droht; aber kein Sterblicher kann sich vermessen zu sagen, wie ich und in welchen Zeiträumen und mit

was für Mitteln ich die Aufgabe lösen werde, welche mir mein großer Oheim hinterlassen!"

„So steht denn unser ganzes Heil nur auf zwei Augen, und dieß erhöht noch die Gefahr unserer Lage, die Unsicherheit unserer Zukunft!" sagte die Prinzessin mit aufrichtiger Sorge. „Ein einziges erfolgreiches Attentat, die Kugel eines elenden Meuchlers, und die reichste Zukunft sinkt mit dem Werke eines halben Jahrhunderts zusammen!"

„Aber der Meuchelmörder ist noch nicht geboren von dessen Hand ich fallen soll, und der Mensch lebt nicht, der meinen Neidern und Feinden verrathen könnte, was ich unter dieser Stirne ausgereift, um die Aufgaben unserer Familie zu erfüllen!" sagte der Kaiser mit wilder Energie. „Laßt sie konspiriren, laßt sie drohen! Sie sollen mich nicht eine Linie breit von dem Weg verrücken, den ich mir vorgezeichnet hatte! Ich fürchte selbst diese Verschwörung nicht, denn die Undurchdringlichkeit meiner Pläne ist der Demantschild, woran die Pfeile meiner Feinde abprallen. Ihre liebevolle Sorge hat Sie zu weit geführt, Cousine, und der Muth, womit ich einer halben Welt sieghaft entgegentrat, wächst in mir nach Maßgabe der Schwierigkeiten, die sich mir entgegenthürmen. Meines Schicksals sicher, trotze ich einer Welt in Waffen — warum also nicht auch den Dolchen der Meuchler?"

„Mein Held! mein Adler!" rief Eugenie begeistert und schlang ihre Arme um ihn; „seine Zuversicht bannt stets auch meine Sorgen, denn die Kühnen trägt das Glück...."

„Gebe Gott, daß Sie sich nicht täuschen!" sagte die Prinzessin Mathilde; „aber wie dem auch sey, ich habe das meinige gethan und den Kaiser gewarnt vor den Feinden, die vielleicht mächtiger sind als alle seitherigen Verschwörer gegen ihn und uns."

Die in vorstehendem angedeutete Verschwörung, das Kind derjenigen, deren Mißglücken und Folgen den Inhalt unserer neuen Pariser Mysterien bilden, wollen wir später erzählen. Der Rahmen, den wir uns für das vorliegende Werk gesteckt, ist erschöpft, ehe wir den reichen politischen und geschichtlichen Stoff, den wir angesammelt, zu bewältigen vermochten. Diesen werden wir verarbeiten in einem schon begonnenen Roman, der demnächst erscheinen soll unter dem Titel: „Das Testament von St. Helena."

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mylius, Otfrid,

Neue Pariser Mysterien ein Sittengemälde aus dem Zweiten Kaiserreich

Bd.: 3

Stuttgart (1863)

P.o.germ. 1933 y-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10127079-8